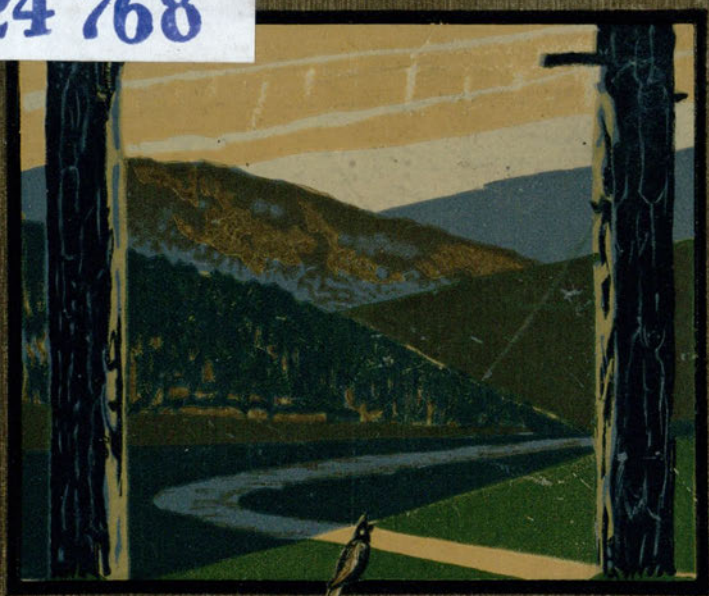


24 768



Alle Lande sind
Seiner Ehre voll

Wanderskizzen
von Gottes Werk
in weiter Welt

**M. Hennig,
Alle Lande sind Seiner Ehre voll!**

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

Copyright 1911 by Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg.

Alle Lande sind Seiner Ehre voll!

Wanderskizzen
von Gottes Werk in weiter Welt

Herausgegeben von
D. Martin Hennig

Buchschmuck von Albrecht Biedermann

4.—6. Tausend

acc. 2437
Mietris



Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses

lit. podr. 2
Swiat.

CBGIOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5168769

30-



24768

Inhalt und Mitarbeiter:

	Seite
Vorwort von D. M. Hennig	V
1. Sinai und Ägypten von D. Ludw. Schneller	1
2. Babel von Dr. Johs. Jeremias	17
3. Palästina von D. Ludw. Schneller	38
4. Rom von † Senior D. Behrmann	78
5. Das Land der Griechen von Pfarrer Jul. Werner	95
6. Konstantinopel von D. Ludw. Schneller	108
7. Die romanische Schweiz, das Rhonetal und die Provence von A. Hoffmann-Genf	126
8. Die deutsche Schweiz von Dr. Hadorn-Bern	148
9. Steiermark von Wilh. Jigenstein	169
10. Schwaben von Ernst Schreiner	189
11. Franken von August Bomhard	206
12. Aus Deutschlands Mitte von Herm. Alberts	236
13. Westfalen und Wuppertal von Pfarrer Wilh. Busch	260
14. Die Ostmark von Curt Nicklas	276
15. London von B. Rehwald	294
16. Schottland von Gustav Krome	308
17. Indien von Insp. R. Bahusen	326
18. Afrika von Lic. Trittelvitz	340



ZBIORNICA
Kolegizblatow
Zobesplacronysh

NH-62861 H-4974532/TTMK

Vorwort.

Mehr als 125 Jahre sind vergangen, seit J. G. Herder seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit schrieb. Wie selten ein Buch wirkte dieses Buch anregend auf Philosophie und Geschichtsstudien, Völkerforschung und Erdbeschreibung. Es gibt heut keine Geschichtswissenschaft und keine Völkerkunde, die nicht von Herders Gedanken beeinflusst wäre.

Einen Lieblingsgedanken Herders möchten wir in dem vorliegenden Buche dem christlichen Hause unserer Tage nahebringen, weil er für unser Geschlecht große Bedeutung hat. Ein wanderlustiges Volk sind seit alter Zeit die Deutschen gewesen; und diese Wanderlust scheint von Jahr zu Jahr nur zuzunehmen. Scharen von Deutschen strömen alle Jahre nach Fels und Meer, wallen zum Teil weit über Deutschlands Grenzen hinaus, um sich an der Schönheit der Natur zu erquicken und nach Großstadtluft und Großstadtstaub sich wieder einmal an kräftiger Seeluft und leichtem Bergwind sattzutrinken. Solcher Naturgenuß hat sein Recht, und wir wären die letzten, ihn schmälern zu wollen. Nein, das vorliegende Buch will zu rechter Freude an Gottes Herrlichkeit in der Natur die Herzen erwärmen und Lust machen, hierhin und dorthin, nicht bloß im Geiste, zu wandern.

Aber der wandert schlecht, der nur auf Fels und Stein, auf Baum und Blume, auf die spritzenden, wogenden Wellen achtet; auch der sieht noch nicht genug, der die eigentümliche Anlage des Dorfes, die wunderliche Form des Kirchturms oder die eigenartige bauliche Gestaltung der Häuser beachtet. Der erst hat volle Lust am Wandern und nimmt Bereicherung für seine Seele mit nach Hause, der auch ins Volkstum hineinschaut und Herders Gedanken nachgeht, d. h. die eigenartigen Zusam-

menhänge von Landschaft und Volkstum zum Gegenstand seiner Beobachtung macht. Wer das tut, der sucht in seinem Wandern nicht bloß die Natur und ihre Schönheit; der sucht auch in der Fremde, in die ihn sein Weg führt, den Menschen; und je mehr er sich in dies höchste Gebilde auf der Erde vertieft, und je mehr er die Eigenart des Stammes, zu dem ihn sein Weg geführt hat, mit der Eigenart der heimischen Bevölkerung vergleicht, um so mehr erschließt sich ihm das Auge für die Besonderheit der neuen Umgebung. Und wenn er ihr weiter nachgeht und die Geschichte des Völkerstammes, zu dem er gewandert ist, durchforscht, in seine Familien- und Volks sitten sich vertieft und die Zusammenhänge solcher Eigenart mit der Natur zu ergründen sucht, um so mehr geht ihm das Verständnis für neue Gottesgedanken auf, an denen die meisten achtlos vorübergehen.

In seiner Areopagrede hat Paulus in Athen das Wort gesagt: „Er hat gemacht, daß von einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen, und hat Ziel gesetzt und vorgesehen, wie lang und wie weit sie wohnen sollen“ (Apge sch. 17, 26). Mit diesem Worte gibt er dem Gedanken Ausdruck, der uns bei solcher Verknüpfung der Volks- und Naturbetrachtung aufgeht: Es ist Gottes Rat, die Menschheit nach geographischen Grenzen auf verschiedenartige Erdgebiete zu verteilen, damit sich unter dem Einfluß von Berg und Tal, von See und Sonne, von Steppe und Strom der ganze Reichtum, den Gott in die Menschheit gelegt hat, allseitig entfaltet. Und wer das betrachtet, der steht mit Staunen vor Gottes Weisheit still und betet an: „Alle Lande sind seiner Ehre voll.“ Gott hat sich in der Menschheit verherrlicht.

Und doch ist das noch nicht das Ziel unserer Betrachtung.

Die Menschheit steht unter der Last der Sünde und ist ihrem Beruf gar vielfach untreu geworden. Da kam Er, in dem Göttlichen und Menschlichen sich innig vereint. Er hob die Menschheit aus dem Staube empor, Er brachte ihr Kräfte zur Neubelebung. Und indem sein Geist ein Volkstum durchdringt, zeitigt dies Volkstum seiner gottgegebenen Natur entsprechend eigenartige Früchte, Früchte auch für das Reich Gottes. So wirken dann Stämme, Völker und Nationen in ihrer von der Kraft des Geistes Jesu erfaßten und geheiligten Eigenart für die Ausgestaltung und Entfaltung des Reiches Gottes hier auf Erden.

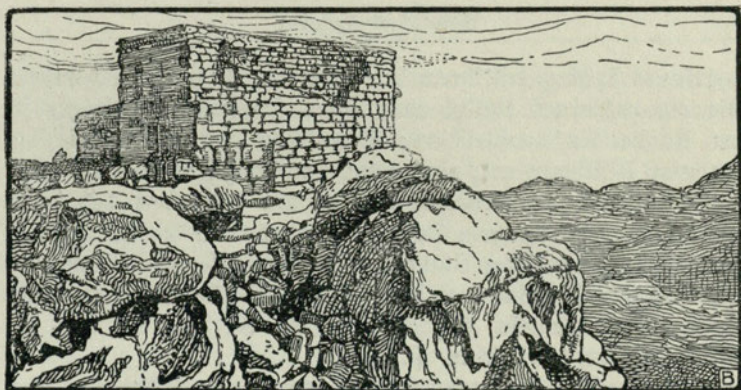
Da hineinschauen, das gibt erst volle Freude; mehr, das führt zur Anbetung, denn dann spürt man: Es ist volle Wahrheit, was der Psalmist sagt: „Alle Lande sind Seiner Ehre voll.“

Unmöglich ist es, in einem Buche wie dem vorliegenden vieler Stämme und Völker Eigenart und Bedeutung zu schildern. Wir haben hier nur ein paar Stämme und Völkergruppen herausgreifen können, um zu zeigen, wie Gott Land und Leute innig verbunden und dann durch die Kräfte des Evangeliums in solchem Lande und in seinen Leuten reiche Früchte hat wachsen lassen. Möchten sich mehr Freunde finden, die uns neue Wanderbücher geben, in denen diese alten und unserer Zeit besonders nötigen Gottesgedanken den wandernden Deutschen dargeboten würden. Das wäre auch ein Beitrag zur Erbauung der Gemeinde des Herrn; das wäre Glaubensverteidigung und Glaubensstärkung großen Stiles.

Für heut bleibt dem Herausgeber nur ein herzlicher Dank an die lieben Mitarbeiter für den Liebesdienst, den sie vielen getan haben, und der innige Wunsch, daß Gott auch dieses Buches Dienst seinen Kindern in allen Landen segne, wie er den Dienst der „Taten Jesu“ und der anderen Bücher dieser Reihe über Erwarten gnädig gesegnet hat.

Rauh's Haus, 10. August 1911.

D. Martin Hennig.



Sinai und Ägypten

Von D. Ludwig Schneller

Ägypten! Wo gäbe es für den, der die ältesten geschichtlichen Spuren der Menschheit sucht, ein merkwürdigeres Land, soweit die Sonne scheint! Da schauen Pyramiden und riesige Tempelbauten in fremdartiger Schönheit auf uns herab, die von längst verfallenen Händen vor fünf bis sechs Jahrtausenden erbaut wurden, und der von Palmenwäldern beschattete Nil durchströmt in majestätischer Ruhe und Größe das uralte Wunderland der Pharaonen.

Über dieses Land ist in ihren frühen Morgenstunden die heilige Geschichte für eine kurze Zeit wie ein leuchtendes Meteor dahingezogen, bevor sie sich dauernd auf den Bergen Palästinas niedergelassen hat. Seitdem liegt für jeden Bibelleser ein eigentümlicher Glanz göttlicher Machterweisungen und Kundgebungen über diesem Lande, in dem er schon in der Kindheit mit Abraham und den Brüdern Josephs und Mose so manchmal an den Wassern des Nils gewandelt ist.

Vieles erinnert uns noch im heutigen Ägypten an die biblische Vergangenheit. Wenn wir von Kairo mit der „Elektrischen“ ein halbes Stündchen nach Giseh hinausfahren, wo am Rande der Libyschen Wüste das ungeheure Totenfeld von Memphis beginnt, stehen wir staunend vor den uralten Pyramiden des Cheops, Chefren und Mykerinos, den dauerndsten und gewaltigsten Bauten, die die Menschheit seit ihrem Bestehen zustandegebracht hat. Zu ihren Füßen lagert wie vor Jahrtausenden die

ungeheure Sphinx, mit ihrem leise geröteten Angesicht noch immer wie ein steinernes Rätsel nach Osten schauend, als fragte sie am Rande des unabsehbaren Totenfeldes, ob es für die begrabenen Millionen noch einen Sonnenaufgang jenseits des Grabes gibt. Fast wie ein Märchen will es uns bedünken, daß schon Abraham, wenn ihn sein Besuch in Ägypten bis hierher geführt hat, wohl mit demselben Staunen vor diesen Riesengebilden menschlicher Baukunst gestanden hat, ja, daß die Lebensdauer dieser Bauten schon damals so groß war, wie die Zeit, die jetzt seit Christi Geburt verstrichen ist.

Ein anderer Halbtags-Ausflug von Kairo führt uns nach El matarijeh, dem biblischen On oder Heliopolis, der Priesterstadt, in welcher Potiphera, der Schwiegervater des zu fürstlichen Ehren aufgestiegenen Joseph, seinen Wohnsitz hatte. Die alte Pracht und Herrlichkeit ist hier längst verschwunden. Nur ein Riesen-Obelisk steht noch da, der aus einem Stück Rosengranit gehauen ist, ebenso wie sein Kamerad, die sogenannte Kleopatranadel, die ich noch in meiner Kindheit staunend im Sande Ägyptens liegen sah, und die ich vor einigen Jahren im Central-Park von New-York wiedergesehen habe, wo sie wie eine trauernde Verbannte auf das hastige Treiben und den Luxus des modernen Amerika herabschaut. Wie manchmal mag der Lieblingssohn Jakobs in seinem stolzen königlichen Wagen an der Seite seiner adligen Gemahlin Asnath an diesen erhabenen Monumenten vorbeigefahren sein und hinaufgeschaut haben zu denselben rötlichen Steinflächen wie wir Kinder eines späteren Jahrtausends. Deutlich sieht man noch die Inschriften, die ihm die ägyptischen Weisen und Steinmetzen in hieroglyphischen Runen in seine granitene Haut eingeritzt haben. Und wenn Mose von der pharaonischen Prinzess, dieser edlen mitleidigen Seele, der die Bibel ein schöneres Denkmal gesetzt hat als alle Obelisken, wie ein Königssohn in aller Weisheit der Ägypter erzogen wurde, wer wollte zweifeln, daß auch er gar manchmal in der ägyptischen Tempel- und Gelehrtenstadt gewelt und an diesen gewaltigen Obelisken vorübergegangen ist?

In Kairo selbst ist der merkwürdigste Zeuge der biblischen Zeit der alte König Ramses II., der Zeitgenosse des Mose, vor dem einst die Welt gezittert hat, und dessen Mumie jetzt als ein Schaustück für die Menge im ägyptischen Museum ausgestellt ist. Da

liegt er, im offenen, mit frisch erhaltenen Farben bemalten Sarge. Wir sehen ihm ins strenge Feldherrnantlitz. Die kühn geschwungene Nase, die fest zusammengepreßten Lippen scheinen heute noch Gehorsam zu fordern, und das weiß herabwallende Haar bekundet noch nach viertehalb Jahrtausenden sein hohes Alter. Es will uns schier unbegreiflich vorkommen, daß wir in dieselben Züge hineinschauen, wie einst Mose, der in seiner Jugend wohl oft mit Ramses zusammengekommen ist.

Aber auch jeder Gang am Nil ruft biblische Erinnerungen in uns wach. Die Kühe steigen noch immer wie in alter Zeit aus dem Riedgras am Ufer des Stromes ans Land und erinnern uns an die sieben mageren und sieben fetten Kühe im Traume Pharaos. Am Ufer des Nil sehen wir weite Palmenwälder. Die Fellachen (Bauern) schöpfen mit ihren Schadufs das Wasser aus den Kanälen. Am Rande des Stromes sieht man oft ein hellgrünes Schilfdickicht. Genau so war es, als jenes Schilfkästchen auf diesen Wassern schaukelte, ein Kindlein in sich bergend, das der Träger der größten Gottesoffenbarung vor Christus sein sollte. Hier an diese Ufer kam die ägyptische Königstochter mit ihren Mägden, vom ragenden Palmschirm beschattet, um im Flusse zu baden, und fand das weinende Kindlein, das sie in aufwallendem mütterlichen Erbarmen an ihr Herz zog. So entkam das Kind den Schergen des Pharaos, wie einst ein noch viel größeres Kind, das 1500 Jahre später vor den Häschern des Herodes aus Bethlehäm hierher nach Ägypten flüchten mußte.

Am meisten fühlen wir uns daheim in dem östlich gelegenen Gosen, in dem einst die Kinder Israel gewohnt haben. Zwar ist der östliche Teil der Landschaft lange nicht mehr so blühend wie einst zu Josephs Zeiten, weil schlechte Regierungen die Nilkanäle haben zugrunde gehen lassen. Aber der westliche Teil ist noch immer ein Garten Gottes, wie damals, als der greise Vater Jakob im königlichen Wagen mit seinen elf Söhnen hier ankam, froh beglückt, daß er seinen Joseph noch einmal sehen sollte. Wie oft sehen wir hier in Gosen Karawanen von Fellachen, die ihre mit Getreide beladenen Esel vor sich her treiben; da denken wir unwillkürlich an die Söhne Jakobs, welche, Benjamin in ihrer Mitte, zu Joseph zogen, um Getreide zu kaufen. Die zahlreichen Herden von weißen, schwarzen und gesprenkelten Schafen erinnern uns daran, daß Pharaos dem Jakob und seiner Karawane

dies Land überwies, weil es sich für Viehhirten und Viehzucht am besten eignete.

Freilich ahnte der greise Patriarch damals nicht, was für trübe Tage seinen Nachkommen in diesem Lande bevorstünden. Nach 2. Mose 1 mußten die Israeliten als Fronarbeiter die Vorratsstädte Pithon und Ramses bauen. Beide Städte hat man nach langem Suchen wieder entdeckt. Ramses oder Tanis, die unterägyptische Residenzstadt der Pharaonen, stand an der Stätte des heutigen Ssan, einem armseligen Fellachen- und Fischerdorf, dessen Name noch an den andern biblischen Namen Zoan erinnert. Pithon ist im heutigen Tell el maschuta wieder gefunden worden. Sogar die von den Israeliten gebauten Vorrathshäuser hat Naville ausgegraben. Wir werden noch heute an den Frondienst der Israeliten erinnert, wenn wir hier in Gosen die Ziegelstreicher sehen, die noch immer wie in damaliger Zeit ihren Lehm mit Stroh vermischen und die Ziegel an der Sonne trocknen. Selbst Ziegelsteine mit dem Stempel des damaligen Pharaos hat man dort gefunden, also wohl Steine, die die damaligen Israeliten in Händen gehabt und mit ihren Tränen benetzt haben.

Ägypten ist für uns der Schauplatz der ersten gewaltigen Offenbarung der Macht und der Strafgerichte Jehovas in der damals heidnisch gewordenen Völkerwelt. Daß Pharaos das Volk nicht gleich auf die erste Aufforderung des Mose und Aaron ziehen lassen wollte, kann ihm niemand verdenken. Auch seine trotzig Frage: „Wer ist der Jehova, dessen Stimme ich gehorchen müßte? Nichts weiß ich von ihm, will auch Israel nicht ziehen lassen“, ist im Anfang sehr begreiflich. Aber der Herr gab ihm mit steigender Deutlichkeit und Majestät eine so vollgültige Antwort auf seine Frage, daß er zuletzt für sein vermessenenes Widerstreben keine Entschuldigung hatte. So kam es nach der letzten der zehn ägyptischen Plagen, von denen die meisten noch heute zuzeiten in Ägypten vorkommen, zu jener Katastrophe, in der Pharaos mit seinem Kriegsheer im Roten Meer unterging. Mose sammelte sein Volk in dem oben erwähnten Pithon, welches als erster Rastplatz auch Sukkoth genannt wird. Von hier aus begann der große denkwürdige Auszug aus Ägypten, der nicht nur durch die ganze israelitische Geschichte, durch die Propheten und Psalmen nachhallt als die gewaltige, grundlegende Rettungstat Jehovas an seinem Volk, sondern auch für uns Christen zum Sinnbild ge-

worden ist, für den Auszug aus dem Diensthause der Sünde in das gelobte Land der christlichen Freiheit.

Noch heute kann man diesen Zug der Kinder Israels von Ägypten bis zum Sinai deutlich verfolgen. Diese Reise, die ich vor einigen Jahren mit meinem Bruder machen durfte, gehört zu den interessantesten Erinnerungen meines Lebens. Hier in dem großen Schweigen der Wüste, wo man dem Lärm und dem Menschengewimmel des heutigen arabischen Ägyptens entrückt ist, zieht alles fast mit Gewalt die Gedanken zurück in jene große Zeit, in der einst das befreite Volk mit Mose und Aaron durch diese einsamen Striche gezogen ist.

Von Suez aus fuhren wir in einer Schaluppe genau an der Stelle, wo Mose das Volk durchs Schilfmeer geführt haben muß, zum asiatischen Ufer hinüber, wo unsere Kamelskarawane uns erwartete.

Unser Weg führte uns am Roten Meer entlang, am ersten Tage nur zwei bis drei Stunden weit zu den Mosesquellen Anûn Musa. Ein lieblicher Lagerplatz! Palmenkronen wogten uns entgegen, die erste Oase der Wüste, und mehrere Quellen sahen wir, durch deren Wasser dieser Fleck in der Einsamkeit zu einem kleinen Paradiese umgewandelt wird. Wir machten einen Gang, um den Hügel zu erreichen, der mit einsamer Palme einen Blick auf alles umliegende Land gewährte. Da lag sie vor uns, die bedeutsame Stätte, wo einst Mose mit den Kindern Israels nach der Errettung aus dem Roten Meere sein Jubellied anstimmte, und Mirjam an der Spitze der Frauen Israels mit Cymbal und Reigentanz die herrliche Gottestat feierte. Gewaltig, drohend schaut von der afrikanischen Küste das Gebirge Ataka, das ehemalige Baal Zephon, herüber, wo die Israeliten am Abend vorher todeserschrocken das Anrücken des Pharao mit seiner Kavallerie und seinen Wagen erblickt hatten. Am nächsten Tage konnten sie, von aller Angst befreit, hier in dieser Oase den goldenen Tag der Freiheit begrüßen, an den sie kaum zu glauben gewagt hatten.

Nach einem gemüthlichen Nachtlager, dem ersten in unserem Zelte, brachen wir am zweiten Tage mit Sonnenaufgang auf. Es beginnt hier eine schwierige Strecke der Wanderung, von der das zweite Buch Mose nur eines zu berichten weiß: sie zogen drei Tage lang durch die Wüste und hatten kein Wasser. Mehr

ist von dieser schaurig öden Strecke in der Tat nicht zu sagen. Es sei denn dies, daß es glühend heiß war, und bei den Israeliten, die sechs Wochen später im Jahre hier wanderten, noch glühender heiß gewesen sein muß. In der Einsamkeit der Wüste suchten wir uns den ungeheuren Troß der Israeliten vorzustellen, die mit ihren Familien nach der Bibel die Zahl von zwei Millionen Menschen erreichten. Sie hatten, wie aus dem biblischen Berichte hervorgeht, reichliche Vorräte bei sich, auch wahrscheinlich noch Nilwasser in ihren Schläuchen. Auch wir zehrten vier bis fünf Tage an dem Nilwasser, das unser Wasserkamel in drei schwarzen Bockschläuchen mit sich führte. Den Mose stellten wir uns vor wie einen dieser Beduinenhäuptlinge, das Angesicht in 40jährigem Aufenthalt in dieser Wüste tiefdunkel gebrannt, auf seinem Kamel, dem „Läufer von Midian“ bald an der Spitze, bald die Nachhut des ungeheuren Heeres kommandierend und nach dem Rechten sehend. Da mußte er, angesichts der tausendfachen Schwierigkeiten, schon in den ersten Tagen merken, daß er, auch abgesehen von der Macht Pharaos, ein, rein menschlich angesehen, geradezu tollkühnes Unternehmen mit dieser Völkerwanderung auf sich genommen hatte. Denn es wurde glühend heiß, Wasser begann zu fehlen für Menschen und Vieh, für kranke Frauen und Kinder.

Da mag es ihnen ebenso ergangen sein wie uns, als wir uns nach mehrtägiger Wanderung einem freundlichen Hügel naheten, auf dessen Höhe einige Palmenkronen uns einladend entgegenwogten. Eilig lenkten wir unsere Dromedare hinauf, ich stieg ab und nahm meinen Becher, ihn zu füllen. Aber warnend rief sofort mein Beduine: „murra!“ d. h. bitter! Es war das biblische Mara, an dem wir standen. Gerade so eilten damals vor mehr als 3000 Jahren die Wanderer der Vorhut hier herauf, bückten sich, füllten die Trinkgefäße, aber mit Abscheu spien sie das Wasser wieder aus, und enttäuscht riefen sie aus: mara! bitter! Und von der Höhe des Hügels pflanzte sich von Mund zu Mund der mißmutige Ruf durch das ganze Heer fort: mara! mara! Mose half ihnen aber und warf ein Holz ins Wasser, das demselben den Natrongehalt entzog. Außerdem aber konnte er, der in dieser Wüste jeden Hügel und vollends jede Quelle kannte, ihnen die tröstliche Mitteilung machen, daß sie schon nach wenigen Stunden nach Elim kommen würden.

Elim! Elim! Mit seinen siebenzig Palmen und zwölf Wasserbrunnen steht es jedem Bibelleser in freundlicher Erinnerung. Wie mögen die Kinder Israels aufgeatmet haben, als sie endlich hier wieder an kühlen Wasserquellen lagern und in reichlichem Palmenschatten ausruhen konnten. Auch uns wird jener Sonntagabend unvergessen bleiben, wo wir unter den Palmen von Elim unsere Zelte aufschlugen und das Palmenrauschen im stillen Tale uns wie Sonntagabendglockenläuten erklang. Gewiß haben die Kinder Israels hier etwa eine Woche Halt gemacht, um sich von der ermüdenden Wallfahrt zu erholen.

Denn noch lag ein schwerer Weg vor ihnen, das konnten wir in den nächsten Tagen an uns selbst erfahren. Es ist von hier aus wieder eine absolut wasserlose Strecke zu durchwandern. Sie führt am Abend des ersten Tages wieder hinaus ans Rote Meer, wie auch die Israeliten ihr nächstes Lager „am Schilfmeer“ nahmen. Da ist zwar großartiges Gebirge, kühne Formation, und das Bad im Roten Meer, das wir sofort nach unserer Ankunft nahmen war äußerst erquickend — aber weit und breit kein Trinkwasser! Und das wurde am nächsten Tage nicht besser, sondern schlimmer. Da führt der Weg wieder landeinwärts durch ein glühendheißes Tal, in dessen Backofenhitze alles Lebendige zu verschromen droht. Da ging natürlich das Murren der Kinder Israels wieder an. Und wenn wir an die durstigen, klagenden Kinder, die Kranken und Schwachen, die auf die Neige gehenden Wasserschlänche dachten, konnten wir den müden Pilgern ihren Jammer wenigstens nachfühlen. Zwar die Landschaft wurde jetzt immer großartiger. Wir sind von unserm Lager am Schilfmeer bei Ras abu Senime an in die Region des Urgebirges eingetreten. In steigender Pracht erheben sich die purpurroten, schwarzen, gelben, grünen Felsgebirge von Porphyr, Granit und Gneis vor unsern Augen. Aber was fragten die Israeliten nach den prachtvollen Porphyrgebirgen! Wasser wollten sie haben und das angenehme Essen, das sie am Nil jeden Tag reichlich gehabt! Das verlassene „Diensthaus“ Agypten fing an, ihnen im Lichte eines verlorenen Paradieses zu erscheinen, und alles Murren, Grollen, Schimpfen des Sklavenvolkes richtete sich wieder wie immer gegen den großen Einsamen, den Mose, den kein einziger im Volk verstand, und der nur mit seinem Gott allein stand.

Zwischen den majestätischen Wänden des Urgebirges wanderten wir einige Tage auf unsern Kamelen durch diese breiten, gewundenen Wadis, vorbei an den Bergwerken von Maghâra, in denen zu Moses Zeit Pharao Türkise ans Licht fördern ließ, und die wir im Vorbeigehen bewunderten, vorbei an den berühmten „sinaitischen“ Inschriften des Uadi Mokattab, wo in vergangenen Jahrhunderten und Jahrtausenden Wanderer ihre Namen in die Sandsteinwände gemeißelt und ganze Bergwände damit beschrieben haben.

Nach mehrtägiger Wanderung kamen wir endlich in dem Tale an, das die Beduinen heute noch Pharan nennen. Dasselbe ist mehrere Meilen weit grausig wüste und öde, dazu brennt die Sonne mit verdoppelter Glut rechts und links von den heißen Granitwänden. Da mag ihnen Mose wohl gesagt haben, daß weiter droben im Tal herrliche Quellen fließen. Aber nun kam noch die Schreckenskunde, daß die Besitzer der Oase, die Amalekiter, die sich's nicht im Traum einfallen ließen, sich von dem ungeheuren Wandervolke aus ihrem köstlichen Tal vertreiben zu lassen, aufmachten, um ihnen mit dem Schwert entgegenzutreten und den Eintritt zu wehren.

In dieser Not half der Herr, indem er Mose das Wasser aus dem Felsen schlagen ließ, so daß das murrende Volk wieder Mut fassen konnte. Josua, der Kriegsheld, mußte die junge Mannschaft zu ihrer ersten Waffenprobe sammeln, und dort bei Raphidim kam's zur heißen Schlacht. Mose auf des Berges Spitze hob die Arme betend zum Himmel, und drunten fochten die Söhne den Streit aus. Wir sahen den Hügel in jenem Tale, auf dem Mose gestanden haben soll, von dem aus er den Gang der Schlacht bequem überblicken konnte. Es gibt aber in dem dort zum breiten Kessel erweiterten Tal noch manche Felsenspitze, wo man sich den betenden Mann Gottes denken konnte. Mit dem Gebete des Glaubenshelden wurde Amalek mit seinen Beduinen und Kamelen in die Flucht geschlagen, und zum erstenmal hatte Israel das stolze Gefühl des Siegers.

Kaum eine halbe Stunde, nachdem wir diese Stelle passiert hatten, sahen wir die ersten Spuren der nahen Oase: ein silberklares Bächlein rann zu unserer Linken das Tal herab, und nun kamen immer lieblichere Bilder der Oase zum Vorschein: üppige Palmenkronen, saftiges Grün, Gärten, Häuser. Stundenlang reitet

man hier durch eine wunderschöne Oase, die Oase von Pharan, wo damals die Israeliten für lange Zeit ihre Zelte aufschlugen. Denn der erhabene Bergriese, der die Oase mit seiner vierfachen Zackenkronen überragt, und zu dem die Israeliten staunend aufschauten, war nichts anderes als der berühmte „Berg Gottes“, der Sinai, heute Serbäl genannt.

Auch wir schlugen hier unser Zelt auf und genossen mit vollen Zügen die Gabe, die dem Durstigen köstlicher ist als Gold, reines, frisches, kühles Wasser.

Am nächsten Morgen erhob ich mich, um allein mit einem beduinischen Führer den Serbäl zu besteigen. Es war eine äußerst anstrengende Fahrt, die nur geübten Bergsteigern anzuraten ist, und die für den Hin- und Rückweg elf Stunden in zum Teil glühender Hitze beanspruchte. Da ging's schier senkrechte Granitwände hinauf, vielfach auf allen Vieren zu ersteigen, namentlich an dem ungeheuren, zuckerhutförmigen, glatten, purpurroten Porphyrgipfel. Aber die erhabene Aussicht auf dieser Höhe, die dem erstaunten Auge die ganze umliegende Welt, zwei Meere, das Dreieck der Halbinsel mit ihren kühnen Bergzügen und Wadis wie in einer riesigen Reliefkarte zeigt, übersteigt an stolzer Schönheit alles, was ich sonst in vier Weltteilen gesehen habe. Tief ergriffen stand ich dort droben und gedachte der erhabenen Stunden, die Mose hier zugebracht hat, als ihm die Offenbarungen zuteil wurden, welche von nun an für das ganze geistige Leben Israels maßgebend geblieben sind. Tief drunten in der Oase Pharan sah ich mit bewaffnetem Auge unser weißschimmerndes Zelt. Dort drunten war einst Aaron zurückgeblieben und ließ sich, als Mose mehr als einen Monat lang ausblieb, schwachmütig genug, betören, dem Volke einen goldenen Apis zur Anbetung darzustellen.

Nachmittags gegen 4 Uhr kam ich nach dieser anstrengendsten Bergtour meines Lebens ins Zeltlager zurück und begrüßte unsere Beduinen schon von weitem mit dem für sie etwas schmerzlichen Rufe: „Aufgepackt, Kinder! Das Zelt abgebrochen! Wir reiten!“ Sie hatten gehofft, nach meinem langen Ausbleiben noch einen Abend unter den Palmen der Oase rasten zu können.

Nach einer halben Stunde waren unsere Kamele wieder in ihrem gewohnten, bedächtigen Marsch. Noch einige Stunden wandelten wir unter Palmen, immer aufs neue entzückt von den

immer wechselnden Bildern dieser schönsten Oase der Halbinsel. Zuletzt ging's durch einen hohen Tamariskenwald, der in alter Zeit noch viel dichter als heute alles Land hier bedeckte. Wir befanden uns in der Gegend, von wo uns die Bibel den Manna-regen berichtet. Und in der Tat tropft heute noch von diesen Bäumen im Sommer reichlich ein Saft herab, der süß wie Semmel und Honig schmeckt, bald verhärtet und dann weiß wie Koriandersamen aussieht. Viele Forscher nehmen darum an, daß dies das Manna Israels sei, das durch göttliche Fügung damals eine wunderbare Vermehrung erfahren habe.

Unser Lagerplatz am Ende des dort schon stark gelichteten Tamariskenwaldes war der schönste der ganzen Reise. Ich legte mich außerhalb des Zelttes in den Sand schlafen. Über meinem Haupte leuchteten in wunderbarer Pracht und Klarheit die ewigen Sterne. Orion mit dem goldenen Degen stand blinkend hoch über unserem Zelt, der goldene Wagen stieg über die Zacken der Granitwände, Kassiopea wandelte still und anmutig in die blaue Tiefe hinab bis zum Rande des Horizontes, die Plejaden schimmerten wie eine Diamantkette, und der Polarstern stand still und fest im Mittelpunkt von allen. Als ich morgens nach 4 Uhr aufstand, funkelten all diese Sternbilder je an der entgegengesetzten Seite des Himmels.

Der nächste Tag brachte einen großen Marsch, teils durch ermüdende Wadis, teils durch den wildromantischen Bergpaß Nugh el hâui, dessen Urgebirge in den phantastischsten Farben rot, grün, schwarz, gelb, schokoladenbraun und ganz vegetationslos auf uns herniederschaute. Als aber die Schatten der Nachmittags-sonne länger wurden, da traten wir heraus aus der Enge des Bergpasses und vor uns schimmerten im Glanze der Abendsonne die gewaltigen Granitgipfel des Dschebel Musa und Dschebel Safsâfe, die nach Mönchstradition der Schauplatz der Gesetzgebung gewesen sind. Kurz darauf sahen wir in einem Tale der öden Wüste ein wunderbar liebliches Bild, wie eine Erscheinung: hohe Klostermauern, ragende grüne Zypressen, silberne Oliven, saftgrüne Mandelbäume, dunkle Orangenhaine, überragt vom Glockenturme einer Kirche: das Sinaikloster.

Es war ein schöner Augenblick, als unsere Kamelskarawane aus dem steilen Paß Nugh el hâui heraustrat und unser martialischer Beduinenführer mit ausgestrecktem Arme rief: „Hunâk

Dschebel sejidna Müssa!“ d. h.: Dort ist der Berg unseres Herrn Mose!

Hinter uns lag die Wüste Pharan mit ihren riesigen Felsgebilden. Noch nie im Leben habe ich so farbige Gebirge gesehen. Himmelhoch ragten rechts und links von den Wadis die purpurnen, ziegelroten, schwarzen, gelben, grünen, dunkelbraunen, schokoladefarbenen Gebirge, nackt, schroff, mauersteil, ohne jede Vegetation. Sind die Israeliten mit Mose noch südlicher als bis zum Serbäl gezogen, so sind sie ohne Zweifel auch zwischen diesen pittoresken Felskolossen aus Porphyrt, Granit, Gneis, Syenit dahingezogen.

Aber jetzt lag er vor uns, der von der Mönchstradition als echt bezeichnete Sinai! Gipfel um Gipfel trat aus den ungeheuren Massen der Bergwelt hervor, dort der Dschebel Saffäse, von dem aus das Gesetz verkündigt worden sein soll, dort der erhabene Dschebel Müssa, wohin Mose stieg, um mit Gott zu reden, dort wieder der höchste Gipfel der ganzen Halbinsel, der Dschebel Katherin, fast 2500 Meter hoch. Allen diesen Gipfeln vorgelagert sehen wir die Ebene „er-räha“, wo nach der Tradition das Volk Israel gelagert haben soll, während das Gesetz verkündigt wurde. Messungen haben bewiesen, daß die Ebene groß genug ist, ein gewaltiges Volk aufzunehmen. Und schon der erste Eindruck sagte uns, daß die Örtlichkeiten zu den Berichten der Bibel auch hier gut passen würden.

Wir schlugen unser Zelt unweit des berühmten Katharinenklosters oder Sinai Klosters auf und gingen dann das immer enger werdende Tal hinauf, um den Mönchen unseren Besuch abzustatten. Das freundliche Grün der Zypressen, das Silber der Oliven, das Saftgrün der Mandelbäume, die rauschende Blütenpracht weißblühender Birnbäume, das dunkle Laub, das die zahlreichen Goldorangen hob, das Hellgrün eines kleinen Pappelwaldes, all das machte nach der erschreckenden Öde der unfruchtbaren Wüste und Einsamkeit einen schier bezaubernden Eindruck. Die heiligen Väter vom Berge Sinai empfingen uns mit aller Gastlichkeit und zeigten uns bereitwillig ihre Hauptkirche: eine merkwürdige, seltsame Reliquie mitten in der graufigen Wüste und Einsamkeit, groß auf gewaltigen Monolithsäulen ruhend, mit Marmormosaiken gepflastert, und voll von allerlei merkwürdigen Raritäten. Alles ist aus edlem Materiale und

meist mit großen Kosten durch die Wüste hierhergeschafft. Natürlich haben die Väter vom Berge Sinai dafür gesorgt, daß sich möglichst viel heilige Orte in und um ihr Kloster vereinigen. Da ist die Kapelle vom brennenden Busch, von dem sogar noch ein Nachkomme da ist, von dem uns der Archimandrit einige Blätter verehrte, das Grab der heiligen Katharina und vieles andere. Zum Schlusse wurden wir von den frommen Vätern in dem mit Bildern und Sofas reich ausgestatteten Empfangszimmer bewirtet, in dem von jeher alle Gäste des Klosters willkommen geheißen wurden. Araki, der von den heiligen Vätern gebraute Dattelbranntwein, wohl das einzige geistige Produkt dieser Weltflüchtigen, wurde uns mit besonderem Stolz präsentiert, außerdem Kaffee und eingekochte Früchte.

Es war ein interessanter Gang, den wir an jenem Sonntagvormittag durch das merkwürdigste aller Klöster machten. Da ging's treppauf, treppab, über Freitreppen und freie Terrassen, lange Altane entlang, durch wohl 30 verschiedene Kapellen, tunnelartige Gänge, oft Maulwurfsgängen ähnlich sich weithin durch dunkle Regionen ziehend, in die Zellen und Gelasse der Väter und Mönche und in die hochgelegenen Fremdenzimmer, in denen einst vor 50 oder 60 Jahren so manchmal auch Konstantin von Tischendorf gewohnt hat. Wohl der merkwürdigste Teil des Klosters ist die Bibliothek. Hier hat ja, wie eine Perle auf dem Grunde des Meeres, eine der ältesten und wertvollsten Bibelhandschriften, der „Codex Sinaiticus“, jahrhundertlang im Staube alten Gemäuers verborgen gelegen, bis ihn in den Tagen, wo die Echtheit der neutestamentlichen Schriften von kritischen Forschern am schärfsten angefochten wurde, der Leipziger Gelehrte Konstantin von Tischendorf zur Freude der Christenheit wieder ans Licht zog. Das erste Buch, das mir in die Augen fiel, war die deutsche Reisebeschreibung Tischendorfs vom Jahre 1862, gleich vorne auf dem Tische liegend. Und dann kamen all die Kronjuwelen von unermeslichem Wert zum Vorschein, um welche jede Bibliothek der Welt das Katharinenkloster beneidet, das Faksimile des „Codex Sinaiticus“, der syrische Palimpsest der Mrs. Lewis und eine ganze Reihe erlauchter Handschriften.

Noch manchen Besuch haben wir den guten Vätern vom Berge Sinai abgestattet. Sie waren immer dienstfertig und gefällig.

Aber ihr Gottesdienst am Sonntag war das Geisfloſeſte und Abſtoßendſte, was mir an „chriſtlichem“ Gottesdienſt jemals vorgekommen iſt; und ich habe davon ſchon manches Abſchreckende geſehen. In der ſchönen Verklärungskirche waren etwa 15 bis 20 Prieſter und Mönche. Jeder näſelte auf eigene Fauſt etwas vor ſich hin. Das allgemeine Heulen und Winſeln, dem jeder Zuſammenhang zu fehlen ſchien, wurde einigermaßen zuſammengehalten durch die Stimme eines mit ſonorem Baß begabten handfeſten Prieſters, der bloß mit den nötigſten Atempauſen im tiefen G unausgeſetzt Aaaaah ſang. Während der ganzen Stunde unſerer Anweſenheit dröhnte zu Gottes Ehre ſein unerbittliches Aaaaah durch die hohen Räume zur Decke der Kirche empor. Endlich öffnete ſich die Tür des mächtigen Heiligenschrines, ein Prieſter erſchien in der Öffnung, die ſchwarzen Kutten und Popenmützen ſammelten ſich einen Augenblick im Halbkreis zu einer ſchönen Gruppe und empfingen das in Wein getauchte Brot des Abendmahls. Dann noch einmal für fünf Minuten allgemeines Näſeln und Winſeln, kräftig übertönt durch das tiefe Aaaaah, und der „Gottesdienſt“ war zu Ende. Wir waren ſehr erleichtert, als wir unſere hohen, geſchnitzten Chorſtühle verlaſſen durſten. Nicht minder aber die frommen Väter vom Sinai, denn jeden Tag müſſen ſie dieſe Prozedur nüchtern von früh 3 bis 8 Uhr wiederholen und am Abend wieder. Kein Wunder, daß auch ſie nach vollbrachter Andachtsleiſtung, in der gewiſſen Meinung, Gott eine hohe Ehre erwieſen zu haben, gerne zu erfreulicheren Übungen übergangen: ein allgemeiner Araki und Kaffee verſammelte zu unſeren Ehren die geſamte Kloſterbrüderſchaft im weißgetünchten Empfangszimmer.

Schön war die Beſteigung des 2400 Meter hohen Dſchebel Mūſſa. In Wahrheit ein „Berg Gottes“, wie ihn die Bibel nennt, von einer Größe und Erhabenheit, die mit hinreißen-der Kraft auf die Seele wirkt. Auf der 3000 Stufen zählenden Pilger-
treppe ſtiegen wir bei Sonnenaufgang die ſchroffen Felſwände hinan. Rot, gelb, braun, grün ſchimmerte das Urgebirge von allen Seiten auf uns herab, während wir auf den harten Granit-
ſtufen mühsam hinanklommen. Auf halber Höhe fanden wir uns überrascht in einer friedlichen, von gewaltigen Granitgipfeln umſchloſſenen Ebene, die von einer 40 Meter hohen, unvergleichlich ſchönen Zypreſſe überragt wird. Die Kapellen der Panagia

(der Mutter Jesu), des Elia und Elisa besuchten wir und kletterten dann vollends bis zum höchsten Gipfel empor. Ein wundervoller Blick auf das umliegende Felsgebirge mit seinen majestätischen Gipfeln belohnte unsere Mühe. Ich muß gestehen, daß meine Überzeugung, daß der Serbäl der rechte Sinai ist, hier fast schwankend wurde. Denn auch diese Höhe scheint zu den biblischen Berichten im zweiten Buch Mose vortrefflich zu passen. Auf dem Hochgipfel des Dschebel Mûssa würde dann Mose mit Gott geredet haben, von dem nahen Dschebel Saffäse würde das Gesetz verkündet worden sein, auf der zu dessen Füßen gelagerten Ebene Râha würden die Kinder Israel gelagert haben. Nur paßt diese Örtlichkeit nicht zu den im biblischen Berichte angegebenen Tagereisen.

Großartig war der Blick auf die einsame, schweigende Bergwelt. Die Strahlen der Morgensonne vergoldeten die roten Gipfel. Nur der König aller dieser Berge, der Dschebel Katherin, dem Andenken der heiligen Katharina geweiht, erhob sich uns gegenüber in einem imponierenden Blauschwarz über all die rötlichen Gipfel. Zwei Bethäuser stehen auf unserem Dschebel Mûssa friedlich nebeneinander, die Moseskapelle der Christen und die schlichte Moschee der Mohammedaner. Unser mohammedanischer Diener Mohammed aus Jerusalem verfügte sich alsbald in die letztere, um sein Gebet zu verrichten, wodurch ihm von nun an die Würde eines Hagg, eines Mosespilgers, eigen wurde. Eine unvergeßliche Stunde verbrachten wir auf dem Gipfel des „Berges Gottes“. Alle jene Szenen, die uns im 2. und 4. Buch Moses erzählt sind, die majestätische Gesetzgebung, die bacchantische Anbetung des goldenen Apis dort drunten im Tal, die Offenbarung Gottes als des Barmherzigen und Gnädigen (2. Mos. 34), beiläufig eine der schönsten Stellen der ganzen Schrift, die kunstfertige Herstellung der Stiftshütte, der Ausbruch zu weiterer 40jähriger Wanderung, das alles stand vor unserem Geiste und entführte unsere Gedanken in ferne, ferne Zeiten. Im Osten schimmerte ein Streif des Meerbusens von Akaba.

Dieser Blick nach dem östlichen Arme des Roten Meeres weist uns dort hinüber, wohin sich Mose mit seinem Wandervolke nach einjährigem Aufenthalt am Sinai wendete. Dies eine Jahr stiller Rast im Hochtale des Sinais hatte eine große Bedeutung. Durch die Gesetzgebung war dem Volke seine religiöse und na-

tionale Verfassung gegeben, auf der sich von nun an die ganze israelitische Geschichte aufbauen sollte.

Die Wanderung vom Sinai nach Nordosten bis zu der Station Kades Barnea führte durch eine ungemein öde Wüste. Nach der behaglichen Ruhe zu Füßen des Gottesberges fielen den Israeliten die neuen Strapazen doppelt schwer. Murren und Widerspenstigkeit, Aufstände und Revolutionen, die einmal bis zu einem Mordanschlag auf das Leben Moses führten, waren an der Tagesordnung. Das törichte Gebaren des Volkes bei der Rückkehr der Kundschafter machte das Maß voll. Die Strafe hierfür bestand in der Verhängung eines 38jährigen Aufenthaltes in der Wüste von Kades Barnea. Noch heute heißt diese Wüste zur Erinnerung an jene Zeit im Munde der Beduinen *Et Tih*, d. h. Wüste des Umherirrens.

Aber diese 38 Jahre waren keine verlorene Zeit, wie ja Gottes Strafen allemal Mittel zur Besserung sind und daher einen geheimen Segen bergen. Unter den harten Entbehrungen und Strapazen, im Kampf gegen die unablässigen Unbilden einer rauhen, unfruchtbaren Wüste, wuchs ein anderes Geschlecht auf, das von Jugend auf eine kühnere und tapfere Lebensauffassung hatte, als die energielosen ehemaligen Ziegelstreicher aus Ägypten, deren größter Kummer immer war, daß sie die Fleischtöpfe und Leckerbissen des schönen Niltals entbehren mußten. Aber es war nicht nur der kriegerische Geist, der dort in der reinen Wüstenluft Arabiens in herzerfrischender Weise gedieh, und zur Eroberung Kanaans vorbereitete, sondern vor allem lernte das neue Geschlecht von frühester Kindheit an das Gesetz vom Sinai als unverbrüchliche Richtschnur des Lebens verehren und befolgen.

So sehen wir denn nach 38jähriger harter Wüstenschule an Stelle des feigen, mürrischen, schlaffen Sklavenvolkes des Auszuges ein ganz neues, äußerlich und innerlich neugeborenes kraft- und mutvolles Volk, das sich um seine großen Führer schart, um das gelobte Land zu erobern. Freilich, Mose selbst kam nicht mit ihnen hinein. An den grünen Ufern des Jordans lagerte er noch mit seinem Volk. Dann aber stieg er hinauf auf den Nebo, um nach dem Willen des Herrn zu sterben.

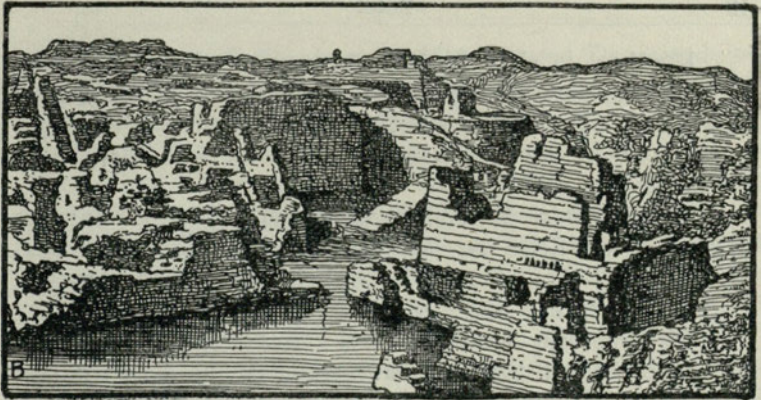
Unvergeßlich ist mir jener Morgen, an dem ich auf dem Gipfel des Nebo die Sonne aufgehen sah. Wie mit einem Schlage blühte der junge Tag aus der Nacht hervor. Ganze Ströme von

Licht fluteten plötzlich über die Erde. Zuerst wurden die Gebirge, dann das schluchtenreiche Jordantal und das einsame blaßblaue Tote Meer vom Lichte getroffen. Drüben aber, jenseits des Meeres und Jordans, lag wie in einem Glorienschein in lichtrotem Schimmer das ganze Heilige Land, von den silbernen Umrissen des schneebedeckten Hermon im fernsten Norden über Galiläa und Samaria bis nach Judäa hin, auf dessen höchsten Gipfeln wie Morgensterne die Städte Jerusalem und Bethlehäm leuchteten.

Das war das überwältigende Panorama, das hier droben auf einsamer Felsenhöhe das Auge des sterbenden Mose zum letzten Male freudig aufleuchten ließ. Da stand der greise Führer, der sein Volk 40 Jahre lang durch die Sinaihalbinsel geführt hatte, den Stab Gottes in der Hand, und schaute mit den kühnen Adleraugen hinüber in das Land seiner Sehnsucht. „Also starb Mose, der Knecht Gottes, 120 Jahre alt. Und es stand hinfort kein Prophet in Israel mehr auf wie Mose, den der Herr erkannt hatte von Angesicht zu Angesicht zu allerlei Zeichen und Wundern, dazu der Herr ihn sandte, daß er sie täte in Ägyptenland an Pharao und an seinen Knechten.“

Auf diesem hohen Berge schließen auch wir unsere Wanderung durch die sinaitische Wüste. Auch uns Christen bleibt der Wanderzug der Israeliten durch diese oft so entbehnungsreichen Wüstenstriche ein Sinnbild der Wanderung durch diese Welt mit ihren Entbehnungen und Gefahren. Und wir stimmen von Herzen ein in das Wort des Dichters:

Himmelan geht unsre Bahn,
Wir sind Gäste nur auf Erden,
Bis wir dort in Kanaan
Durch die Wüste kommen werden.



Babel

Von Pfarrer Dr. Johannes Jeremias, Limbach i. S.

Babel! Was für Erinnerungen steigen beim Klange dieses Namens in uns auf! Erinnerungen an Denkmäler menschlicher Kraft, von jenem uranfänglichen Unternehmen an, als die Menschen eine Stadt bauen wollten und einen Turm, dessen Spitze bis in den Himmel rage, bis in die Zeiten eines Nebukadnezar, der die stolzen Worte sprach: „Das ist die große Babel, die ich erbauet habe zum königlichen Hause durch meine große Macht, zu Ehren meiner Herrlichkeit.“ Erinnerungen an die Heimat Abrahams, der aus der babylonischen Stadt Ur ausging, um die Anbetung des lebendigen Gottes als Lebensbaum in Kanaan zu pflanzen, aber auch an das eiserne Joch, das die babylonischen Machthaber den Völkern Vorderasiens auf den Nacken legten, bis zu jenem schwächlichen Thronerben Belsazar, der frevelnd aus den goldenen Tempelgefäßen mit seinen Großen zechte und an der getünchten Wand die flammende Schrift las: Gezählt, gewogen und zu leicht befunden! Die Schrift bezeichnet ursprünglich ein babylonisches Rebus, in Ideogrammen oder Siegeln geschrieben, und bedeutet: 1 Mine, 1 Seckel, zwei halbe Minen. Das mächtige Reich Nebukadnezars hatte volles Gewicht gleich einer Mine. An ihm gemessen ist Belsazars Reich nur ein Seckel ($\frac{1}{60}$ Mine, eine quantité négligeable). Nach ihm wird eine Teilung des Reiches erfolgen (zwei halbe Minen). Diese geistvolle Deutung verdanken wir dem Franzosen Clermont-Ganneau.

Wir lesen in einer Inschrift, die von dem Vater Belsazars, Nabonid, uns überliefert ist, das fromme Gebet an den Mondgott: „Die Furcht vor deiner erhabenen Gottheit laß in seinem Herzen wohnen, daß er nicht in Sünde willigen möge; mit Überfluß an Leben werde er gesättigt.“

Dieser Wunsch ist nicht in Erfüllung gegangen. Ruhmlos beschloß er die Reihe der Großkönige, welche die Welt beherrschen wollten. Einst standen sie im Heldenbuch, dann kamen sie ins Leichentuch, und keiner ist geblieben.

Die Propheten Israels haben in klarer Perspektive das Ende der Weltherrschaft Babels vorausverkündet und Gottes Finger auch in der Gefangenschaft des Volkes deutlich gesehen. Babel wird und muß an seinem Größenwahn zugrunde gehen. „Rein abgelesen und geplündert“ (Nah. 2,11), „öde und dürr wie eine Wüste, daß darinnen sich lagern allerlei Tiere“ (Zeph. 2,13).

Bei Beginn der christlichen Ära war die Weisagung buchstäblich erfüllt. Babylonien war im Schutt begraben. In öden Hallen nistete damals jüdischer Gelehrtenstolz, um im babylonischen Talmud Gesetz und Propheten zu versteinern. Aber noch in nachprophetischer Zeit haben griechische und römische Schriftsteller gewetteifert, den Ruhm einer durch paradiesische Fruchtbarkeit ausgezeichneten Landschaft zu verkünden. Die Völkerstürme der Weltgeschichte, die verheerend über die Weltstadt brausten, konnten der Gegend nordwärts von Babylonien, zwischen dem heutigen Bagdad und Hilleh gelegen, ihre natürliche Anmut nicht rauben. Mit unverwüstlichem Vertrauen siedelten sich darum auch in nachchristlicher Zeit dort immer wieder Sippen und Horden an, um durch zähen Fleiß dem Lande seinen Segen abzugewinnen. Noch in der Kalifenzeit standen nördlich von Babylon 360 Dörfer, aus denen jährlich 15 Millionen Kilo Getreide und 225 000 Dirhem in Gold dem Staate zuflossen.

Heute zeigt das Land das Bild größter Armut. „Seine Städte sind zur Wüste und zu einem dürren, öden Lande geworden, zum Lande, da niemand innewohnt“ (Jer. 51,43). Der Boden ist zermergelt und von Flugsand bedeckt, nur hier und da mit stachlichten Kräutern, mit Kapernstrauch und Tamarisken bewachsen. Im Herbst und Winter gleicht Babylonien einer Sandwüste, im Frühling und Sommer ist es eine Wasserwüste. Während der Überschwemmung schießt eine üppige Pflanzenwelt aus den stehen-

den Gewässern. Es ist, als ob das Märchen aus Tausendundeiner Nacht auf flüchtige Tage im April jeden Jahres sich verwirklichte, wenn der silberne Mond in tagheller Zaubernacht die unzähligen gelben, weißen, roten, hellblauen Blumen bescheint, welche die Halden und Täler gleich einem Riesenteppich bedecken. Große Scharen von Vögeln mit glänzendem Gefieder bevölkern die Moräste, Schildkröten und Schlangen gleiten durch die Lagunen, Hyäne, Schakal und Löwe hausen in den Dschungeln. Allerlei Getier und Gewürm in der Eintracht unbestrittenen Besizes, wie in dem Zukunftsparadiese des Jesajas (11,6). Aber es ist ein armseliger Menschenschlag, der dort haust. Schwarzgebrannt von der Sonne, schlecht gekleidet, mit strähinigem Haar, von Schmutz starrend, hausen sie in elenden Hütten, aus Schilf und Lehm gebaut. Sie nähren sich von Fischfang, Jagd und dem dürftigen Getreide, das sie an den Rändern des Überschwemmungsgebietes ziehen. Ihre Roheit und Unwissenheit ist sprichwörtlich, ihre Religion ist ein wüster Mischmasch von Dämonen- und Aberglauben. Abschließend sagt Professor Delitsch in seiner schönen Schrift „Im Land des einstigen Paradieses“ auf Grund der Eindrücke, die er vor neun Jahren auf einer Reise nach Babylon gewann: „Das babylonische Land von heutzutage gleicht einem bleichen, abgehärmten Antlitz, über welches zwei Tränenströme fließen.“

Als der im Bibel-Babelstreit vielgenannte Gelehrte sich in Bagdad von dem Wali verabschiedete, sprach jener: „Einst war das Land ein Paradies, jetzt ist es ein Segesfeuer, aber es wird dereinst wieder ein Paradies werden, inschah Allah!“ (so Gott will).

Nachdem jüngst die türkische Regierung die Erlaubnis erteilt hat, daß die Bagdadbahn bis nach Bagdad, also bis dicht an die Stätte des alten Babylon, und von da bis zum Persischen Golf weitergeführt wird, eröffnet sich in der Tat eine neue paradiesische Aussicht für das Land der Zweiströme. Die Bahn wird in wirtschaftlicher Beziehung bahnbrechend wirken, sie wird die große Ader sein, durch welche frische Lebenskraft in ein Land strömen wird, das infolge des Mißregiments und seiner vom Weltverkehr abgeschiedenen Lage jahrhundertlang alle Segnungen der Kultur entbehrt hat. Wird es dann heißen: Und neues Leben blüht aus den Ruinen, wird Babel, vielleicht unter dem geistigen Einfluß

und durch die Pionierarbeit der Deutschen noch eine neue Zukunft haben? Inschah Allah. So Gott will! Nicht die geringste Freude über den Wiederanschluß des Euphrat- und Tigrislandes werden unsre wackeren Pioniere von der deutschen Orientgesellschaft haben, die unter Leitung von Dr. Koldewey die Trümmerstätten von Babel und der alten Reichshauptstadt Assur planmäßig durchforschen. Dank ihrem unter unsäglichen Strapazen geübten Werke fangen die Denkmäler uralter Zeiten wieder an zu reden und zaubern uns in den Keilschrifturkunden, die bis in den Anfang des dritten Jahrtausends reichen, die älteste Geschichte der Bewohner des Zweistromlandes in anschaulichster Wirklichkeit vor das geistige Auge.

Die kostbarste Bauurkunde des alten Babel, die wir gebührenderweise an erster Stelle ehrfurchtsvoll zu betrachten haben, verdanken wir der Bibel. Die Geschichte vom Turmbau zu Babel (1. Mose 11,1—9) ist eins der wertvollsten und interessantesten Blätter aus dem ersten Buch der Bibel. Der Bericht lautet in einer dem hebräischen Urtext folgenden Übersetzung, wie folgt:

„Die ganze Menschheit hatte eine Sprache und einerlei Worte. Als sie nun von Osten aufbrachen, fanden sie eine Tiefebene im Lande Sinear und blieben daselbst. Da sprachen sie untereinander: Laßt uns nun Ziegel formen und hart brennen. Dabei dienten ihnen Ziegel als Steine und Asphalt als Mörtel. Dann sprachen sie: Laßt uns eine Stadt bauen und einen Turm, der bis in den Himmel reicht; so wollen wir uns einen Namen machen, damit wir uns nicht auf der Fläche der ganzen Erde zerstreuen. Aber der Herr fuhr herab, um die Stadt und den Turm zu beschauen, den die Menschen gebaut hatten. Da sprach der Herr: Seht doch! Sie sind ein einiges Volk und haben alle dieselbe Sprache; dies ist nur das erste ihrer Werke, fortan wird ihnen nichts verwehrt werden können, was sie auch planen mögen. Laßt uns nun hinabfahren und daselbst ihre Sprache verwirren, daß keiner mehr die Sprache des andern verstehen kann. So zerstreute sie der Herr von dort über die Fläche der ganzen Erde; da mußten sie vom Bau der Stadt abstehen. Deshalb nennt man sie Babel, denn dort hat der Herr die Sprache der ganzen Menschheit verwirrt, und von dort hat sie der Herr über die Fläche der ganzen Erde zerstreut.“

Diese Geschichte hat echt babylonisches Kolorit. Sie setzt

lebendige Anschauung, insbesondere die Kenntnis von der großen, riesigen Ausdehnung der Stadt, von ihren gewaltigen Bauwerken, von dem Weltmarkt der Völker voraus, in welchem alle Sprachen der Welt durcheinanderbrausten. Der Erzähler schaut in die uralte Zeit zurück, als die Menschen nach der Sintflut sich neue Wohnplätze suchten. In der Tiefebene des Euphrat, der „Wohnung des Lebens“, wollen sie durch einen Kolossalbau sich ein Denkmal für alle Zeiten errichten. Sie wollen einen gen Himmel ragenden Turm bauen, um es mit dem Allmächtigen aufzunehmen. Es ist die alte Schlange titanischen Hochmuts, welche verführerisch zu ihnen spricht: ihr werdet sein wie Gott. Und das muß man ihnen lassen: raffiniert klug haben sie es angefangen, ihren Plan durchzusetzen. Weil sie in der Ebene keine Steine fanden, haben sie solche aus Lehm künstlich hergestellt, und als Bindemittel für die in Feuer gebrannten Backsteine haben sie sich des Asphaltens bedient. Konnte nicht solch ein Bauwerk menschlicher Klugheit und Kraft auch zu Gottes Ehre dienen? Der Erbauer der Zionsburg, David, sagt: Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen, da man dir danket im Himmel. Aber den Dank, der ihm gebührt, hatten sie erstickt. Sie wollten sich einen Namen machen. Daher wird ihr Plan durch Gott vereitelt. Er verwirrt ihre Sprache, und nachdem sie das geistige Bindemittel gemeinsamer Arbeit verloren hatten, war die Vollendung des Werkes unmöglich. Daher heißt die Stätte Babel: denn dort hat Gott die Sprachen verwirrt (halb-hebräisch). Der tiefe religiös-sittliche Hintergrund der Geschichte ist klar und deutlich: die Erbsünde der Menschen, der Hochmut, zerstreut und verwirrt die Völker und hindert sie am geistigen Aufbau mit vereinten Kräften. Jene Freimaurer von Sinear hatten bei ihrem stolzen Projekt die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Die Kelle entsank ihrer Hand, nachdem sie das Schwert des Geistes, die einheitliche Sprache, verloren hatten. Wie hat es sich tausendfach in der Geschichte wiederholt, daß das Größte unvollendet blieb, weil es am Glauben fehlte. Im Glauben haben die frommen Baumeister des Mittelalters himmeltragende Dome und Münster gebaut, aber ihre Werke blieben unfertig, weil es an der Kraft des Glaubens gebrach, und Dombaulotterien sind noch nicht imstande, die herrlichen Baudenkmäler durch die Vollendung zu krönen. Wir kennen einen andern Bau, nicht von

Menschenhänden gemacht, einen Bau, der auf den Säulen Geist und Wahrheit ruht, das ist die Gemeinde der Heiligen unter Christo dem Haupte, der neue Tempel, den Jesus auf die erhabenen Worte gründet: Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. Es ist tief bedeutsam, daß am Richtfest der christlichen Kirche (ihr Geburtstag ist Karfreitag, an welchem Jesus starb, daß er „die zerstreuten Kinder Gottes zusammenbrächte“), alle Menschen aus allen Ländern der Welt die eine Sprache verstanden. Die Sprache war zu Pfingsten die Scheide, darinnen das Messer des Geistes steckt; die neue Sprache des Evangeliums allein hat die Schranken zwischen Menschen und Völkern überbrückt. Was der Wächter Enkeus im Faust sagt, ein Christ darf es in die Welt hineinjubeln, in hoffnungsfrohlicher Gewißheit, daß der Zukunftsbau der Kirche einst vollendet werde: Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt, dem Turme verschworen gefällt mir die Welt.

Wo ist der babylonische Turm zu suchen, der zu der geistvollen Erzählung vom Turmbau den Anlaß bot? Man hat viel im Laufe der Jahrhunderte darüber gefabelt. Der Engländer Eldred, welcher 1573 Mesopotamien durchzog, beschreibt Babel „als die alte mächtige Stadt, von der noch viele Ruinen zu erblicken sind, darunter ist auch der babylonische Turm, der eine Meile im Umfang hat und ungefähr so hoch wie St. Paul in London sein mag“. Auf der rechten Euphratseite, 12 km südöstlich von Hilleh, erhebt sich gleich einem ragenden Berg die größte Ruine der Welt, von den Arabern Birs Nimrud, Nimrosturm genannt (1. Mos. 10, 10). Diese mächtige Ruine steigt auf der Südwestseite 160 m breit bis zu einer Höhe von 65 m auf, wo ein Mauerpfeiler von 10 m Höhe die Spitze krönt. Dieses sonderbare Bruchstück gibt dem gewaltigen Trümmerberg einen pittoresken Abschluß. Der englische Oberst Rawlinson hat bereits 1854 den gigantischen Bau im Auftrag des Britischen Museums planmäßig untersucht. In einer oberen Backsteinschicht fand er eine Bauurkunde, in welcher Nebukadnezar berichtet, daß er sich bemüht habe, den Tempelturm von Borsippa, den „Tempel der sieben Richtungen Himmels und der Erde“ wiederherzustellen, den seine Vorfahren bis auf die Höhe von 42 Ellen gebracht, aber nicht vollendet hätten. Die sieben Etagen waren mit den Farben der Planeten versehen. Das erste Stockwerk war schwarz und dem Saturn geweiht, das zweite

rotbraun (Jupiter), das dritte rot (Mars), das vierte golden (Sonne), das fünfte weiß (Venus), das sechste dunkelblau (Merkur), das siebente silbern (Mond). Der Zugang zu diesem Riesebau befand sich an der Nordseite. Das unterste Stockwerk maß 83 m im Geviert und war etwa 8 m hoch. Die folgenden Etagen, die sich nach oben verjüngten, waren insgesamt 49 m hoch. Auf dem siebenten Stockwerk hat das Heiligtum des babylonischen Gottes Nebo gestanden. Schon frühere Beobachtungen Rassams hatten festgestellt, daß der oberste Mauerpfeiler stellenweise vollständig verglast ist. Rawlinson vermutet, daß die Backsteine der darunterliegenden Etage durch Entfaltung einer gewaltigen Hitze künstlich verglast worden sind, um durch die dadurch erzielte feste Masse dunkelblauer Schlacke die der Planetensphäre Merkurs entsprechende Farbe zu gewinnen.

Bis in die neueste Zeit hat man in den Ziegelmassen des Birs Nimrud die Trümmerreste des durch Feuer vom Himmel zerstörten Turms zu Babel gesehen, dessen unvollendeten Bau die Bibel mit lapidaren Worten erzählt. Indessen ist es viel wahrscheinlicher, daß dieser Turm auf der anderen Seite des Euphrat im eigentlichen Babylon gestanden hat. Wir schließen uns namhaften Forschern der Gegenwart an, wenn wir den Stufenturm von Babel Etemenanki in dem biblischen Bericht wiederfinden. Dieser Turm gehörte zu dem von der deutschen Expedition wieder ausgegrabenen Tempel Esagila. Sein Name bedeutet „Haus des Grundsteins von Himmel und Erde“. Er ist vom Erdboden verschwunden, und erst 1887 stieß man auf das unterirdische Mauerwerk. Die türkische Regierung verdingte diesen Steinbruch an einen Unternehmer, welcher die Backsteine aus Beutesucht noch tief aus dem Grundwasser hervorholen ließ. Der Riesenturm ein Steinbruch; auch ein Treppenwitz der Weltgeschichte, der durch die längst bekannte Tatsache ins Große erweitert worden ist, daß die Städte Ktesiphon, Seleucia, Bagdad, Hilleh aus den Steinen der Paläste und Tempel Babels jahrhundertlang ihr Baumaterial entnommen haben. Das ist die stolze Babel . . .

Etemenanki bestand aus sechs Stockwerken mit einem Gesamtmaß von 59 Doppelruten Länge und Breite (Doppelrute = 12 Ellen), $12\frac{1}{2}$ Doppelruten Höhe. Auf der sechsten Stufe erhob sich das Heiligtum Marduks, $2\frac{1}{2}$ Doppelruten hoch. Die Könige Nabopolassar und Nebukadnezar, die sich vergeblich um die Voll-

endung des Turmes bemühten, versichern in ihren Bauinschriften: „Etemenanki, dessen Spitze bis an den Himmel reichen sollte.“ Der von Gottes Geist erfüllte Erzähler des Turmbaus erblickte darin einen Frevel gegen Gott — und das mit Recht.

Von keiner Seite ist bisher beachtet worden, daß die biblische Geschichte in hebräischer Sprache Anklänge an die Tatsache enthält, daß die babylonischen Stufentürme, die man mittels einer die einzelnen Stufen rings umgebenden Rampe besteigen konnte, Abbilder der sieben Planetensphären mit den für Kreislauf und Kalender maßgebenden Bahnen der Sonne und des Mondes waren. Das Wort für „Backstein“ (lebenah leaben) kann auch „Mond“ gelesen werden, das Wort für „Brand“ klingt an babylon. sarpu Silber an, die Farbe des Mondes, während das Wort für Asphalt und Mörtel (chemar lachomer) auch den Roten d. i. die Glutsonne bedeuten kann. Sonne, Mond und Sterne sollten auf dem Turmheiligtum angebetet werden, aber „der Mond wird sich schämen, und die Sonne mit Schanden bestehen, wenn der Herr Zebaoth König sein wird“ (Jes. 24, 23). Das hebräische Wort für zerstreuen (hefis) enthält vermutlich einen Anklang an den volkstümlichen Namen des Turmes Pisu, der „Glänzende“. Babel aber (der Name bedeutet babylonisch „Gottespforte“, Bab-ilu) war von uraltersher der historische Schauplatz der Sprachverwirrung. Hier war der Weltmarkt, wo die Völker zusammenströmten, und der Wirrwarr der verschiedensten Sprachen erklang.

Wir haben durch die seit 56 Jahren veranstalteten Ausgrabungen eine große Anzahl von Inschriften gewonnen, die über die Geschichte der Stadt Babel zuverlässige Kunde geben. Ihr Gründer ist Sargon von Agade, 2800 v. Chr. Der mächtige König Sargon erzählt, daß er „das Meer des Westens überschritten habe und drei Jahre im Westen geblieben sei“. Durch diese authentische Nachricht haben die Phönizier das Prestige verloren, als die ersten kühnen Seefahrer das Mittelmeer durchkreuzt zu haben. Sargons Sohn Naram-Sin zog nach Arabien, wo „17 Könige mit 30000 Mann“ ihm Widerstand leisteten. Der erste, welcher ein einiges babylonisches Reich durch Unterjochung der südbabylonischen Stadtfürstentümer gründete, war Hammurabi (um 2000 v. Chr.), eine Herrschergestalt, die den größten Machthabern der Weltgeschichte ebenbürtig an die Seite zu stellen ist. Durch

ihn wurde Babylon das „Hirn Vorderasiens“, die Weltmetropole in kultureller Beziehung, auch als das assyrische Reich die Rolle des Weltbeherrschers übernommen hatte. Wir besitzen aus seiner Zeit eine besonders große Anzahl von Staatsurkunden, welche uns das Leben und Treiben in Stadt und Land in anschaulichster Weise illustrieren. Überall sehen wir, daß der König seinen beherrschenden Willen geltend macht, auch in den kleinen und alltäglichen Dingen. Hammurabi kümmert sich um alles. Er ordnet die Schaffschur an, er bestellt für die Ernte ein Aufgebot von landwirtschaftlichen Arbeitern, er befiehlt, Dämme und Deiche zu bauen, Kanäle und Wassergräben anzulegen, er säubert das Land von Räubern und Banditen, er ist in allen seinen Bestrebungen, dem Lande Wohlfahrt und Sicherheit zu schaffen, unermüdtlich tätig. Seine Befehle sind kurz und schneidig, seine Anordnungen treffen den Nagel auf den Kopf, oft hat man den Eindruck, als ob man friderizianische Aktenstücke unter die Augen bekäme. Sein hervorragendstes Lebenswerk ist der nach ihm benannte Gesetzkodex, der vor 10 Jahren in Susa aus dem Trümmerhaufen der Burg ans Tageslicht gefördert worden ist, wohl die kostbarste und wertvollste Urkunde einer Zeit, die uns durch die biblische Abrahamsüberlieferung heilig ist. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß der im 1. Buch Mose, Kap. 14 genannte Amraphel unser Hammurabi ist. Die 2¼ m hohe Gesetzesäule, ein schwarzer Granitblock, steht heute im Louvre zu Paris. Ursprünglich hat der Stein im Marduktempel der Stadt Babylon gestanden. Ein elamitischer Eroberer hat ihn 1000 Jahre später nach Susa als Beutestück geschleppt. Hammurabi, den wir auf dem Dioritblock im Bild sehen, vor dem Sonnengott ehrfurchtsvoll stehend, versichert in der Einleitung der Inschrift, er habe die Gesetze erlassen, damit „der Starke dem Schwachen nicht schade, um Witwen und Waisen zu schützen.“ Er behauptet von sich, daß er wie ein Vater für seine „Landeskinder“ Sorge, er nennt sich selbstbewußt die „Sonne von Babylon“, le roi soleil!

Großartig ist das Kulturbild im allgemeinen, das man aus dem Kodex, einer Sammlung von 288 wichtigen Rechtsfällen, gewinnt. Man ist mitten in das deutsche Mittelalter hineingezaubert, wenn man die verschiedenen Stände von Adligen, Bürgern, Bauern, Handwerkern, Leibeignen aufmarschieren sieht, das Heer der Beamten und Priester, der Tempeldiener und

Nonnen. Die Städte sind Mittelpunkte einer ausgedehnten Geldwirtschaft. Die festgesetzten königlichen Tarife für Leineweber, Steinmehlen, Lederarbeiter, Schmiede, Zimmerleute, Bäcker lassen auf Wohlstand schließen. Die Landwirtschaft ist in hoher Blüte, auf Rodung und Edelkultur, pflegliche Bewirtschaftung der verpachteten Ländereien wird großer Wert gelegt. Es ist ein einzig großer, glänzender Film von Einzelbildern, die in der Gesetzesammlung vor unserm geistigen Auge vorüberziehen. Wir sind beim Arzt und sehen, wie er eine Tränenfistel behandelt. Einen Kunstfehler muß er mit dem Verlust einer Hand büßen. Hier wird ein Schiff, das mit Wolle und Getreide befrachtet ist, flott gemacht. Der Kapitän verhandelt mit dem Großkaufmann, und der Zwischenhändler setzt eine Urkunde über die empfangene Valuta auf, die ihm zum Tauschhandel in fernem Lande anvertraut ist. Dort gucken wir in die Werkstätte des Bronzeschmieds, der für die Garde des Königs Waffen anfertigt. Wie das hämmert und sprüht, blinkt und blizt. Dort ist eine Menschenansammlung am Euphrat. Ein Mann hat gegen seine Frau „den Finger ausgestreckt“, er hat sie der Untreue bezichtigt. Sie wird in einen Sack genäht und in den Fluß geworfen. Ob der Flußgott sie in die Tiefe zieht oder emporhebt? Recht muß Recht bleiben. Friedlich ist ein anderes Bild im Ehehause. Zwei Männer setzen dort die Aussteuer- bez. Kaufurkunde auf, nachdem sie die „Verlobung ihrer Kinder hocherfreut angezeigt haben“. § 128 lautet wörtlich: „Wenn jemand eine Ehefrau angenommen hat, jedoch einen Vertrag in bezug auf sie nicht abgeschlossen hat, so gilt das betreffende Weib nicht als Ehefrau.“ Im allgemeinen nimmt die Frau in der Ehe eine würdige Stellung ein, sie ist die ebenbürtige Gehilfin des Mannes. Erst der Islam hat sie bis in den Staub entwürdigt, ihr die Seele und das Paradies abgesprochen. Überraschendes Licht wirft das Familienrecht des altbabylonischen Kodex auf die biblischen Erzvätergeschichten. Er stellt es über allen Zweifel fest, daß in der Hütte der Sara Menschen wohnen, die in Sitte und Gewohnheiten diejenigen Anschauungen widerspiegeln, welche das Recht Hammurabis voraussetzt. Die Brautwerbung Eliesers, der Aufenthalt Jakobs bei Laban, die Stellung der Hagar als Nebenfrau im Hause Abrahams entsprechen naturgetreu den Lebensverhältnissen, welche das Gesetz ausdrücklich bezeugt.

Im Strafrecht ist der Vergeltungs- oder Talionsgedanke vorherrschend. Über den Rechtsbrecher wird als Strafe das Übel verhängt, das er einem andern zugefügt hat. Wenn ein Höriger nicht hört, wird ihm das Ohr abgeschnitten. Vergleiche den Bibelspruch: Ein Auge, das den Vater verspottet... das müssen die Raben am Bach aushacken (Spr. Sal. 30, 17). Der Vergeltungsgedanke des alttestamentlichen Gesetzes ist im 2., 3. und 5. Buch Mose in die Formel gefaßt: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Hand um Hand, Fuß um Fuß, Beule um Beule. Im altbabylonischen Kodex heißt es: Wer das Auge eines andern zerstört, dessen Auge soll zerstört werden. Wer den Knochen eines andern zerbricht, dessen Knochen soll zerbrochen werden. Wer den Zahn eines andern ausschlägt, dessen Zahn soll ausgeschlagen werden. Also hier wie dort altorientalisches Gewohnheitsrecht. Während aber die Bibel gleiches Recht für alle fordert, scheidet Hammurabi nach den Ständen. Wer z. B. einen Gleichgestellten auf die Wange schlägt, zahlt 10 Seckel, wer dagegen einem Höhergestellten eine Ohrfeige gibt, dem werden 60 mit der Ochsenpeitsche aufgezählt.

Nach Veröffentlichung des Gesetzes fielen mir verschiedene Gesetzesbestimmungen auf, die mit dem vermutlich ältesten Bestandteil des mosaischen Gesetzes, mit dem im 2. Buch Mose, Kapitel 21—23 enthaltenen Bundesbuch, in einem höchst auffälligen Zusammenhang stehen (Näheres in meiner Schrift „Moses und Hammurabi“, Leipzig, Hinrichs. 1903). Moses bestimmt im Bundesbuch: Wenn ein Rind einen Mann oder eine Frau totstößt, so soll der Besitzer des Rindes frei ausgehen. Hammurabi sagt § 250: Wenn ein Rind beim Gehen auf der Straße einen Menschen stößt oder tötet, so soll diese Rechtsfrage keine Anspruchserhebung zulassen. Moses verfügt weiter: Wenn aber das Rind schon längst stößig gewesen ist, und man dies seinem Besitzer vorgehalten hat, und er es nicht sorgfältig gehütet hat, so soll das Rind, wenn es einen Mann oder eine Frau totstößt, gesteinigt, aber auch sein Besitzer mit dem Tode gestraft werden. Der Kodex bestimmt für diesen Fall: Wenn ein Rind jemandes stößig ist, und wenn man den Fehler des Rindes, daß es stößig ist, seinem Besitzer angezeigt hat, er aber die Hörner des Rindes nicht abschneidet und dasselbige nicht festbindet, wenn selbiges Rind einen Ausgeborenen stößt und tötet, so soll er eine halbe Mine

Silber bezahlen. Scheinbar entscheidet Moses in diesem Fall härter, er hat aber ausdrücklich die Vereinbarung einer milderen Strafe durch Bestimmung eines Wergeldes festgelegt, indem er hinzufügt: „Wird man aber ein Lösegeld auf ihn legen, so soll er geben, sein Leben zu lösen, was man ihm auflegt.“ Nicht anders ist die scheinbar grausame Formel zu verstehen: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Die Entschädigung (wir würden heute sagen die Invalidenrente) entspricht dem angerichteten Dauerschaden, sie ist ein Ersatz für die verminderte Erwerbsfähigkeit.

Es folgt noch ein dritter Fall. Wenn das Rind einen Sklaven oder eine Sklavin tötet, sagt Moses, so sollen dem Eigentümer des Sklaven 30 Seckel Silbers bezahlt werden. Hammurabi sagt: Wenn das Rind den Sklaven jemandes tötet, so soll er $\frac{1}{3}$ Mine (= 20 Seckel) bezahlen. Wir haben also in beiden Gesetzes-sammlungen drei Bestimmungen über die Schäden, die durch stöchtige Tiere verursacht werden, in gleicher Reihenfolge und mit gleicher oder ähnlicher Rechtsentscheidung. Wenn ich an zwei entfernt liegenden Stellen der Wüste zwei Dreiecke in den Sand gezeichnet finde, aus welchen ich den pythagoreischen Lehrsatz beweisen kann, so würde ich nach dem Ausspruch Hegels nicht an den Zufall glauben, der diese Dreiecke zusammengesetzt hat, sondern ich würde die Hand suchen, die sie gezeichnet haben muß. Die genannten Gesetzeskomplexe führen den zwingenden Beweis, daß das Gesetz des Moses und des Hammurabi in einem geistigen Zusammenhang stehen. Die einzigartige religiös-sittliche Höhe des mosaischen Gesetzes wird dadurch erst recht in das Licht gestellt. Moses hat altes Gewohnheitsrecht gekannt, hat es aber über die Stufe des natürlichen Lebens hinausgehoben, auf der es noch bei Hammurabi stehen geblieben ist. Wir brauchen nicht Moses und die Propheten zu verteidigen: 5. Mose 6, 5 wiegt schwerer als 1000 Codices Hammurabis. Aber darüber dürfen wir uns freuen, daß die Weisheit moderner Schriftgelehrter geschwunden ist, derzufolge das mosaische Gesetz das Erzeugnis der nachprophetischen Stubengelehrsamkeit sei. Das Recht geht von der Wirklichkeit des Lebens aus, sagt Savigny. Der Fund von Susa mit seinem vier Jahrtausende alten Schatz hat das Alter des mosaischen Gesetzes von neuem sicher gestellt, und Rankes Wort kommt wieder zu Ehren: Moses ist die erhabenste Gestalt der Weltgeschichte.

Das große geistige Erbe, welches Hammurabi hinterlassen hat — er ist der Literaturkönig Babels geblieben — hat seinen politischen Ruhm überlebt. Mit der äußeren Macht des Reichs ist es schnell abwärts gegangen. Fremde Völker haben sich in den folgenden Jahrhunderten in die Beute geteilt. Im 17. Jahrhundert ist die Völkerwelle der Kassiten über Babylonien hinweggegangen, und die Sieger haben die Kultur der Besiegten einfach übernommen. Um 1400 taucht der neue Rivale aus der Völkerflut auf, das assyrische Reich, das jahrhundertlang mit Babel um die Palme der Weltherrschaft gerungen hat. Im Jahre 689 wurde Babel von dem assyrischen König Sancherib dem Erdboden gleichgemacht und unter Wasser begraben. Der rohe Zerstörer prahlt damit, er habe „ihre Überschwemmung größer als die Sintflut gemacht“. Sein Sohn Assarhaddon versuchte die Stadt wieder aufzubauen. Aber erst der König aus chaldäischem Geschlecht, der aus der Bibel wohlbekannte Nebukadnezar, war dazu ersehen, die Stadt herrlicher als je aus dem Chaos der Zerstörung entstehen zu lassen. Er errichtete seiner medischen Gemahlin zu Liebe, die sich nach den Bergen der Heimat sehnte, den Wunderbau der hängenden Gärten, der von der Nachwelt verherrlicht worden ist. Zu seiner Zeit ist das ergreifende Lied der Ergulanten gesungen worden: An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten.

Das Weltreich der Chaldäer kam bald ins Wanken, als im Osten ein neuer Stern aufging, und der Perser Cyrus sich mit seinen Horden nahte. Wir sind durch eine in Babylon von Rassam aufgefundenene Urkunde über die näheren Umstände der Eroberung Babels genau unterrichtet. Die Götter von Babel, erzählt ein Priester in der merkwürdigen Inschrift, schauten sich nach einem Hirten der Völker um. Sie riefen den Cyrus beim Namen. Ohne Schwertstreich führt der neue Held seine Truppen nach Babel. Die Großen werfen sich vor ihm in den Staub, küssen seine Füße, es erglänzt ihr Antlitz. War Verrat im Spiele? Der griechische Geschichtsschreiber Herodot behauptet es. Die bronzenen Tore waren geöffnet, und niemand war auf der Wache. Im Buch des Propheten Jesajas erscheint Cyrus (Koresch) gleichfalls als der Knecht, den der Herr bei seinem Namen gerufen hat, als sein Hirt und Gesalbter. Vielleicht mit Anspielung auf die bronzenen Stadttore sagt der Prophet (Kapitel 45, 2): ich will die ehernen

Türen zerschlagen und die eisernen Riegel zerbrechen. Es ist nicht unmöglich, daß die jüdischen Priester in der Verbannung den fremden Eroberer mit ungeheuchelter Freude begrüßten. Und Cyrus erzählt am Schlusse der genannten Inschrift, daß er die Gottheiten, die nach Babel verbannt worden waren, in die Heimat zurückgebracht hat, damit sie für ihn langes Leben bei Bel und Nebo erbitten möchten. Esra erzählt uns (Esra 1, 7), daß der König den Juden die goldenen und silbernen Tempelgeräte zurückgab. War das gegossene Metall Entgelt für geleistete Dienste? — Jedenfalls ist uns im alten Testament die freundliche Gesinnung bezeugt, die man dem persischen Eroberer entgegenbrachte. Zwei Jahrhunderte später kam der letzte mächtige Eroberer nach Babylon, der große Alexander, der die Stadt nach dem Siegesgang des Griechentums im Orient zur Metropole seines Weltreiches erheben wollte. Sein Traum zerrann, als er sterbend im Palaste Nebukadnezars lag, und die Großen und Generäle erschüttert von ihm Abschied nahmen. Nie wieder hat sich Babel zu einer beherrschenden Stellung erhoben. Die Unterschrift des ersten Petrusbriefes nennt Babylon als Ort der Absendung. Wahrscheinlich ist Babel ein anderer Name für Rom. Die Offenbarung des Johannes beschäftigt sich oft in ihrer Bildersprache mit Babel. „Das große Babylon, die Mutter der Hurerei und aller Greuel auf Erden.“ Es wird in geschichtlicher Rückerinnerung die Schale des Zorns über die babylonische Zwangherrschaft ausgegossen. Aber Babel ist hier nur das Abbild des römischen Imperiums, das den vergeblichen Vernichtungskampf mit dem jungen Christentum aufgenommen hat, um endgültig in bodenloser Tiefe zu versinken. Die Formen und Farben des babylonischen Geschichtsbildes dienen dazu, der christlichen Gemeinde in der letzten Drangsal zu zeigen, daß die Weltgeschichte das Weltgericht ist.

Über zwei Jahrtausende haben die Tempel und Paläste von Babylon unter dem Flugsand der Wüste gelegen, bis sie in neuester Zeit durch den Spaten der Ausgraber und den scharfsinnigen Kalkül der Entzifferer wieder zu reden begonnen haben. Nach den vorläufigen Ausgrabungsversuchen der Engländer und Franzosen in den 50er und 80er Jahren haben um die Wende des Jahrhunderts deutsche Männer das Riesenwerk unternommen, den Königspalast Nebukadnezars und den uralten Marduktempel Esagila wieder auszugraben. Die Palastmauer Nebukadnezars,

durch welche die verbotene Stadt des Königs den profanen Blicken entzogen war, hat eine Gesamtdicke von 41 Metern (die Hälfte ist eine Füllung von Sand und Schotter). Die Oberkante dieser gewaltigsten Mauer, welche je die Welt gesehen hat, liegt 7 Meter unter der Erde. Welche Leistung mußten Spaten und Hacke vollbringen, um die Mauer erst einmal bloßzulegen. Der deutsche Kaiser wendet fortgesetzt den Ausgrabungsarbeiten sein lebhaftes Interesse zu und unterstützt sie mit beträchtlichen Summen. Möchte die Auffindung und Bergung neuer Inschriften das für die Bau- und Stadtkunde Babylons wichtige Werk immer bedeutender gestalten!

Daß Babel auch in geistiger Hinsicht für die Entwicklung des Menschengeschlechts von großer Bedeutung gewesen ist, wird uns in der Bibel an wichtigen Stellen bezeugt. Die Bibel läßt in Sinear d. i. Babylonien die Urväter wohnen, welche den Ackerbau zuerst betrieben, Schmiedekunst und Musik erfanden. Auf babylonischer Erde erbaute Noah die Arche. Die Sprache der Propheten ist mit Bildern aus den babylonischen Dichtungen erfüllt. In der Bibliothek Assurbanipals ist ein babylonisches Lied aufgefunden worden, das gleich dem Buch Hiob die tiefsten Fragen des Schicksals ergreifend zu Gemüte führt. Dort klagt ein Greis über das Leiden der Menschen und den verborgenen Ratschluß des Himmels. Er spricht: „Ich lehrte mein Land, auf den Namen Gottes zu achten; den Namen der Götter zu ehren, unterwies ich meine Leute. Wußte ich doch, daß vor Gott solches wohlgefällig ist! Was aber einem selbst gut erscheint, das ist bei Gott schlecht; was nach jemandes Sinn verächtlich ist, das ist bei seinem Gotte gut. Wer verstünde den Rat der Götter im Himmel, den Plan eines Gottes voll Dunkelheit, wer ergründete ihn? Wie verstünden den Weg eines Gottes die blinden Menschen? Der am Abend noch lebte, war am Morgen tot, plötzlich ward er betrübt, eilends ward er zerschlagen; im Augenblick singt und spielt er noch, im Nu heult er wie ein Klagemann. Tag und Nacht ändert sich ihr Sinn, hungern sie, so gleichen sie einer Leiche, sind sie satt, so wollen sie ihrem Gotte gleichkommen. Geht's ihnen gut, so reden sie vom Aufsteigen zum Himmel, sind sie voll Schmerzen, so sprechen sie vom Hinabfahren zur Hölle.“ — Nach beweglicher Klage über sein Schicksal schaut der Dichter in eine glücklichere Zeit jenseits des Grabes. „Geöffnet war schon der

Sarg, man machte sich an mein Begräbnis, ohne daß ich schon tot war, ward die Wehklage um mich vollführt . . . Ich weiß aber eine Zeit für meine Familie, wo inmitten der Geister (?) ihr göttliche Ehren bereitet werden.“ Mitten in der heidnischen Trostlosigkeit solcher Ergüsse finden wir blühende Lichter eines festen Erlösungsglaubens, Perlen inniger, frommer Hoffnung. Man hat die Bedeutung der babylonischen Literatur für die Bibel arg übertrieben. Es ist durch reklamehafte Zeitungen verkündet worden, die Wand sei bloßgelegt worden, auf welcher das Menetekel stand, man habe ein Verzeichnis mit den Tieren der Arche Noah gefunden. Als vor 40 Jahren George Smith den babylonischen Sintflutbericht entdeckt hatte, hallten alle Kanzeln Englands wider vor Staunen und Freude. In der jüngsten Bibel-Babelbewegung ist der entgegengesetzte Versuch gemacht worden, dem Alten Testament seinen einzigartigen Wert abzuerkennen. Es sei alles einschließlich des Glaubens an den einen Gott babylonisches Lehngut. Sehr treffend hat damals ein Führer im Streit, Alfred Jeremias, gesagt: „Zehn fettgedruckte Stellen in der Lutherbibel genügen, um zu zeigen, wie erhaben der Geist des Alten Testaments über Babylon steht.“ Rückhaltlos werden wir aber anerkennen, daß die babylonische Keilschriftliteratur uns den welt- und kulturgeschichtlichen Hintergrund für die Bibel gibt, und daß das Volk der Bibel, wiewohl es das auserwählte war und durch die wunderbaren Gottesführungen auch bleibt, durch ein geistiges Band der Verwandtschaft mit Babylonien, der Heimat Abrahams, verknüpft war, und jahrhundertlang im regsten Austausch mit der Kultur des Euphratlandes gestanden hat. Durch dieses Abhängigkeitsverhältnis verliert die Bibel nicht, sondern sie gewinnt, weil man lernen wird, scheidlich aus dem Erz des Menschentums und der natürlichen Entwicklung das Edelmetall der heilsgeschichtlichen Offenbarung herauszuschürfen. Nur ängstliche Gemüter können vor der Tatsache bangen, daß Babel der „Interpret und Illustrierte der Bibel“ ist. In der entscheidenden Gottesfrage hat die Bibel von Babel nie gelernt. Es ist nie in Babel ein Prophet erstanden und wird nie einer gefunden werden, der im Namen des lebendigen Gottes gesagt hätte: „Ich, ich tilge deine Übertretungen“, oder: „Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist, und was der Herr von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott.“

Die Religion der Babylonier ist vornehmlich Gestirnverehrung. Der beherrschende Grundgedanke, der wie eine mathematische Formel angewandt wird, faßt sich in dem einfachen Satze zusammen: Alles irdische Geschehen ist ein Abbild des himmlischen Geschehens; zwischen Mensch, Erde, Kosmos besteht eine ewig bestimmte Übereinstimmung, eine prästabilierte Harmonie. Alles, was die Erde birgt, was auf ihr nach Raum und Zeit geordnet ist, Maß, Zahl, Gewicht, Stein, Pflanze, Tier, spiegelt die Eigenschaften und Bewegungen der Sternenwelt wider. Wer z. B. einen Edelstein trägt, steht unter dem Schutze des Sternes, zu dem der Stein gehört (Talisman). Was unsre Uhr mit dem zwölfteiligen Zifferblatt uns sagt, ist in dem himmlischen Tierkreis und den Bewegungen der auf ihm wandelnden Planeten vorgezeichnet. Unsre Wochentage mit ihren Planetennamen sind babylonisches Erbgut. Montag = Mond, Dienstag = Mars, Mittwoch = Merkur, Donnerstag = Jupiter (Donar), Freitag = Venus (Sreṇa), Sonnabend, saturday = Saturn. Das Alphabet, dieser Urzeuge menschlicher Geisteswissenschaft, ist Gestirnweisheit. Unser A ist das Zeichen des Stieres, das C ist die bumerangähnliche Waffe Marduks, das R das Horn des Widders, unser m (M) und n stellen ursprünglich die Bilder der Welle (Wassermann) und des Fisches dar. Es ist als sicher anzunehmen, daß die zwölf ältesten Zeichen des Alphabetes den Bildern des Tierkreises entsprechen.

Wir geben im folgenden eine kurze Skizze des babylonischen Weltbildes. Die Welt ist dreigeteilt. Der oberste Teil ist der Lufthimmel des Gottes Anu, der mittlere das himmlische Erdreich, der Tierkreis, auf dem Sonne, Mond und Planeten wandeln, sein Herrscher ist Bel. Der unterste Teil ist der Himmellozean, die Wassertiefe, das Reich des Ea. Die veränderte Lage des Laufes der großen Gestirne im Tierkreis läßt die Welt zweigeteilt erscheinen. Die Sternengötter erheben sich von den Punkten der Äquinoktien siegreich empor oder tauchen sterbend in die Unterwelt. Die vier Jahreszeitenpunkte der Sonnenbahn, der Ekliptik, sind die vier Weltecken, über denen die Himmelswelt sich erhebt. Sie werden versinnbildlicht in den Cheruben, dem geflügelten Stier, Löwen, Menschen, Adler. Wir finden sie auf dem Thronwagen bei Ezechiel und in den Sinnbildern der vier Evangelisten wieder. (Matthäus Mensch, Markus Löwe, Lukas Stier, Johannes

Adler). Zur Zeit der babylonischen Weltherrschaft ist der Stier der Herrschaftspunkt, weil damals der Frühjahrspunkt des Sonnenlaufes in diesem Zeichen stand. Sonne und Mond sind Zwillinge. Der Mond zeigt in einem Monat dieselben Bewegungen im Tierkreis, wie die Sonne in einem Jahr. Deshalb treffen Sonne und Mond (entsprechend dem großen und kleinen Zeiger des gleich dem Tierkreis zwölfgetheilten Zifferblattes) zwölfmal im Jahre zusammen. Drei Tage jedesmal verschwindet der Mond in der Sonne, beim Hervorgehen als Neumondsichel jubelnd begrüßt; dann trennt er sich von der Sonne, bis er nach 14 Tagen als Vollmond der Sonne gegenübersteht. Das große Ereignis für den Kalender ist das Zusammentreffen der Frühjahrs- und des Frühjahrsvollmondes im Stier, das in der Berechnung unseres Osterfestes noch nachwirkt. Der Mond ist aber auch allein der Zwilling, er ist in jedem Monat als abnehmender und zunehmender Mond der sterbende und aus der Unterwelt befreite und zum Leben auferstehende Gott.

Die Hauptrolle im babylonischen Himmelsbild spielt der Nibiru, der Höhepunkt der Sonnenbahn, oder der Nordpol des Himmels. Vom Nibiru hängt es ab, ob die Sterne zum Regiment emporsteigen oder in der Unterwelt versinken. Über dem Nibiru erhebt sich der himmlische Götterberg, der heilige Berg, den auch die Bibel an poetischen Stellen im Norden sucht. Der Nibiru wird als Engpaß zwischen zwei Bergen dargestellt, durch welchen die Sonne hindurch muß.

Der Kultus des Salomonischen Tempels hat dieses Himmelsbild durch verschiedene Bilder, wie das gläserne Meer, die siebenarmigen Leuchter, die beiden Säulen Boas und Jakin symbolisch angedeutet. Der Tempel ist wie das Weltall dreigeteilt.

In Babylonien ist ursprünglich das Mondzeitalter herrschend gewesen. Sein Abbild ist der Stier, die Hörner deuten auf die Mondsicheln (vgl. die Hörner des Altars). Vom dritten Jahrtausend an beginnt das Sonnenzeitalter. Die Kalenderlehre gibt den Ausgleich zwischen Mondjahr (354 Tage) und Sonnenjahr (365 $\frac{1}{4}$ Tage). Unsere Monate mit 30 oder 31 Tagen sind ein Überbleibsel dieser lunisolaren Kalenderweisheit. Die Folge der großen Jahreszyklen, der Weltzeitalter, hängt mit der sogenannten

Präzession der Sonne zusammen. In etwa 26000 Jahren durchläuft der Frühlingspunkt d. h. der Punkt, in dem der Himmelsäquator die Ekliptik schneidet, den ganzen Tierkreis. Die Zeit von Hammurabi an ist das Stierzeitalter (vorher Zwillinge- und Krebszeitalter), vom 8. Jahrtausend an setzt das Widderzeitalter ein, das die klassische Zeit beherrscht. In der Tat ordnete damals der König Nabopolassar eine Kalenderreform an. Jetzt steht die Frühjahrs Sonne in den Fischen.

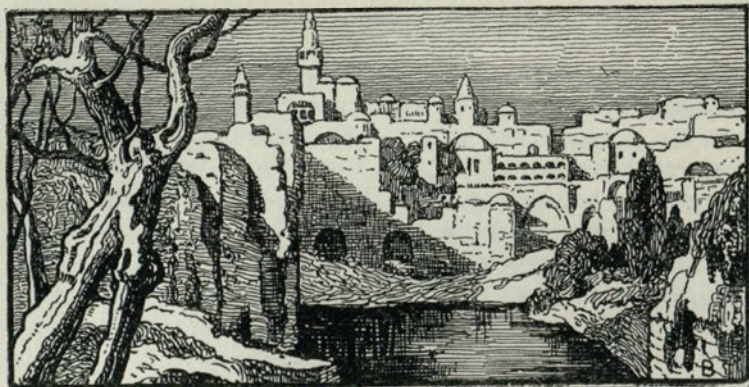
In dem Welterschöpfungsepos der Babylonier, das aus dem 3. vorchristlichen Jahrtausend stammt, wird uns dieses Weltbild entwickelt. Wir erleben es, wie Marduk, der Sohn des Ea, die Frühjahrs Sonne, nach Besiegung des Wasserdrachen die Weltherrschaft gewinnt und die Gestirnbahnen ordnet. Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß das babylonische Weltbild auch das Weltbild der Bibel ist, soweit es sich um Vorstellungen über die sinnlich wahrnehmbare Welt handelt. Die Bildersprache des Alten und Neuen Testaments wird für uns durch die Sternensprache der Babylonier erst transparent. Um so großartiger ist die Nüchternheit, mit welcher die Bibel gegen die Verehrung der Gestirne protestiert. „Daß du ja nicht deine Augen aufhebest gen Himmel und sehest die Sonne, den Mond und die Sterne, das ganze Heer des Himmels, und fallest ab und betest sie an und dienest ihnen.“ (5. Mose 4, 19.) Die alttestamentliche Religion hat nicht auf die in den Sternen sich kundtuende Erscheinung, sondern auf den in der frommen Erfahrung und in der Geschichte sich offenbarenden Gott geschaut. Sie hat aber für alle Dinge, die in Raum und Zeit geordnet sind, die symbolische Sprache des altorientalischen Weltbildes beibehalten. Auf ein lehrreiches Beispiel sei hingewiesen. Nach babylonischer Vorstellung hat die Sonne im Jahreskreislauf den Frühjahrs punkt erreicht, wenn sie die Wasserregion überschritten und den Drachen der Meerestiefe besiegt hat. Der Besieger des Drachen ist der vorgenannte Marduk, der hellleuchtende Planet Jupiter, der im Stierzeitalter zum Beherrscher des Tierkreises erkoren wurde. Die Sprache vom Drachenkampf und Drachentöter, die über die ganze Welt verbreitet ist, klingt auch im Alten Testament durch zahlreiche poetische Stellen hindurch, von jenem uralten Worte an: „Derselbe wird dir den Kopf zertreten und du wirst ihn in die Ferse stechen.“ (1. Mose 3, 15.) Am deutlichsten ist das Bild vom Drachentöter im letzten Buch der Bibel ausgedeutet worden. Dies

Bild gibt die Farbe für das erhabene Gemälde vom Siege Christi in der Endzeit. Mit der Errettergestalt sind verschiedene altorientalische Motive eng verbunden. 1. Das Erscheinungsmotiv. Der Anbruch des neuen Weltzeitalters ist durch die Erscheinung der Morgensterne, durch das siegreiche Hervorgehen der Frühjahrs-sonne bezeichnet. Bei Jesaja und Maleachi hören wir: Das Licht kommt, die Sonne der Gerechtigkeit geht auf und das Heil unter ihren Flügeln. Diese Epiphanie ist in den christlichen Kalender übergegangen und lebt in unserm Liederchatz fort („Morgenglanz der Ewigkeit“). 2. Das Sternmotiv. Im Osten geht der Morgenstern auf, der das Kommen der Sonne verkündet (2. Petri 1, 19). Die Weisen im Morgenlande haben seinen Stern gesehen, und sind gekommen, um ihn anzubeten. Sie sahen nach ihrer Väter Weise das Sonnenkind und finden in der Krippe den Erretter, dem sie den Tribut bringen, welcher nachweislich im alten Orient der Sonne gebührt: Gold, Weihrauch, Myrrhen. Im Alten Testament verkündet der Seher Bileam: Es wird ein Stern aus Jakob aufgehen. Der falsche Messias, 135 n. Chr., nannte sich Bar Chochba, d. i. Sternensohn, und Antiochos bezeichnet sich als Epiphanes. Beide wollen also in altorientalischer Sprache Erlöserkönig sein. 3. Der Erretter erscheint in der „Fülle der Zeiten“, wenn im Zyklus das neue Weltjahr anbricht, er tauft nicht mit Wasser, sondern mit Feuer: denn im Feuer steht die Sonne, wenn sie die Höhe im Kreislauf erreicht hat. Der Erretter ist schon in altbabylonischer Sprache der Hirte, der die Zerstreuten sammelt, der Weinerfinder, der Sproß. Mit ihm beginnt der Weltenfrühling. Was der alte Orient als den höchsten Ausdruck seiner Hoffnungen begrüßt hat, das hat die biblische Missionserwartung vertieft und verklärt als Gewand ihrer Weltverklärungsbotschaft übernommen.

Es ist ein ungeheurer Irrtum, wenn moderne Propheten, wie der Assyriologe Jensen, Artur Drews und der Pole Niemojewski auf Grund dieser Formengleichheit Judentum und Christentum als einen verfeinerten Gestirnkultus deuten und die geschichtlichen Tatsachen des Evangeliums in ein Chaos von Nebelsternen auflösen. Wir suchen das Licht nicht mit dem Fernrohr. Wir haben es. Und dieses Welt- und Himmelslicht weicht hunderttausend Sonnen nicht.

Mag die Wissenschaft unsrer Tage eine neue Turmpolitik

rüsten und im Stimmengewirr der Tagesmeinungen den Aufruf wiederholen: Laßt uns eine Stadt und einen Turm bauen, des Spitze bis in den Himmel reicht — wir bleiben in der Heimat der Bibel und folgen bewundernd den Spuren des lebendigen Gottes, der manchmal und auf mancherlei Weise, auch durch die Sterne und Steine Babylons, durch die wiedererstandenen Denkmäler vergangener Jahrtausende zu uns mächtig redet.



Palästina

Von D. Ludwig Schneller.

„Alle Lande sind seiner Ehre voll!“ So hören wir es auf diesen Blättern von Land zu Land rufen. Aber von welchem Lande wäre dieser Ruf gewaltiger in alle Welt hinausgeklungen, als von jenem kleinen Lande am östlichen Rande des Mitteländischen Meeres, das, von Wüsten, Gebirgen und Meeren eingeschlossen, wie eine Insula sanctorum aus allen Ländern der Erde herausragt! So lade ich denn den freundlichen Leser ein, im Fluge eine Wanderung durch das alte heilige Land mitzumachen. Wir beginnen mit der Landschaft

Samaria.

Denn hier hat nach der Bibel die heilige Geschichte zum erstenmal den Boden Palästinas betreten. Wir stehen im Tale von Sichem. Die beiden Berge Ebal und Garizim bilden dort ein gewaltiges Bergtor. Zwischen beiden im Tale liegt die Stadt Nablus, das ehemalige Sichem, die Gartenstadt auf dem Gebirge Palästinas. Rauschende Quellen, grünende Gärten überall — kein Wunder, daß der ins gelobte Land einziehende Abraham sich hier wohl fühlte und hier zuerst seine Zelte aufschlug. Das Land Kanaan war damals noch unberührt von der Weltgeschichte, gewissermaßen ein weißes Blatt, auf das die heilige Geschichte geschrieben werden sollte. Da betritt ein Mann aus dem fernen Osten dies Tal und schlägt seine schwarzen Zelte zwischen diesen schattigen Nuß-, Granaten- und Zitronengärten unter einer Tere-

binthe auf. Abraham ist's, mit dem die Heilige Schrift im 12. Kapitel des ersten Buches Moses jene wunderbare Gottes- und Menschengeschichte beginnt, die fortan Palästina zum Schauplatz hat und das Land erst da verläßt, wo die Botschaft vom Welttheiland in alle übrigen Länder hinauszieht. In diesem Tal hat der Mann, den heute die Hälfte der ganzen Menschheit, Christen, Juden und Mohammedaner als einen ihrer größten Geistesheroen verehrt, die Verheißung empfangen: „Deinen Nachkommen will ich dies Land geben.“

Und wunderbar, schon dort in grauer Vorzeit wird das ganze Programm der heiligen Geschichte, die sich in diesem Lande abspielen soll, klar und deutlich aufgestellt: „In dir, in einem deiner Nachkommen, sollen gesegnet werden alle Nationen der Erde!“ Kann man sich dem Eindruck verschließen, daß dieser an der Spitze der Geschichte Israels stehende Ausspruch eine göttliche Prophetie ist? Ist es nicht erstaunlich, daß er genau, wie er vor 4000 Jahren aufgestellt wurde, in Erfüllung gegangen ist und täglich mehr in Erfüllung geht? Diese weltgeschichtliche Erfüllung ist so handgreiflich, daß sie gewaltig und ungefüge wie ein riesiger Granitblock jedem rein menschlichen Deutungsversuch im Wege liegt.

Der Strom der israelitischen Geschichte, an dessen leise sprudelnder Quelle wir in diesem Tale stehen, ist längst versiegt. Die Berge Israels sind längst verödet. Abraham ist wieder ein Fremdling geworden im Lande Kanaan. Aber der große Sohn Abrahams, der hier erschienen ist, Jesus, wandelt noch immer durch die Welt, und in ihm werden gesegnet alle Geschlechter der Erde.

Draußen, wo sich die Bergpforte des Ebal und Garizim nach der Ebene Machna öffnet, ist noch eine der wenigen bekannten Stellen in Palästina, wo Jesus zweifellos gerastet hat. Es ist der uralte Jakobsbrunnen. Wie oft haben wir jenes tiefsinnige Gespräch Jesu mit der Samariterin gelesen! Aber mit solcher Bewegung und mit so lebendiger Anschaulichkeit kann man es wohl nirgends vernehmen wie hier, angesichts des Brunnenrandes, auf dem einst Jesus saß, als die Samariterin kam, um Wasser zu schöpfen. Der griechische Priester, der das Heiligtum hütet, läßt für ein kleines Trinkgeld einen brennenden Strohbund am Seile hinab, so daß man sich von der großen Tiefe des Wasserspiegels überzeugen kann, und gibt einem nach-

her aus dem altehrwürdigen Brunnen zu trinken. Besonders interessant ist es zu sehen, wie nahe das Dörfchen Sichar, das Johannes 4 erwähnt wird, das heutige Askar, dem Jakobsbrunnen lag. Vom Brunnen aus sieht man über die herrlichen Saatfelder des breiten Tales hinweg und sieht, etwa 20 Minuten entfernt, am sanften Abhang des Ebal das freundliche Dörfchen liegen, aus dem die Samariterin gekommen war, und dessen Einwohner die erste kleine Christengemeinde in Samaria bildeten. Vom Brunnenrande aus sah Jesus mit seinen Jüngern die Leute von Sichar, von dem Weibe gerufen, durch die grünen Saatfelder herübereilen. Ihre weißen Kleider schimmerten durch das Saftgrün der jungen Weizenfluren. Dieser Anblick war dem Herrn wie eine Weissagung auf kommende Zeiten, und froh bewegt sagte er zu seinen Jüngern: „Hebet eure Augen auf und sehet in das Feld, denn es ist schon weiß zur Ernte!“

Eine merkwürdige Mohammedanerstadt ist es, dieses Nablus, dessen Einwohner wohl die fanatischsten Anhänger des falschen Propheten in ganz Palästina sind. Der Fremde muß sich wohl in acht nehmen, sie nicht zu reizen, sonst kann er an dem unglaublich rohen und christenfeindlichen Volke schlimme Erfahrungen machen. Daß sie christlichen Reisenden die gemeinsten Schimpfwörter und Flüche nachsenden, ist für sie ganz selbstverständlich. Wer sich dem widersetzen wollte, der kann gewärtig sein, von allen Seiten, von weiblichen und männlichen Händen mit Steinen bombardiert zu werden. Die Straßen von Nablus sind groß, teils wie Tunnels überwölbt. In ihren Basaren kann man alle möglichen orientalischen Waren, namentlich Sättel und Ziergehänge für Kamele und Pferde in buntem Allerlei ausgestellt sehen. Die einzige Reliquie aus uralter Zeit bilden die Samaritaner von Nablus, Abkömmlinge jenes Volkes, das auch im Neuen Testament unter dem Namen Samariter häufig erwähnt wird, heute aber auf wenige hundert Seelen zusammengeschmolzen ist. Es mag wohl kaum eine andere Religion auf Erden geben, die so konservativ beim Alten stehen geblieben ist. Sie opfern noch wie vor Jahrtausenden, sie feiern die mosaischen Feste, sie schlachten ihre Passahlämmer auf dem Garizim wie zu Jesu Zeit, wo die Samariterin zu diesem Berge hinaufdeutet: „Unsere Väter haben auf diesem Berge angebetet.“

Weltreiche, Weltreligionen sind inzwischen gekommen und gegangen. Die Samariter aber sind dieselben geblieben, wie die Olivenbäume und die Blumen in diesem Tale seit Jahrtausenden dieselben geblieben sind. Manchmal habe ich dem Hohenpriester der Samaritaner meinen Besuch gemacht und mir von ihm die uralte Rolle der fünf Bücher Moses zeigen lassen, den großen Schatz des kleinen Volkes, den sie bis auf die Zeit Moses zurückführen und in ihrem bescheidenen Tempel als ihr größtes Heiligtum verehren. Der Kodez ist zwar nicht 3583 Jahre alt, wie mir der Hohepriester mit großer Bestimmtheit versicherte, mag aber doch bis vor die Zeit Christi zurückreichen, und kein Bibliothekar der Welt kann seine Schätze sorgfältiger und ehrfurchtvoller behüten wie der Hohepriester der Samariter.

Von Sichem aus wenden wir uns durch das herrliche Tal nach Norden, an rauschenden Quellen und grünen Gärten vorbei, genau auf demselben Wege, auf dem einst vor 4000 Jahren Abraham hereingezogen ist. Wir sehen ihn im Geiste das Tal heraufziehen, die große, weltgeschichtliche Gestalt, vielleicht auf stattlichem, mit Muscheln, farbigen Decken und Quasten geschmücktem Kamel, samt seinem großen Gefolge von Verwandten, Hirten und Knechten. Unser Ziel ist die alte Königsstadt Samaria. Es ist ein freundliches, fruchtbares, heiteres Land, durch das wir reiten. Auf den Höhen winken freundliche Dörfer, die oft die höchsten Gipfel krönen und weithin sichtbar sind, in den Tälern erfreuen unser Auge lachende Getreidefluren, und die Landschaftsbilder und Fernblicke sind von großem Reiz. Wer von Jerusalem her aus Judäa kommt, findet auch die Menschen Samarias bemerkenswert. Es ist offenbar eine andere Rasse als in Judäa, und ihre angenehm freundlichen Gesichtsformen stehen in einem vorteilhaften Gegensatz zu den rohen Gesichtern in Nablus. Diese schönen, edelgeschnittenen Gesichter kann man sonst nur etwa in Bethlehem und Nazareth finden. Natürlich sind sie alle Mohammedaner, und der christliche Glaube hat in ganz Samaria noch so gut wie gar keinen Eingang gefunden. Denkt man zurück an das, was die Evangelien von Samaria berichten, so muten sie einen doch seltsam an, diese Anhänger des falschen Propheten, gerade hier auf diesen Bergen, über die einst Jesus mit seinen Jüngern gewandert ist.

Nach mehrstündigem Ritt kommen wir zu der alten Königs-

stadt Samaria, deren Minaret uns von der prächtigen Höhe schon von weitem gewinkt hat. Wir steigen den Hügel hinan, und die Hufe unserer Pferde treten dabei auf die Gassen, durch welche einst Ahab und Isabel in stolzer Pracht gefahren, durch welche einst die Propheten Elia und Elisa so manchmal gewandelt sind. Freilich ist die Fürstin des Landes von ihrer stolzen Höhe längst herabgestürzt. Von den schimmernden Tempeln und dem Königspalast, von dessen Dach so mancher König Israels hinabgeschaut hat auf diesen lieblichen Kranz umgebender Berge und hinüber auf den silbernen Spiegel des Mittelmeeres, ist nichts mehr übriggeblieben. Wie der Prophet es einst der üppigen, übermütigen Königsstadt geweissagt hat, so ist es gekommen: „Ein Hagelwetter ist über sie hingefahren, ein brausender Sturm hat sie zur Erde geworfen, mit Füßen wurde sie zertreten, die stolze Krone der Trunkenen von Ephraim.“ Die wilden Scharen des assyrischen Königs haben vor drittehalb Jahrtausenden hier ganze Arbeit gemacht.

Nur von der glänzenden griechischen Stadt, die später Herodes hier aufgebaut hat, und deren Name Sebaste bis heute geblieben ist, sind noch zahlreiche Reste vorhanden. Lange Säulenreihen, die rings um den Berg führten und zwischen denen einst Philippus als erster Bote des Evangeliums die fröhliche Stadt durchwandert hat, standen zwar längst offen zutage. Auch von dem ehemaligen Hippodrom, wo einst unter dem Jauchzen eines tausendköpfigen Volkes die römischen Gespanne und Rosselenker ihre Spiele aufführten, standen schon immer lange Säulenreihen im nördlichen Tale. Aber welche überraschende Funde haben in den Jahren 1909 bis 1911 die amerikanischen Archäologen hier gemacht! Ganze Straßenzüge der herodianischen Stadt wurden ausgegraben. Prachtige Tempel entstiegen ihrem Grabe, die ungeheure, den Berg hinanförende Freitreppe, deren Maße nach den Angaben des Josephus die Gelehrten bis dahin für eitel Flunkerei gehalten hatten, ist mit samt der riesigen Augustusstatue wieder ans Tageslicht gebracht worden. Und wohl noch größere Überraschungen stehen uns bevor, wenn die Altertumsforscher ihr Werk beendet haben werden.

Von der Kreuzfahrerstadt, die ein Jahrtausend später von hier ins Tal hinabgeschaut hat, steht nur noch die halb zerfallene, jetzt in eine mohammedanische Moschee umgewandelte

Kirche Johannes des Täufers auf der Höhe. Wie ein Fremdling aus einer vergangenen Welt trauert die verstümmelte Kirche mit ihren edlen Bogenhallen unter den elenden Sellaehenhäusern einer spitzbübischen, wegen ihrer Habgier und Roheit berücktigten Bevölkerung.

Aber draußen auf den Bergen und in ihren Dörfern, wo die Bevölkerung nicht mehr aus dem Bodensatz der Mischbevölkerung vergangener Eroberungszeiten besteht, da begegnet uns auf dem Wege nach dem nördlichen Galiläa wieder der freundliche Menschenschlag, den wir nach unserer Abreise von Sichem gefunden haben. Es ergeht uns da ähnlich wie dem Herrn, der einst auch manchmal diese Straße zog und viele freundliche Eindrücke von den Leuten bekommen haben muß. In seinen Gleichnissen wenigstens spielen die Samariter eine sehr ehrenvolle Rolle, der ihrem Namen in der Welt einen guten Klang gegeben hat. Der Samariter, der zurückkam und dankte, sowie der Samariter, der mit seiner Barmherzigkeit den Priester und Leviten beschämte, sind noch heute in aller Munde. Wahrscheinlich haben wir hier die Abkömmlinge der alten Samaritaner vor uns, jenes Volkes, das einst die Assyrer nach Vernichtung des Königreiches Israel aus dem Osten hierher verpflanzt haben. Unter den Männern, die vielfach ein hellrotes, zu beiden Seiten des Rückens herabwallendes Kopftuch tragen, finden sich wahre Prophetengestalten! Die Frauen sind vielfach von großer Anmut, und manchmal blicken wir überrascht in ein feines, ovales, fast antik gezeichnetes, bronzefarbenes Gesicht mit großen dunkeln Augen und mit einer Perlschnur von blendend weißen Zähnen. Ganze Talerreihen, untermischt mit bunten Glasperlen, umrahmen ihr Gesicht und lange grüne Quasten fallen von diesem silbernen Kopfschmuck anmutig herunter. Man gewinnt sie auf der Wanderung lieb, diese Samariter, und möchte wohl wünschen, daß bald der Tag käme, wo Jesus wieder in diesen schönen Bergen einkehrt, über die er einst so manchmal gewandert ist. Mit diesem Wunsche scheiden wir von Samarien und betreten das in der Bibel noch viel häufiger genannte Galiläa.

Galiläa.

In keiner Landschaft Palästinas hat uns das Neue Testament so heimisch gemacht, wie in dem einst so hochbegnadigten

Galiläa. Schon an den Toren des Neuen Testaments zitiert der Evangelist Matthäus beim ersten Auftreten Jesu begeistert das Wort des Propheten Jesaja über dieses sein Heimatland: „Das Land Sebulon (die große Ebene Jesreel bis hin zum Jordan) und das Land Naphthali (die Berge von Obergaliläa), am Wege des Meeres (der See Genezareth), jenseits des Jordans (die Provinz Peräa) und das heidnische Galiläa, das Volk, das im Finstern saß, hat ein großes Licht gesehen, und die da saßen am Ort und Schatten des Todes, denen ist ein Licht aufgegangen.“

Wir kommen vom Berglande Samarias, dessen Höhen sich mehr und mehr gegen die Ebene Jesreel abgedacht haben. Am Ausgange eines langen, von niedrigen Hügelreihen eingeschlossenen Tales sehen wir plötzlich die große Ebene Jesreel oder Megiddo. Wie eine ungeheure Wiese liegt sie vor unseren Augen, während wir am Rande des Gebirges Gilboa nach Norden reiten. Ringsum erheben sich Gebirge, im Osten die Berge Gilboa, im Norden die Berge von Nazareth, im Westen der in duftigen Goldrauch gehüllte Karmel.

Die Ebene ist das klassische Schlachtfeld der israelitischen Geschichte. Hier herab führte schon in grauer Vorzeit die heldenmütige Debora die unter Barak auf dem Tabor versammelten Krieger Israels. Hier lieferte Gideon mit seiner kleinen, aber tapfern Schar den Midianitern seine berühmte Schlacht. Drüben zur Linken am südlichen Rande der Ebene erinnert das kleine Dörfchen Ledschün, das frühere Megiddo, an jenen verhängnisvollen Kampf, in dem der beste und edelste König von Juda, Josia, dem übermächtigen Pharao die Spitze zu bieten wagte und unter dem Wehklagen ganz Israels im Gefecht sein Leben verlor. Hier führte in viel späterer Zeit der Korsen Napoleon seinen vernichtenden Schlag gegen die türkische Armee aus.

Wenn wir über die Ebene reiten, sehen wir schon von weitem einen die ganze Ebene überragenden Hügel, der die Stätte Jesreels, der damaligen Residenz Ahab's und der gottlosen Isabel, bezeichnet. Einst tobten durch diese Stadt mit ihren „Elfenbeinpalästen“ die wildesten Kämpfe der einander befehrenden und ausrottenden Dynastien. An Stelle der alten Herrlichkeit steht ein über alle Maßen elendes Nest, das nur noch den alten Namen in dem heutigen Serain einigermaßen über die Jahrtausende herübergerettet hat.

Nördlich von Jesreel reiten wir eine steile Schlucht hinab, und steigen auf der anderen Seite hinauf nach Sölam, dem alttestamentlichen Sunem. Hier hielt sich der Prophet Elisa gerne auf, weil er von hier aus, nur durch das tiefe Tal von dem burgartig gegenüberliegenden Jesreel getrennt, seinen politischen Einfluß auf den Königshof und die Staatsangelegenheiten geltend machen konnte, auch ohne in der Residenz zu wohnen. Die dadurch berühmt gewordene Sunamitin, der er den Sohn auf-erweckte, hielt ihm allezeit sein „Prophetenstübchen“ bereit. Sunem ist heute ein ebenso erbärmliches Dörfchen wie Jesreel. Aber Feigen-, Zitronen-, Orangen-, Granat- und Olivenbäume schmücken nebst einem Wald von mächtigen Kaktusstauden das Dorf mit einem saftgrünen Kranze. Von Sunem aus entfaltet sich das ganze Gelände der unglücklichen Schlacht auf den Bergen Gilboa vor unsern Augen. Hier bei Sunem standen die Philister; gegenüber, durch die tiefe, steile Schlucht fast unangreifbar gedeckt, angelehnt an die Ausläufer des Gebirges stand König Saul. Der königliche Feldherr, der in 40jährigen Kriegen nie besiegt worden war, hatte auch diesmal seine Stellung gut gewählt. Aber tiefe Melancholie hatte seinen Geist umnachtet. Anstatt in seiner trefflichen strategischen Stellung ruhig und kaltblütig seine Vorbereitungen zu treffen, wanderte er bei Nacht und Nebel ver mummt über den steilen Rücken des nahen Dschebel Dáhi zu der Heze von Endor, ein gottverlassener, aufs äußerste verwirrter Mann. Mit einem geschickten Manöver umgingen die Philister am nächsten Morgen seine Stellung und drängten ihn hinauf in die steilen Schluchten der Berge Gilboa. Am Abend lag das ganze Schlachtfeld bis hinauf in die Gebirgstäler voll von Erschlagenen. Der König, die königlichen Prinzen, Jonathan voran, deckten die Walfstatt. Seitdem schwebt um diese blauen Berge, die so schön und so einsam vor uns liegen, die wehmütige Klage Davids: „Ihr Berge zu Gilboa, es müsse weder tauen noch regnen auf euch! Denn daselbst ist den Helden ihr Schild abgeschlagen, der Schild Sauls, als wäre er nicht gesalbt mit Öl!“

Übersteigen auch wir den Berg Dáhi, den sogenannten Kleinen Hermon, so sehen wir bald an seinem nördlichen Abhang eine weiße Kapelle schon von weitem schimmern. Es ist das aus dem Evangelium Lukas so wohlbekannte Nain. So steinig

auch der Weg ist, Blumen blühen auf Schritt und Tritt zu unsern Füßen: das zierliche Adonisröschen, der rosafarbene Flock, die purpurroten Lilien des Feldes aus der Bergpredigt, Aronsstab, Bärenklau und viele andere Blumen. Von Nain sind nur noch ein paar elende Hüttchen übrig. Aber den Namen hat das Dörfchen bis zum heutigen Tage behalten. Mit Bewegung denken wir daran, daß wir auf dem Boden der Stadt dahinreiten, durch deren Straßen ohne Zweifel Jesus gegangen ist. Lukas berichtet uns, welcher Jubel nach der Auferweckung des Jünglings von diesem Städtchen aus durch die ganze Umgegend, ja durch alle angrenzenden Länder gezogen ist. Heute ist es in Nain still geworden. Das Städtchen selbst ist wie ein Toter, der der Auferstehung harret. Aber das kleine Heiligtum, das die Franziskaner hier gebaut haben, eine einfache, massiv gebaute, inwendig würdig geschmückte Kapelle und drinnen das Altarbild, das die Auferweckung zu Nain darstellt, erinnern an den größten Tag, den dies Städtchen erlebt hat.

Von Nain aus reiten wir nordwärts quer über die Ebene Jesreel einem einsam und gewaltig aufsteigenden Bergkegel zu, dem Berg Tabor. Auch hier haben die Franziskaner eine Pilgerherberge gebaut, in der wir nach dem anstrengenden und zuletzt sehr steilen Wege gern einkehren. Diese Pilgerklöster des Franziskanerordens im heiligen Lande sind eine sehr ansprechende Einrichtung der katholischen Kirche. Entstanden in jenen Zeiten, wo sich die christlichen Pilgrime durch tausend Gefahren unter den Ungläubigen durchschlagen mußten, und nur in solchen Herbergen Unterkunft finden konnten, pflegen sie bis zum heutigen Tage die Hospitalität als ihre besondere Tugend. Das apostolische Wort: „Seid gastfrei ohne Murren“ ist hier Ordensgrundsatz. Jeder Pilgrim, der an die Klosterpforte klopft, findet freundliche Aufnahme. Von den Trümmern eines mächtigen alten Turmes auf dem Gipfel können wir ganz Galiläa aus der Vogelschau überblicken. Drunten die Ebene wie ein grüngoldenes Meer mit den Wegen, die einst Jesus ging; drüben an der dunkeln Bergwand die schimmernde weiße Kapelle von Nain; im Westen weit jenseits der eben noch sichtbaren höchsten Häuser Nazareths der Karmel und das endlose blühende Meer; im Norden die Berge von Obergaliläa mit ihren stolzen Gipfeln und kühnen Linien; weit hinter dem

von hier unsichtbaren See Genezareth die in purpurnen und violetten Tinten leuchtenden Gebirge des Ostjordanlandes; und endlich hoch am nördlichen Horizont die schimmernde Kuppel des schneebedeckten Hermon — ein weites Panorama von hinreißender, unvergeßlicher Schönheit.

In etwa vierstündigem Ritt gelangen wir vom Tabor aus nach Nazareth. Schön ist der erste Blick, der sich uns öffnet, wenn wir die letzte Höhe vor der Stadt erstiegen haben. Es ist uns, als ob wir in ein Heiligtum einträten. Hier, ferne von den zerstreuten Eindrücken der heutigen Stadt, erhebt sich vor unseren Augen die kleine Welt, in der Jesus seine Kindheit zugebracht hat.

Die Züge der Natur sind noch dieselben wie damals. Wir stellen uns vor, wie das göttliche Kind mit seinen Altersgenossen durch die Straßen dieses Städtchens gegangen ist. Dort, an irgendeiner Stelle, wo sich die Häuser den Berg hinanziehen, von Zypressen und Palmen überragt, hat vielleicht sein Vaterhaus gestanden, wo er mit seinen Geschwistern aufgewachsen ist, wo er vom Munde der Maria die Sprache gelernt hat, in der er später die Bergpredigt, die Gleichnisse, die Worte am Kreuz geredet hat. Dort hat die glücklichste aller Mütter die seligen Stunden eines reinen Mutterglückes erlebt. Dort vielleicht in der Mitte der Stadt hat die Synagoge gestanden, die er so oft besucht hat. Diese freundlichen Hänge mit ihren Gärten und Weinbergen und Felsen, wie oft ist sein Fuß über sie hingegangen! Welche Gedanken, die er später blitzartig in die Entwicklung der Menschheit hineingeworfen hat, sind hier zum erstenmal gedacht worden! Diese Blumen und Senssträucher zu unsern Füßen sind Nachkommen derjenigen, auf denen einst sein Auge geruht hat und die ihm für seine Parabeln Modell gestanden haben.

Langsam reiten wir durch die Straßen der Stadt. Ein angenehmer Menschenschlag, kräftige, hochgewachsene Männer, schöne Frauen, intelligent aussehende Jünglinge begegnen uns unter anderen alltäglichen Gestalten.

Eine große Zahl von Klöstern und Erziehungsanstalten der verschiedensten Konfessionen ragen wie in einem Kranze um das Städtchen her, welches auch in den schwersten Zeiten der mo-

hammedanischen Herrschaft immer christlich geblieben ist. In jüngster Zeit hat das bekannte Syrische Waisenhaus in Jerusalem den Berg erworben, der im Westen Nazareth überragt, um dort ein Knabenwaisenhaus zu errichten. Am Sonntag Kantate des Jahres 1910 wurde in Anwesenheit von etwa 12 Herren des Kuratoriums der Grundstein zu diesem „galiläischen Waisenhaus“ gelegt. Hier sollen in der Stadt, wo Jesus ein Knabe gewesen ist, die galiläischen Waisenknaben zu dem Herrn geführt werden, der auch ihnen zugute einst hier aufgewachsen ist.

Unvergeßlich ist mir jener Abend, den ich vor einigen Jahren nach Ankauf dieses Berges droben auf dem Gipfel zugebracht habe. Zu meinen Füßen lag das ganze galiläische Land in wundervoller Abendbeleuchtung wie eine aufgeschlagene Bilderbibel. Die Erinnerungen aus alt- und neutestamentlicher Geschichte schwebten über diesen Bergzügen, Tälern und Ebenen. Ein wahres Blendwerk von rotgoldenen, purpurnen, orangefarbenen Wolken glühte am Himmel, wie in verklärendem Schimmer das ganze Land einfassend. Drunten die Ebene Jesreel wie ein smaragdgrünes Meer vom Karmel bis hinauf zu den Bergen Gilboa, Nain wie ein schimmerndes Juwel daraus hervorragend. Der gewaltige Rücken des Karmel lag im tiefen Schatten. Nur auf seiner höchsten Erhebung ragte jenes weißschimmernde Heiligtum Múchraka heraus, das an jene gewaltige Volksversammlung erinnert, zu der einst Elias das Volk und den gottlosen König Ahab entbot, wo das Feuer vom Himmel fiel, und das ganze Volk tief ergriffen und begeistert den tausendstimmigen Ruf über das Waldgebirge erschallen ließ: „Der Herr ist Gott, der Herr ist Gott!“ Im Süden schlossen die beiden gewaltigsten Berge Samarias, Ebal und Garizim, in duftigen Linien den Horizont. Im Osten blühten die ostjordanischen Gebirge in unbeschreiblichem Schmelz glühender Farben. Als ich einen nahen, noch etwas höheren Gipfel erstieg, da glänzte im Westen in wundervollem metallischen Silberglanz das weite Mittelländische Meer, und im Norden hob der große Hermon sein schneebedecktes gewaltiges Haupt in den rosigen Abendhimmel Palästinas hinein, während der nahe Tabor seinen waldigen Gipfel, ganz übergossen von der Glut der Abendröte, wie vergoldet über die Höhen Nazareths emporreckte. Es war, als ob die ganze Natur und Kreatur Galiläas wie einst, als Jesus noch ganz unbekannt ein volles Men-

schentalter hindurch in diesem Tal weilte, anbetete vor dem Ewigen, der in aller seiner Herrlichkeit, Licht sein Kleid, seine Rechte voll Heil und Gnade, an der Erde vorüberging.

Nun aber wenden wir unsere Schritte hinunter in jenes Tal, das wie kein anderes für lange Zeit der Schauplatz der meisten Taten Jesu gewesen ist, zum See Genezareth. Wir reiten über den nordöstlichen Bergrücken Nazareths zunächst nach Kana, das etwa zwei Stunden von Nazareth entfernt ist. Am Bergeshang gelegen, von grünen Gärten eingefast, erinnert es uns an jenes erste Zeichen, durch welches Jesus vor seinen Jüngern seine Herrlichkeit offenbarte. Von hier aus geht es durch die fruchtbare, aber etwas eintönige Ebene Batof, bis wir, um einen kleinen Bergrücken biegend, plötzlich den See im milden Himmelblau, von einem Wall von Bergen eingeschlossen, in der Tiefe liegen sehen. Eine große Einsamkeit lagert über dem Meer von Tiberias. Von den zahlreichen Uferstädten der Zeit Jesu ist nur noch die Judenstadt Tiberias übriggeblieben. Die Ufer sind wie ausgestorben. Auch die umliegenden Gebirge zeigen nirgends ein freundliches Dorf oder menschliche Siedelungen. Schweigend schauen sie in ihrem entzückenden Farbenschimmer herab auf den See, der keine andere Bestimmung zu haben scheint, als den Himmel und die Berge widerzuspiegeln. Nur im Norden, von einem der höchsten Gipfel Obergaliläas, schaut Safed, die „Stadt auf dem Berge“, wie eine weiße Marmorstadt herunter. Fern im Norden spielen die Sonnenstrahlen in der stolzen Pyramide des schneebedeckten Hermon, dessen gewaltige Umrisse sich im See widerspiegeln. Zur Linken schimmert die kleine Ebene Gennesar, wo sich einst so oft die Volksmengen um den Heiland scharten. An diesen Ufern, namentlich in Kapernaum, Chorazin, Bethsaida hat Jesus seine meisten Taten getan. Auf diesen Bergen hat er nachts gebetet. Auf jenen Hügeln im Norden hat er die Bergpredigt gehalten. Über diesen schweigenden blauen Spiegel ist das Schifflein langsam dahingezogen. Wir gedenken an das schöne Lied *Geroks*:

Zum Wohnsitz hat er dich erkoren,
Gesegnetes Kapernaum;
Auf ewig hallt in deinen Toren,
O Nain, seiner Taten Ruhm;



Noch schwimmt sein Bild auf deinem Spiegel,
 Du schöner See Genezareth,
 Noch weht um deine Uferhügel
 Im Windeshauch sein Nachtgebet.

Wir steigen vollends herab nach Tiberias. Enge, schmutzige Straßen, allerlei wenig einladende Gerüche, die den Kaufbuden und Häusern entströmen, machen uns zwar keinen erbaulichen Eindruck, aber im ganzen ist es doch ein interessantes und fesselndes Bild. Auf den Straßen begegnet uns außer den male-ri-schen Gestalten der Mohammedaner, unter denen noch heute viele dem Fischfang in dem fischreichen See obliegen, und den wenigen Christen eine Musterkarte des gesamten Judentums der Welt; denn drei Viertel der 4000 Einwohner der Stadt sind Juden. Auf den Straßen steht Jude an Jude. Aus den Kaufbuden gucken sie neugierig heraus, fast alle im langen Kaftan und in Schmachtkloden, die ihnen wie Korkzieher zu beiden Seiten herunterhängen, die spanischen Juden in stolzerer Tracht und Haltung; und ein unerhörtes Gemisch von orientalischen und okzidentalischen Sprachen schlägt fremdartig an unser Ohr.

Wer hätte dieser Stadt in ihren Jugendtagen dies seltsame Geschick geweissagt! Damals, als Jesus als etwa 20jähriger Jüngling droben auf den benachbarten Bergen Nazareths lebte, wurde sie von dem baulustigen Herodes Antipas in großer Pracht aufgebaut. Da waren prächtige Stadttore, Straßen mit marmornen Kolonnaden, Theater, Paläste mit vergoldeten Dächern, Statuen und Gemälden, öffentlichen Plätzen und Bädern. Freilich hat Jesus die Stadt, die ihren Namen zu Ehren des damals regierenden Kaisers Tiberius erhielt, nie betreten, wiewohl sie von Kapernaum aus mit einem Segler bei gutem Wind in einer Stunde bequem erreicht werden konnte. Er unterließ es aus Rücksicht auf die gesetzestreu- en Juden, denen die heidnische Stadt aus besonderen Gründen als unrein galt. Nach der Zerstörung Jerusalems trat Tiberias an die Stelle der heiligen Stadt. Der hohe Rat hatte hier seinen Sitz. Die Schriftgelehrten schrieben hier an ihrem Talmud. Und mitten in der Zerstreuung des jüdischen Volkes ist Tiberias bis zum heutigen Tage eine fast ganz jüdische Stadt geblieben. Die schottische Judenmission arbeitet hier seit vielen Jahren unter Leitung des verdienten Mis-

sionsarztes Dr. Torrance und entfaltet eine segensreiche Tätigkeit unter den armen Juden.

Schön ist es, auf einer der Barken, die in Tiberias am Ufer liegen, eine Fahrt nach Kapernaum zu machen. Unsere Ruderer sind Fischer, kräftige, gedrungene Gestalten. Wie einst Petrus und Johannes bringen sie manche Nacht draußen auf dem See zu und flicken morgens am Ufer ihre Netze. Wir fahren an der einst paradiesischen Ebene Gennesar und dem von einer Palme überragten Magdala, der Heimat der Maria Magdalena, vorüber und wenden uns dem Nordufer des Sees zu. Sehr hübsch liegt Ain et Tabira am Ufer, in welchem manche das alte Bethsaida, die Heimat der beiden Brüderpaare Petrus und Andreas, Jakobus und Johannes erkennen wollen. Jedenfalls ist es in dieser Gegend gewesen, wo der Herr eines Morgens nach jener Predigt vom Schiff des Petrus aus und nach dem wunderbaren Fischzug diese Jünger in seine dauernde Nachfolge berief mit dem unvergeßlichen: „Solget mir nach!“ Etwas weiter östlich liegt Tel Hum, die mutmaßliche Stätte des alten Kapernaum. Merkwürdige Trümmer eines monumentalen alten Baues werden von vielen für die letzten Reste jener Synagoge gehalten, die nach dem Berichte des Evangeliums der Hauptmann von Kapernaum der Stadt gebaut hat, und in welcher Jesus so manchmal zum Volke gesprochen hat. Aber sonst ist alles hier am See in ein mehrtausendjähriges Grab versenkt. Man fragt sich wohl, wenn man auf der düstern Trümmerstätte Kapernaums steht: Wo war das Wohnhaus Jesu? Wo hat er gerastet? Wo hat ihn Maria bewillkommt, wenn er abends müde heimkam? Wo ist die Stelle am See, wo er vom Schiffe aus predigte, oder wo sich an jenem ersten Abend (Lukas 4, 40) in mond heller Nacht ganz Kapernaum mit seinen Kranken vor seinem Hause versammelte und er heraustrat und seine Hand auf einen jeglichen legte und sie alle heilte? Aber alle diese Fragen richten wir vergeblich an die stumme Landschaft, deren schweigende Hügel und Wasser, Ebenen und Wege ihr Geheimnis strenge wahren. Wäre nicht der Name dieser vor tausend andern Städten begnadigten Stadt auf den goldenen Blättern des Evangeliums dauernder als in Marmor und Erz verewigt worden, kein Mensch würde heute wissen, daß es ein Kapernaum auch nur gegeben hat. Es ist wie eine erschütternde Erfüllung jener Worte des Herrn, die er

auf einer dieser Höhen gesprochen hat, während er zu seinen Füßen ringsum den entzückenden blauen See und die leuchtenden Perlen schöner blühender Städte daliegen sah. Da fing er, so berichtet Matthäus, der Sohn Kapernaums, an, die Städte zu schelten, in welchen die meisten seiner Taten geschehen waren und hatten sich doch nicht gebessert: „Wehe dir, Chorazin, wehe dir, Bethsaida! Wären solche Taten zu Tyrus und Sidon geschehen, sie hätten vor Zeiten in Sack und Asche Buße getan. Und du, Kapernaum, die du bist erhoben bis an den Himmel, du wirst in die Hölle hinuntergestoßen werden! Denn so zu Sodom die Taten geschehen wären, die bei dir geschehen sind, sie stünde noch heutigen Tages.“ Mit diesem traurigen Abschiedswort Jesu scheiden wir von Galiläa und richten unsere Schritte nach dem Herzen des ganzen Landes, nach Judäa.

Judäa.

Um aus Galiläa nach Judäa zu kommen, durchwandern wir die breiten Marschen des Kison, der am Fuße des Karmelgebirges dem Mittelmeer zufließt und besteigen im Vorübergehen den äußersten Vorsprung des Gebirges, das bei Haifa ins Mittelmeer hineinragt. Stolz liegt auf dieser Höhe das berühmte alte Karmeliterkloster, in dem die Karmelitermönche die Eliaskirche mit der angeblichen Höhle des Propheten Elias hüten und pflegen. Es gibt wenige Punkte in Palästina, von denen aus man einen so herrlichen Blick über das ganze galiläische Land, die Mittelmeerküste, Samaria und den nördlichen Teil von Judäa hat. Drunten in der Tiefe liegt am rauschenden Meeresstrande die Stadt Haifa an einem Golf, der sich mit verhältnismäßig wenig Kosten zu einem absolut sturmsicheren Hafen umgestalten ließe. Am nördlichen Ende der Bai sieht man das während der Kreuzzüge so viel genannte Akkon, und dahinter das Felsenvorgebirge der sogenannten tyrischen Treppe, über welches die Straße nach Tyrus und Sidon führt, die einst auch der Prophet Elias, vielleicht auch Jesus mit seinen Aposteln gegangen ist. Wie eine Oase in der Wüste, so heben sich die herrlich bestellten Ländereien der schwäbischen Kolonie von Haifa von dem übrigen verwarlosten Lande ab. Im Süden sehen wir den ganzen Weg, der uns dem Meere entlang nach Judäa führen soll.

An dieser Straße liegt etwa zwei Meilen weiter südlich Athlit, das berühmte Pilgerschloß des Tempelherrnordens, dessen großartige Trümmer mitten in der Brandung des Meeres stehen, und welches die tapferen Tempelherrnritter noch verteidigt haben, als das ganze übrige Land längst wieder in die Hände der Mohammedaner gefallen war.

Es ist eine uralte Heeresstraße, die uns das Meer entlang nach Süden führt. Hier marschierten schon vor fünf Jahrtausenden die welterobernden Pharaonen, hier füllten die Heere der Assyrer und Babylonier die weite Strandebene, hier fuhren die Streitwagen der Philister das Meer entlang, hier führte Alexander der Große seine sieggewohnten Mazedonier am Karmel vorbei nach Ägypten; hier glänzten unter Pompejus zum ersten Male im heiligen Lande die blitzenden Waffen der Römer, hier zogen auch zwei Jahrhunderte lang immer neue Scharen von Kreuzrittern mit wehender Kreuzesfahne zum heiligen Grabe hinauf.

Heute ist es einsam geworden auf dieser Strecke. Nur etwa halbwegs zwischen Haifa und Jafa sehen wir am Meere noch die Trümmer der alten Residenz Cäsarea, die Herodes der Große in dieser jetzt so stillen Ebene aufgebaut hatte. In der glänzenden Stadt mit ihren Prachtbauten, herrlichen Straßen, Palästen, Theatern, Hippodromen, Hafenanlagen residierten in der römischen Zeit die Statthalter Roms, Pontius Pilatus mit seiner edlen Gemahlin Portia, die manchmal aus den Fenstern ihres Palastes auf dies leuchtende blaue Meer hinausgeschaut hat, und die aus der Apostelgeschichte bekannten Prokuratoren Felix und Festus. Hier stand der fromme Hauptmann Kornelius in Garnison, und auch Apostel und Evangelisten, Petrus, Paulus und Philippus sind in diesen Straßen aus- und eingegangen. Bekanntlich ist hier auch der letzte jüdische Aufstand ausgebrochen, der zur Zerstörung Jerusalems geführt hat. Später war Cäsarea eine christliche Stadt mit zahlreichen Kirchen, durch welche christliche Geistliche, Bischöfe und die vornehmsten Lehrer der Christenheit wandelten. Und ein halbes Jahrtausend später marschierten abendländische Ritter im blitzenden Stahlhemde mit dem roten Kreuz an der Schulter durch die Tore Cäsareas, wo der Erzbischof glänzenden Hof hielt und der Dom täglich prunkvolle Gottesdienste mit goldenen Priestergewändern sah. Heute ist das

alles wie in einem Grabe verschwunden. Der viel berühmte, von Herodes gebaute Hafen ist von der Brandung zerstört. Nur einige trozige Festungstürme stehen noch mitten im Meer und zahllose Säulen liegen in langer Reihe in den Wogen, welche brausend darüber hinweggehen.

Von hier kommen wir in einer oder zwei Tagereisen durch die heute fast verlassene Ebene Saron nach der alten Hafenstadt Palästinas Jaffa, das ehemalige Joppe. Die alte Phönizierstadt liegt schön aufgebaut auf einer hohen Düne, ist aber in ihrem Innern über die Maßen schmutzig und verwahrlost. Einige Heiligtümer pflegt man den christlichen Pilgern zu zeigen, das Haus Simons des Gerbers, bei dem Petrus wohnte, auch das Haus der Tabea, die Petrus auferweckte. Doch sind diese Orte natürlich nicht historisch bezeugt.

Von Jafa aus ziehen wir der Meeresküste entlang bis nach Gaza durch das alte Philisterland, das dem Lande den Namen Palästina gegeben hat. Merkwürdig, wie klein das Land dieses stolzen, tapfern, kriegerisch hochbegabten Volkes war, das einst den Israeliten so viel zu schaffen gemacht hat, und dessen Macht erst vom Könige David gebrochen wurde. Es ist kaum 80 km lang und 40 km breit. Philistäisches Blut mag noch zum großen Teil durch die Adern der Landesbevölkerung rinnen.

Noch vor 30 Jahren fand ich das Land namentlich im Süden von Jafa und Ramle wie eine verlassene Steppe. Heute ist es anders geworden. Überall kommt man an Kolonien der eingewanderten Juden vorbei, die mehr und mehr den größten Teil der Meeresebene erwerben und mit ihren landwirtschaftlichen Ansiedlungen bedecken. Die Bewohner der Philisterebene sind im übrigen Mohammedaner und fallen uns durch ihre anmutige Tracht auf. Die Frauen tragen als Schmuck zahlreiche blißblanke Silberspangen oder Glasspangen an den nackten Armen und schmücken sich Kopf und Brust mit langen Ketten aus aneinandergereihten blanken Silbermünzen. Auch den in Ägypten allgemein üblichen Nasenring tragen die Frauen.

Alle fünf Philisterhauptstädte, die das Alte Testament nennt, Ekron, Gath, Asdod, Askalon und Gaza berühren wir auf unserem Wege. Besonders fesselt uns das alte Jamnia, dessen

Reste in dem heutigen stattlichen, auf beherrschender Höhe liegenden Sellachendorf Jabne uns von weitem grüßen. Palmen überragen die Lehmhütten des Dorfes, an dem der Fluß Rubîn vorbeiströmt. Hier residierte während der Belagerung Jerusalems durch Titus das Rabbinerkollegium von Jerusalem. Und hier brach auch 60 Jahre später jener letzte furchtbare Aufruhr der Juden unter Bar Chochba gegen die Römer aus, der den Kaiser Hadrian veranlaßte, kurzen Prozeß zu machen, und Jerusalem, wie er glaubte, für ewige Zeiten vom Erdboden verschwinden zu lassen.

Die alte Philisterstadt Asdod ist ebenso wie das nahe Ekron, der ehemalige Schauplatz der Heldentaten Simsons, von prächtigen Olivenhainen umgeben. Daß es einst eine Hauptstadt gewesen ist, sollte man beim Anblick des elenden Nestes mit seinen einstöckigen Lehmhütten nicht für möglich halten. In israelitischer Zeit war hier das religiöse Zentrum der Philister. Dagon, halb Fisch, halb Mensch, wurde hier in seinem Tempel verehrt. Hierher brachten die Philister nach jener unglücklichen Schlacht der Söhne Elis die Bundeslade Israels in jauchzendem Triumphzuge. Und 1000 Jahre später finden wir den Evangelisten Philippus hier, nachdem er dem Kämmerer vom Mohrenlande das Evangelium gepredigt und ihn getauft hatte.

Die schönste Lage von allen Philisterstädten hatte Askalon. Wie eine Königin schaute die Stadt von ihren Felsmauern auf das blaue Meer hinaus. Aber nur die Mauern der alten Festung stehen noch. Keine Hütte, kein Haus steht mehr auf dem weiten Stadtgebiet, dessen Gassen einst von so fröhlichem Treiben erfüllt waren. Aber fruchtbare Getreidefelder und Gartenanlagen stehen im grünen Schimmer über den begrabenen Straßen des alten Askalon, welches einst Herodes der Große als seine Geburtsstadt mit einer Reihe herrlicher Paläste und öffentlicher Bauten geschmückt hat. Unter wogenden Palmen, Sykomoren, Oliven-, Tamarisken-, Zitronen- und Mandelbäumen schläft die Stadt mit ihren dahingerafftten Geschlechtern: Philistern, Mazedoniern, Christen, Kreuzfahrern und Mohammedanern.

Die südlichste Philisterstadt ist das alte Gaza, das uns aus der Geschichte Simsons bekannt ist. Gaza ist heute die zweitgrößte Stadt Palästinas, die einzige der fünf Hauptstädte der Philister, die trotz der unschönen Lage eine hervorragende Be-

deutung behalten hat. Hier ist eine der Hauptstätten des mohammedanischen Fanatismus. Die Bevölkerung ist ähnlich wie in Hebron und Nablus von einem grimmigen Haß gegen alles Christliche erfüllt. Die Einwohner haben ihren Unterhalt theils von den reichen Ernten der fruchtbaren Getreidfelder, die fast das ganze Philisterland bedecken, aber auch von dem Zwischenhandel, der von hier aus den Warenaustausch zwischen Ägypten und Palästina besorgt. Wenn man diese prächtigen Erntefelder der Philister vor Augen hat, dann begreift man, warum dieses Volk sich so leidenschaftlich gegen die Israeliten wehrte, die droben auf dem rauhen Gebirge gerade an Getreideland Mangel hatten, und deshalb immer gerne das fruchtbare Philisterland am schönen freien Meere in ihre Gewalt gebracht hätten.

Von Gaza aus wenden wir uns nach Osten landeinwärts, durchqueren die schöne fruchtbare Ebene, durch welche einst der Kämmerer vom Mohrenlande auf seinem Wagen nach seiner afrikanischen Heimat fuhr, und treten bei der Stadt Bet-Dschibrin mit ihren riesigen Felsenhöhlen in das Gebirge Juda ein. Es sind tief eingerissene Täler, auf welche von beiden Seiten starre Felsenwände herabschauen, durch die wir auf das Gebirge hinaufsteigen, auf derselben Straße, auf der einst David vor Saul zum Philisterkönige Abimelech flüchtete. Hier auf dem Gebirge sind Getreidfelder nur noch sehr selten. Dagegen müssen die Bergänge durch sorgfältigen Bau von Terrassen zur Kultivierung von Obstbäumen und namentlich von Reben in mühsamer Arbeit fruchtbar gemacht werden. Heute sieht es damit traurig genug aus. Eine mehr als tausendjährige Verwüstung ist durch die Mohammedanerherrschaft über das unglückliche Land ergangen. Aber deutlich sieht man noch an allen Bergen die Spuren der vortrefflichen Terrassenbauten aus israelitischer Zeit, wo auf diesem Gebirge, abgesehen von reinen Felspartien, kein Fuß breit Landes un bebaut gewesen sein muß.

Etwa eine Stunde westlich von Hebron erreichen wir den Kamm des Gebirges, von dem aus man noch einmal eine wundervolle Aussicht über die ganze Philisterebene und das in breiten Flächen in der Ferne glänzende Mittelländische Meer hat. Im Osten aber liegt vor uns im schönen, von ganzen Wäldern von Olivenbäumen bedeckten Tal die uralte Stadt Hebron, eine

der ältesten Städte der Welt. Hier schlug Abraham seine Zelte auf, unter dem Haine Mamre. Daran erinnert uns das erste große Gebäude, das wir etwa 3 km vor Eintritt in die Stadt links am Wege auf der Höhe liegen sehen. Es ist ein russisches Hospiz, das neben einer uralten Terebinthe erbaut ist, die man seit alters für die Eiche des Haines Mamre gehalten hat, unter der Abraham seine Zelte hatte. Natürlich kann davon keine Rede sein, daß der Baum gegen 4000 Jahre alt ist. Und auch die Behauptung, die man zur Beschwichtigung unserer kritischen Bedenken anführt, daß es wenigstens ein Nachkomme der Bäume des Haines Mamre sei, steht auf schwachen Füßen. Aber der Pilgrim, der das gelobte Land aufsucht, hält sich so gerne an diese Traditionen, die nicht nur seinem Auge etwas bieten, sondern auch seine Gedanken auf alte, heilige Zeiten hinlenken. Darum wird auch der Baum bis zum heutigen Tage von allen Pilgern gerne aufgesucht. In meiner Jugend sah ich denselben noch in seiner vollen majestätischen Pracht. Heute ist er aber unter der Last des Alters vollends zusammengebrochen, und nur noch ein riesiger Baumstumpf, der vom ehemaligen Stamm übriggeblieben ist, fristet zur Erbauung der vielen Fremden ein kümmerliches Dasein.

Auf dem Wege nach Hebron ist Berg und Tal überall mit mächtigen Weinreben bedeckt. Hier scheinen wir in der eigentlichen Heimat des Weinstockes zu sein. Derselbe wächst hier ohne viel menschliche Arbeit zu außerordentlich großen Exemplaren heran und wirft alljährlich ungeheure Traubenernten ab, die, da den Mohammedanern das Weintrinken verboten ist, teils eingekocht, teils zu Rosinen getrocknet werden. Man kann in diesen Tälern um Hebron noch heute häufig Trauben von Armeslänge finden, so daß man es wohl versteht, daß viele das Tal Eskol hier suchen, aus dem die Kundschafter Josua und Kaleb dem mit Mose harrenden Volke Israel die Riesentraube an einem Stabe aufgehängt gebracht haben.

Hebron, das im Altertum den Namen Kiriath arba, d. h. Vierstadt führte, ist noch heute deutlich in vier verschiedene Stadtteile getrennt. Die Gassen sind wie die meisten arabischen Städte überaus schmutzig und vielfach tunnelartig überwölbt. In den Basaren findet sich alles, was ein orientalisches Herz an Kostbarkeiten begehren kann: Teppiche, Gewebe, Schmucksachen, Sät-

tel, Satteltaschen, Turbane, köstliche farbige Gewänder, Seidenwaren und dergl. Auch einige eigene Industrien besitzt Hebron. So werden hier in den höchst primitiven Glasfabriken für das ganze Land die bei den dortigen Frauen so beliebten farbigen Armspangen und Ringe hergestellt. Eine andere, sehr ausge dehnte Industrie ist die Herstellung von Wasserschläuchen, die aus den Fellen von Böcken hergestellt und im ganzen Lande zum Transport oder zur Aufbewahrung des Trinkwassers verwendet werden.

Die Bevölkerung von Hebron ist überaus feindselig. Es ist mir in früheren Jahren wiederholt begegnet, daß ich beim Einreiten in die Stadt von verschiedenen Seiten mit Steinen bombardiert wurde. Der Christenhaß der Hebroner wird dadurch genährt, daß sie sich als Einwohner einer der heiligsten Städte des Islam fühlen. Einer der Nachkommen des Mohammed wohnt als Emir in dieser Stadt. Und das Allerheiligste von Hebron, von der ganzen mohammedanischen Welt verehrt, ist das uralte Grab des Abraham, das er einst für sich und seine Familie in der zwiefachen Höhle Machpelah begründet hatte. Es ist höchst wahrscheinlich, daß wir hier eine der wenigen historischen Stätten des heiligen Landes haben, die zweifellos echt sind. Eine riesige Mauer umgibt das Heiligtum. Nur Mohammedaner dürfen in die Moschee eintreten. Der Christ, der es wagen würde, seinen Fuß auch nur über die Schwelle des Hofes zu setzen, würde sofort niedergehauen werden. Nur einige europäische Fürsten, so der verstorbene Kaiser Friedrich, haben infolge eines besonderen Erlasses des Sultans Eingang in die Moschee gefunden. Dabei ist festgestellt worden, daß allerdings wenig Sehenswertes in dem so geheimnisvoll und streng gehüteten Heiligtum vorhanden ist. Einige Sarkophagartige Bauten mit orientalischen Decken und Teppichen zugedeckt, unter denen die Patriarchen ruhen sollen, das ist alles. Aber von der benachbarten Felshöhe aus kann man ungehindert in den weiten Hof der Moschee hineinblicken. Und es ergreift einen doch ein eigentümliches Gefühl, wenn man sich vorstellt, daß hier vor 3—4000 Jahren der alte Abraham und sein Weib Sarah und Isaak und Rebekka begraben worden sind. Im Geiste sehen wir auch jenen reißigen Zug mit goldenen Wagen auf derselben Straße nahen, auf der wir gekommen sind, einen prächtigen ägyptischen Sarg

in seiner Mitte: es sind die Gebeine des Erzvaters Jakob, den, seinem letzten Willen gemäß sein Sohn Joseph, der allmächtige Minister in Ägypten, hier hinaufbringen läßt, damit auch er zu seinen Vätern versammelt werde.

Von Hebron, welches sieben Jahre lang die Residenz Davids, des zweiten israelitischen Königs, gewesen ist, wenden wir uns seiner in der ganzen Welt berühmt gewordenen Geburtsstadt Bethlehern zu. Es ist ein Ritt von 4—5 Stunden, der uns über den Kamm des Gebirges Juda und durch langgestreckte wasserreiche Täler führt, deren Quellen schon in alter Zeit, vielleicht schon vom Könige Hiskia, durch treffliche Wasserleitungen nach Jerusalem und in den dortigen Tempel geführt worden sind; die drei gewaltigen Teichanlagen, geradezu Talsperren zu vergleichen, die wir ein Stündchen vor Bethlehern an unserer Straße sehen, dienen dem gleichen Zweck. Sie führen den stolzen Namen „salomonische Teiche“, sind aber wahrscheinlich erst von Pontius Pilatus in der jetzigen Gestalt erbaut worden.

Nach kurzem Ritt sehen wir plötzlich Bethlehern hoch oben auf dem Berge im Sonnenschein vor uns, nach dem Anblick so mancher starren Felsenwüste eine unaussprechlich liebliche Erscheinung. Wie im Triumph liegt die Stadt hoch oben auf dem höchsten Punkte des Gebirges, einen erhabenen Horizont von Bergen krönend. Östlich von der Stadt dehnt sich schon weithin die Wüste Juda, aber heiter und stolz liegt Bethlehern droben, und alle Hügel der Wüste scheinen sich vor ihm zu neigen, ein gewaltiges Amphitheater bildend, wo Menschen und Engel einst Zuschauer des größten Ereignisses waren, das der Evangelist Johannes mit den Worten bezeichnet: „Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.“ Auf dem höchsten Punkte der Stadt steht die mit ihrem Turm über das ganze Gebirge sichtbare evangelische Kirche, deren Bau zu ermöglichen einst mir als dortigem Missionar vergönnt war. Den mächtigsten Anziehungspunkt für Fremde bildet allerdings eine andere Stätte Bethlehems, die Geburtskirche, die, im Jahre 330 erbaut, wohl die älteste christliche Kirche der Welt ist. Hunderttausende haben schon in tiefster Bewegung und Andacht hinaufgeschaut zu den schönen Säulenreihen der ehrwürdigen alten Basilika. Unter dem Hochaltar

befindet sich eine alte Felsenhöhle, welche nach der Überlieferung der Schauplatz der Geburt Christi gewesen sein soll. Kein Sonnenstrahl dringt jemals in den dunkeln unterirdischen Raum ein. Nur eine Menge kostbarer Lampen verbreitet hier drunten ein geheimnisvolles Zwielicht. An einer Stelle des Felsbodens befindet sich ein silberner Stern mit der lateinischen Umschrift: „Hier ist von der Jungfrau Maria Jesus Christus geboren worden.“ In einer naheliegenden Felsnische zeigt man die angebliche Stätte der Krippe, in die Jesus gelegt ward. Die Meinung, daß diese Kirche auf der Stätte der Geburt Christi stehe, läßt sich nicht vor dem Jahre 330 nachweisen. Es war also damals seit der Geburt Christi schon ein Zeitraum verstrichen, der fast so lang ist, wie der zwischen uns und Martin Luther. Heilige Orte und heilige Örtchen ohne jegliche geschichtliche Begründung, an die sich zum Teil ganz sinnlose Überlieferungen knüpfen, gibt es auch sonst in dieser Kirche und in Bethlehem nicht wenig. Es ist daher für einen evangelischen Christen am ratsamsten, sich an all diese angeblich heiligen Orte gar nicht zu halten, sondern lieber die Stadt selber anzusehen, die so prächtig droben auf der Höhe des Gebirges liegt. Da wacht die ganze Weihnachtsgeschichte, die uns von Kindheit auf mit ihrem Sang und Klang entzückt hat, jubelnd in unserer Seele auf; wir sehen die Hirten über die Berge eilen und hören den Gesang der Engel über den vor uns liegenden Fluren von Bethlehem: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“

Schön ist der Blick, der sich zu unseren Füßen ausbreitet, wenn wir die enge Gasse südlich von der Geburtskirche gegen Osten hinausgehen. Da liegt in herrlicher Berglandschaft vor uns ausgebreitet die ganze Wüste Juda bis zum Toten Meer hinunter; und jenseits desselben leuchten in oft wunderbarem Farbenzauber die fernen Gebirge der Moabiter. Diesseits der Wüste aber liegt vor uns ein breites liebliches Tal. Hier haben seit alters die Hirten von Bethlehem ihre Herden geweidet, von David, dem schönen, bräunlichen Hirtenknaben an bis zu den Hirten der heiligen Nacht und bis zu den Hirten unserer Tage. Natürlich hat die Überlieferung es nicht lassen können, ein bestimmtes, ummauertes, mit Olivenbäumen bepflanztes Feld dort drunten als Hirtenfeld zu bezeichnen. Aber wir lassen uns dadurch nicht stören und sehen doch bewegt hinab in das freund-

liche Tal, über dem wahrscheinlich in der stillen Weihnacht die Klarheit des Herrn erschien und die Hirten umleuchtete, während der Engel des Herrn zu ihnen trat und sprach: „Fürchtet euch nicht! Siehe ich verkündige euch große Freude! Denn euch ist heute in der Stadt Davids der Heiland geboren.“

Wenn also auch an den spät erfundenen heiligen Stätten wenig Erbauliches zu finden ist, die Stadt, die so anmutig auf dem Hügel liegt, die Hirtentäler um sie her sind doch immer noch dieselben wie einst, als unser Heiland hier geboren wurde und seine beiden ersten Lebensjahre hier zubrachte. Und im Anschauen dieser unveränderten Züge der Natur der alten Weihnachtsstadt wird sie uns doch recht traut und heimatisch, als wären wir von Jugend auf oft hier eingekehrt, und wir können uns ohne Mühe in den Rahmen dieser lieblichen Landschaft die Ereignisse der stillen heiligen Nacht hineindenken.

Nun ziehen wir von Bethlehems mitten hinein in die Wüste, die wir von der Höhe Bethlehems aus mit ihren zahllosen Bergen, Hügeln und Schluchten in so weitem, prächtigem Panorama überblickt haben. Es ist ja dies dieselbe Wüste, in welcher einst Johannes der Täufer seine Jugend zugebracht und in der er etwa 30 Jahre nach Christi Geburt seine gewaltige Tätigkeit eröffnet hat. Es sind einsame und doch liebevolle Wege, die wir zwischen diesen schweigenden Hügelreihen der Wüste verfolgen. Gar mancher Psalm Davids kommt einem in Erinnerung, wenn man durch diese Schluchten zieht, die einst David so wohlvertraut gewesen sind. Nach mehrstündigem Ritt müssen wir eine stolze Höhe übersteigen, die uns von dem unteren Teile des Kidrontales trennt. Droben angekommen überrascht uns plötzlich ein Anblick von hinreißender Schönheit. Drunten in der Tiefe, in einem ungeheuern, von Gebirgen umgebenen Felsenkessel liegt in schweigender Pracht das blauglänzende Tote Meer, ein wundervoller Mittelpunkt für das gewaltige landschaftliche Bild, das unser Auge nur allmählich zu erfassen vermag. Diesseits des Meeres liegen die im Sonnenglanze gelb schimmernden Berge der Wüste Juda, deren Höhenzüge am östlichen Rande jählings zur Tiefe des Meeres hinabstürzen. Jenseits des Meeres erheben sich in malerischer Beleuchtung die tausendfach zerklüfteten Moabiterberge, blau und vielfach in Violett oder Purpur hinüberspielend. Im Vordergrund aber liegt zu unseren Füßen

eine großartig wilde Felsenschlucht, durch die der Kidron auf seinem Wege zum Toten Meere rauscht. Rechts und links türmen sich die Felsen fast bis zum Gipfel der Berge wie Festungsmauern auf, als ob hier furchtbare Naturkräfte getobt und den tiefen Schlund in die Felsenmassen gerissen hätten. Drunten in der tiefen Spalte zieht sich der gewundene, ungeheure Felsenkanal des Kidrons mit weißschimmernder Sohle zwischen himmelragenden Felskolossen dahin, Raum genug für den mächtigsten Strom bietend. Es ist in seiner Art das originellste landschaftliche Bild des heiligen Landes. Mitten in der Schlucht fesselt aber unser Auge vor allem ein steiles Gefüge von Mauern, Kuppeln, roten Ziegeldächern, Gebäuden, Kirchen, Kapellen, Balkonen, Strebemauern und Strebepfeilern, so eigenartig aus der Tiefe den ganzen steilen Berg hinanklimmend, wie es wohl bei keinem zweiten Gebäude der Welt zu finden ist. Das ist das berühmte Kloster Mar Saba.

Das Kloster erhebt sich aus der Schlucht bis zur nächsten Bergeshöhe so hoch wie die Spitzen des Kölner Doms. Drunten gähnt die tiefe, grausige Schlucht, rings umschließt ein Kranz baumloser grauer Berge das einzigartige fesselnde Gemälde ab, und über dem Ganzen leuchtet der tiefblaue, orientalische Himmel. Als im 4. Jahrhundert die sozialen und politischen Wirren des römischen Reiches immer mehr Menschen hinaustrieben in die Wüsteneien und Einöden der Mönche, da wurde Palästina das Dorado der weltflüchtigen Anachoreten. Bekanntlich suchten diese weltmüden Männer am liebsten immer die schaurigsten Wildnisse und Felsenklüfte auf, wohin sich sonst kaum ein Menschenfuß verirrt, um so weit wie irgend möglich von der bösen Welt fortzuziehen. Da war denn hier im weltabgelegenen unteren Kidrontal in der Tat ein unvergleichlicher Schlupfwinkel für die frommen Einsiedler, von dem aus sie doch Tag für Tag ein ergreifendes Stück von Gottes Majestät in der Natur vor Augen hatten. Tausende von Anachoreten wohnten so im Kidrontal, nicht nur im Kloster, sondern auch in den zahllosen Felsenhöhlen, die sie sich in jeder Höhe der beiderseitigen Felswände wie Schwalbennester eingerichtet hatten. Es muß eigenartig geklungen haben, wenn durch dieses gewaltige Felsental mit seinen ungeheuern Kirchenmauern am Abend die Lobgesänge der Anachoreten im geisterhaften Chor widerhallten. Im Sommer blickten

sie aus kühler Felsenklause hinaus, wenn in der Wüste die Luft vor Hitze zitterte, und im Winter schauten sie vom hohen Felsenbalkone hinab, wenn in der Tiefe der Kidron donnernd durchs Felsental brauste, Steinblöcke und Baumstämme mit sich reißend dem Toten Meere zu.

Es wäre wohl verlockend, dem Kloster selbst, in dem im achten Jahrhundert Johannes Damascenus die Glaubenslehre der griechisch-orthodoxen Kirche für alle Zeiten maßgebend festgelegt und dadurch versteinert hat, einen Besuch zu machen und das eigenartige Leben der heutigen Mönche kennen zu lernen. Aber wir müssen weiterziehen, um in das tiefste Tal der Welt zu gelangen, in welchem der Jordan in den Salzsee einmündet. Wir steigen über baumlose Höhen und durch einsame Täler die breiten Staffeln des Gebirges Juda hinab. Riesige Felswände, bald gelb und purpurn schimmernd, bald auf der Schattenseite sich vom hellen Silbergrau bis zum tiefsten Schwarz abtönend, ragen oft über unsern schmalen Wüstenpfad herein. Nach wenigen Stunden sehen wir auf einer tiefer gelegenen Höhe der Wüste ein höchst eigenartiges, großes Gebäude. Dunkelfarbige Mauern, schwarze Fenster und Türöffnungen, ein Minarett, etwa 30 schneeweiße Kuppeln schimmern stolz und prächtig hinaus in die Einsamkeit. Das ist nach mohammedanischem Glauben das Grab des Mose. Ist dasselbe auch nicht hier zu suchen, so ist es doch ein stimmungsvolles Bild, dies heilige Grab in der Wüste. Einsam stehen im weiten Kranze die Berge um dasselbe her wie schweigende Wächter um die Ruhestatt eines Großen im Reiche Gottes. Alljährlich findet ungefähr zur Osterzeit eine große Wallfahrt aller Mohammedaner des Landes von Jerusalem hierher statt. Das Tote Meer liegt hier in weitester Ausdehnung bis zum fernsten Süden unseren Blicken offen, und sein blauer Spiegel glänzt in entzückendem Farbenschimmer zu uns herauf.

Am Mosesgrab vorüber geht es in mehrstündigem Ritt auf oft halbsbrecherisch steilen Felspfaden vollends zum Toten Meere hinab. Kein deutsches Kavalleriepferd dürfte den Todesritt am Rande dieser schauerlichen Abgründe wagen. Ein Fehltritt, und Roß und Reiter wären verloren! Ängstlich hell schlagen die Hufe auf dem glatten Parkett auf, wie auf Asphaltpflaster. Aber unsere guten palästinischen Pferde scheinen sich darüber nicht aufzuregen. Nur an dem vorsichtigen Aufsetzen des Hufes auf den

hart am Abgrund hingehenden schmalen Felspfaden merkt man, daß die klugen Tiere ganz gut wissen, um was es sich handelt.

Drunten in der Ebene reiten wir am Nordufer des Toten Meeres entlang, das unsern Geist in die längst vergangenen Zeiten von Sodom und Gomorra zurückversetzt. Nicht umsonst führt das Meer seinen schwermütigen Namen. Es ist in der Tat eine Quelle des Todes für seine Umgebung. Keine Stadt, kein Dorf, nicht einmal ein Haus ist zu sehen, so weit seine bitter salzigen Wellen reichen. Seit jener furchtbaren Katastrophe, in der Sodom und Gomorra in Flammen aufgingen, lagert dumpfes Todesschweigen an den Ufern dieses landschaftlich so schönen Sees. Das Gestade sieht aus wie ein Kirchhof getöteter Bäume, die vom Jordan herabgetrieben, ganz und gar mit einer weißen Salzkruste überzogen sind, ein bleichendes Leichensfeld gestorbener Wälder. Aber kein lebendiger Wald, ja nicht ein einziger lebendiger Baum ist weit und breit zu sehen, weil an den mit Salz und Schwefel durchtränkten Ufern keinerlei Vegetation aufkommen kann. Auch in den Wassern selbst, die sich nach Süden wie in die Unendlichkeit ausdehnen, gibt es kein lebendiges Wesen. An den südlichen Ufern befinden sich ungeheure Salzlager, die fortwährend abgelaugt werden und immer neue Salzsole erzeugen. In dem von allen Winden abgeschlossenen Talkessel entwickelt sich im Sommer eine furchtbare Glut, so daß die 6 Millionen Tonnen Wassers, die der Jordan täglich hineintreibt, wie in einem von der Sonne geheizten Riesenkessel mit Leichtigkeit verdampft werden. Da sich aber das Salz natürlich nicht mit verflüchtigt, füllt sich das Tote Meer immer mehr mit Salzmassen an. Der vierte Teil des Wassers besteht jetzt schon aus Salzen, mit denen das Wasser so gesättigt und in seinem spezifischen Gewichte erhöht ist, daß kein lebendiger Körper darin unter sinken kann.

Wir nehmen selbst ein Bad und überzeugen uns, daß auch der menschliche Körper wie ein Stück Holz oben schwimmt. In diesen Schlund ist noch nie ein menschlicher Leib hinabgedrungen. Nur in stehender Haltung kann man sich durch Wassertreten vorwärtsarbeiten, während das Wasser unter den Füßen schon bergtieft ist. Denn sobald man sich, wie sonst die Schwimmer, auf den Leib legt, werden Arme und Beine von dem schweren Wasser sofort auf die Oberfläche gehoben.

Vom Toten Meere aus wenden wir uns dem heiligen Strome zu, dem das lauteste und gepriesenste Wasser der Erde weichen muß, dem Jordan. Wie viele Erinnerungen aus Israels Geschichte, vom Erzvater Jakob an bis zu Johannes dem Täufer, wachen beim Anblick des dunkeln Waldstreifens in uns auf, der schon von ferne den Lauf des Jordans bezeichnet! Abseits vom Wege schimmert ein weißes griechisches Kloster in der einsamen Salzwüste. Es ist das Johanneskloster, das an den Täufer erinnern soll, der hier einst den Tausenden Buße predigte. Schon eine halbe Stunde reiten wir an dem dunkelgrünen Waldgebüsch dahin, das uns die Nähe des heiligen Stromes verkündigt; jetzt biegen wir in dasselbe ein und sehen dicht vor uns einen Wald dichter Tamarisken, Pappeln und Weidenbäume, zwischen denen Schilfrohre baumhoch aufschließen, und dahinter den in eiliger Hast dahinschießenden Jordan.

Wie feierlich und schweigsam ist der heilige Fluß! Auf der einen Seite ragen dicht am Wasserspiegel mächtige, hohe Felswände empor, an denen an einigen Stellen heiße Schwefelquellen herunterrinnen. Ihre Farbe ist hellgrau und weiß, zuweilen in Sepia, Ocker und Dunkelrot übergehend. Geheimnisvoll bricht sich an ihnen das laute Rauschen des eilenden Flusses. Auf der andern Seite das wundervoll frische, zarte Grün der Tamarisken, Silberpappeln und prächtigen hohen Schilfrohre. Welch eine Welt von Erinnerungen liegt über diesem unscheinbaren, kaum 50 Meter breiten, in tiefster Verborgenheit dahineilenden Fluß! Aber alle Ereignisse treten zurück gegen jene Stunde, wo der Sohn Gottes in diesen Fluß hinabstieg. Es muß eine solche heilige Stille gewesen sein, als Johannes sich tief herunterbückte, um dem Herrn die Schuhriemen zu lösen, bevor er ihn taufte.

Über Gilgal, die durch einen alten Hain bezeichnete erste Lagerstätte Israels unter Josua, wandern wir nun über eine todeseinsame, meist von einer Salzkruete überzogenen Ebene hinüber nach dem etwa zwei Stunden entfernten Jericho. Das heutige Jericho, ein äußerst armseliges, nur aus Laubhütten bestehendes Beduinennest, lassen wir zur Seite liegen und kommen zu der Stätte der alten Stadt, die einst Josua beim Einzug in Kanaan zuerst eroberte, und welche Professor Sellin in Rostock vor einigen Jahren durch seine Ausgrabungen aus ihrem mehr als dreitausend Jahre alten Grabe wieder ans Licht gebracht hat.

Großartig sind die schmalen Gäßchen und die engen Steinhäuschen jenes vergangenen Jahrtausends nicht. Aber die gewaltigen Zyklopenmauern, die die Stadt einschlossen, zeigen noch heute, daß es für die Israeliten keine Kleinigkeit gewesen sein muß, dieses alte Bollwerk zu erobern.

Westlich vom alten Jericho erhebt sich wild und schroff die ungeheure Felsmauer des Quarantanaberges. Fast lotrecht steigen die Wände über einem dunkeln Abgrunde auf, und zahlreiche Höhlen schauen wie schwarze Punkte zu uns hernieder. Auch diese Felseinsamkeit hat ebenso wie das benachbarte Tal Uadi Kilt einst Tausende von Mönchen und Einsiedlern angelockt, deren Felsenklausen man heute noch besuchen und darin die Spuren der ehemaligen Bewohner beobachten kann. Heute ist es wieder einsam und still geworden. Nur an einer Stelle hat sich auf schwindelnder Höhe der Felswand ein griechisches Felsenkloster erhalten. Wenn man hinaussieht, begreift man kaum, wie man da hinaufkommen kann. Ein langgezogenes, weißes Gebäude schimmert aus den Felsenwänden, die im Schatten liegend in gedämpften Sepia- und Ockertönen, oft bis ins Schwärzliche sich verdunkelnd, herniederstarren. Die Mönche haben einen leidlichen Zickzackweg, zuletzt mit eingemeißelten Treppenstufen, zu ihrem Heiligtum hinaufbauen lassen. Die Brüder in ihren blauen Kutten und ihren hohen schwarzen Mützen empfangen uns freundlich in ihrem Bau, in dem alles Fels ist, Fußboden, Wände und Decken. Geht man durch diese steinernen Gänge, Speisesäle, Kapellen im Innern des Felsmassivs, geleitet von den seltsamen Einsiedlern, so glaubt man sich fast zurückversetzt in die Zeiten des heiligen Pachomius, da jener merkwürdige Drang zum Einsiedlerleben die ganze Christenheit ergriffen hatte. Das größte Heiligtum ist in der Kapelle das Felsstück, auf dem nach dem Glauben der Einsiedler Jesus saß, als ihn der Satan 40 Tage lang in der Wüste versuchte. Diesen heiligen Felsen zu ehren, ist das Kloster gebaut, und seiner Pflege ist ihr Leben gewidmet.

Von der Höhe dieses „Berges der Versuchung“ wandern wir quer durch die Wüste Juda an dem rauschenden Bach Uadi Kilt vorüber, hinüber zu der Straße, die von Jericho nach Jerusalem führt. Eine erinnerungsreiche Straße für jeden Christen! Denn durch diese Täler wanderte am Freitag vor Ostern, acht Tage vor seinem Tode, Jesus mit seinen Aposteln, als er, von

dem marmor-schimmernden Jericho der herodianischen Zeit aufbrechend, zu ihnen sagte: „Sehet wir gehen hinauf nach Jerusalem, und es wird alles erfüllt werden, was in den Propheten geschrieben ist von des Menschen Sohn.“ Etwa eine Stunde vor Bethanien wird der Weg außerordentlich steil. Verfolgen wir in der schmalen Talsohle den Fußweg, so gehen unsere Füße sehr wahrscheinlich ganz genau auf derselben Stelle, wie einst die des Herrn, als er zur Passion hinaufzog.

Auf der Höhe angekommen erblicken wir Bethanien. Da liegt es rechts von der Straße auf dem sanft ansteigenden Bergeshang, umgeben von Mandel-, Oliven-, Feigen- und Granatapfelbäumen, am Rande der Wüste wie der Wächter einer heiligen Geschichte. Wir verstehen es wohl, daß sich der Herr während der Passionswoche am Abend hierher zurückzuziehen liebte. Denn hier in der nächsten Nachbarschaft der Wüste erreichten ihn die stürmischen Wogen des Hasses und Kampfes nicht, in denen er tagsüber in Jerusalem stand. Bethanien heißt man heute Lazzarije. Die Erinnerung an den hier auferweckten Lazarus hat sich in diesem Namen im Volksmunde erhalten. Irgendwo an der Stelle eines dieser einfachen, würfelförmigen Steinhäuser muß das Haus gestanden haben, in dem das Geschwisterkleebblatt, Martha, Maria und Lazarus, den Herrn so manchmal aufnahm und sich in so lieblicher Weise seiner besonderen Zuneigung und Freundschaft erfreuen durfte. Hier ist jenes große „Eins ist not“ gesprochen worden; hier hat Maria den Herrn zu seinem Begräbnis gesalbt, und hierher zu dieser einzigartig vom Herrn dem Gedächtnis der Christenheit anempfohlenen Maria ziehen jedes Jahr in der Passionszeit die Gedanken aller Christen, wenn das Wort verlesen wird: „Wo dies Evangelium gepredigt wird in der ganzen Welt, da wird man auch sagen zu ihrem Gedächtnis, was sie getan hat.“

Nur etwa eine Viertelstunde weiter nach Westen sehen wir rechts am Wege etwa fünf Minuten oberhalb der Straße einen kleinen Weiler stehen, dessen Gebäude weiß herunterschimmern. Das ist Bethphage, in welches der Herr vor seinem Einzuge in Jerusalem die beiden Jünger sandte, damit sie ihm das Eselsfüllen brächten, auf dem reitend er der Hauptstadt nahen wollte.

Abermals nach 20 Minuten stehen wir auf dem niedrigen Sattel des Ölberges, über den die Straße führt, und von dem

aus man plötzlich die ganze Stadt Jerusalem mit ihren Mauern und Gebäuden jenseits des Kidrontales erblickt. Das ist auch die Stelle, von der aus Jesus am Palmstage auf dem Esel reitend, im Kreise seiner Jünger und der ganzen ihm entgegenströmenden Volksmenge plötzlich die Stadt erblickte. Vor ihm erhob sich jenseits der Schlucht die Stadt mit ihren Mauern und Türmen und Palästen, vor allem mit ihrem herrlichen Tempel, dessen goldenes Dach einen so blendenden Glanz ausstrahlte, daß man bei Sonnenschein die Augen wegwenden mußte. Mit stolzer Bewunderung schaute auch die ganze Volksmenge hinüber und stimmte angesichts ihrer vielgeliebten heiligen Stadt begeistert das Hosanna an. Ganz anders wirkte dieser Anblick auf den Herrn selbst. Im Angesicht der hochgebauten Stadt, über deren Mauern und Paläste sein Ohr schon die Donner des göttlichen Gerichtes dahinrollen hörte, ergriff ein unendliches Weh über die verblendete Stadt sein Herz. Jammernd streckte er seine Arme zu ihr aus und rief mit einer vor Weinen fast erstickten Stimme zu ihr hinüber: „O wenn doch auch du erkennetest zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienet! Aber nun ist es vor deinen Augen verborgen.“ Auf derselben Straße, das Kidrontal hinab, ziehen auch wir mit dem Herrn ein in Jerusalem.

Jerusalem.

Will man den Eindruck von der Stadt haben, wie ihn ungefähr Jesus gehabt hat, wenn er vom Ölberg auf die Stadt herniederblickte, so muß man einen der Türme auf dem Ölberge, etwa den Turm der im Jahre 1910 eingeweihten Kaiserin Auguste Viktoria-Stiftung besteigen. Da liegt die Stadt jenseits des Kidrontales mit ihren Moscheen, Kirchen, Synagogen, zahllosen Kuppeln in ihrer ganzen Ausdehnung vor uns, rings umgeben von den Höhen des Gebirges Juda, die man im Süden weit über Bethlehäm hinaus und im Norden weit bis über das Land Benjamin hinaus überblickt. Darum sagt der Psalm: „Um Jerusalem her sind Berge.“ In einem großen Viereck umschließt eine mit Zinnen und Bollwerken versehene Festungsmauer die Stadt, vom Sultan Soliman in Luthers Tagen erbaut. Tief eingerissene Schluchten trennen die uralte Festung wie eine Halbinsel vom übrigen Gebirge. Nur im Norden verbindet eine kleine Hochebene das Stadtgebiet mit der Umgegend, weshalb die

Belagerer aller Zeiten von hier aus ihre Angriffe zu machen pflegten.

Beherrschend liegt im Vordergrund des Stadtbildes hoch über dem Kidrontal der alte Tempelplatz. Und auf demselben ragt die dunkle ernste Kuppel der blauen Felsenmoschee mit dem Halbmond in das klare helle Gold der Sonne hinein. Im Hintergrund erheben sich die beiden ernstesten Kuppeln der Grabeskirche und dicht daneben der weiße Turm der deutschen evangelischen Erlöserkirche aus dem Häusermeer. Hoch im Westen sehen die beiden vom Alter geschwärzten Türme des ehemaligen herodianischen Königspalastes herüber, die einzigen noch übrigen Zeitgenossen Jesu, und südlich davon überragt der prächtige Mariendom der deutschen Katholiken seit dem Jahre 1910 die ganze Stadt.

Nichts ist mehr zu sehen von der in biblischer Zeit so viel gepriesenen Herrlichkeit der Stadt. Im Vergleiche zu dem Glanze seiner Vergangenheit ist das heutige Jerusalem fast nur noch ein Trümmerhaufen zu nennen. Über dem Boden der früheren Stadt liegt der Schutt von zwanzig Belagerungen und Zerstörungen, weltgeschichtlicher Schutt, in dem Tempel und Paläste begraben liegen, und auf dem diese elenden Häuser wie zum Spott auf die einzigartige Vergangenheit als Grabsteine aufgesetzt sind. Nur die Vorstadt im Norden und Nordwesten bis auf die Höhe des großen Gebäudekomplexes des Syrischen Waisenhauses zeigt eine wachsende Reihe stattlicher moderner Gebäude.

Vom Ölberge steigen wir ins Kidrontal hinab, wo die verschiedenen christlichen Konfessionen vier verschiedene Gärten Gethsemane zeigen. Sie werden von den Pilgern viel besucht, stehen aber samt und sonders nicht auf der Stätte des wirklichen Gethsemane, das weiter droben auf dem Ölberge nach Bethanien zu gelegen haben muß.

Vom Kidrontal steigen wir wie der in Jerusalem einziehende Heiland den Tempelberg hinan und betreten die Stadt durch das Stephanustor, dessen Name an den hier gesteinigten ersten Märtyrer erinnern will. Innerhalb der Stadt ziehen wir nun von Heiligtum zu Heiligtum. Alles hat einen religiösen Anstrich in dieser merkwürdigen Stadt, die von den drei großen Weltreligionen gleicherweise für heilig gehalten wird. Alles betet hier,

jeder auf seine Weise, die Katholiken und Griechen mit ihren lauten Prozessionen, die Juden mit ihren Wehklagen an der alten Tempelmauer, die Pilger mit ihrer anbetenden Verehrung angeblich heiliger Stätten, die Mohammedaner, indem sie sich auf Straßen und Plätzen und in Moscheen in stummer Ehrfurcht vor Allah niederwerfen.

Das erste Heiligtum, das wir betreten, ist der alte Tempelplatz. Für den ganzen Islam, diese Riesenschöpfung Mohammeds, die von Sumatra bis Marokko reicht, ist dies nach der Kaaba in Mekka der heiligste Platz der ganzen Welt. Auch uns ist es ein heiliger Platz. Hier hat nicht nur jahrhundertlang der Tempel Israels gestanden, sondern hier sind auch jene unsterblichen Worte Jesu gesprochen worden, die mit den Evangelien von hier aus ihren Zug durch die ganze Menschheit angetreten haben. Es ist ein ernster, großer, einsamer, melancholischer Platz, dieser Tempelplatz Jerusalems. Er nimmt fast ein Fünftel der ganzen Stadtfläche ein. Und man möchte es den Mohammedanern danken, daß sie ihn, abgesehen von den beiden Moscheen, nicht mit so vielen Kirchen, Kapellen, heiligen Gebäuden, Klöstern bedeckt haben, wie es die christlichen Konfessionen wahrscheinlich getan haben würden. Nur in der Mitte erhebt sich eine imponierende hohe Terrasse. Da droben stand in seiner unvergleichlichen Pracht der salomonische und der herodianische Tempel. Hier steht auch jetzt die schöne blaue Felsenmoschee der Mohammedaner, die mit ihrer majestätischen Kuppel in wundervoller byzantinischer Baukunst weitaus das schönste Gebäude des ganzen Orients ist. Freitreppen führen hinauf und durch reizende Bogenreihen betreten wir den geheiligten Bezirk. Auch das Innere der Moschee ist würdig und erhaben. In gedämpften Farben flutet das Sonnenlicht durch die bunten Glasfenster auf den ruhigen Glanz kostbarer Mosaiken und prächtiger Marmorwände. In der Mitte, gerade unter der Kuppel, steht das Allerheiligste der Moschee, ein mächtiger, auf allen Seiten nach der Mitte zu ansteigender Fels. Es ist wohl der ehrwürdigste aller Felsen, die wir kennen, der ehemalige Brandopferaltar Israels. Um ihn konzentrierte sich der ganze Gottesdienst, die ganze wunderbare Religion Israels bis zu dem Tage, wo hier droben der Vorhang zerriß und der alte Bund sein Ende fand.

Dem Tempelplatze aus gehen wir am Klageplatze der Ju-

den, wo die Kinder Israels jeden Freitag an den ehrwürdigen Steinen ihres alten Heiligtums wehklagen über den Untergang der alten Herrlichkeit, und an der deutschen evangelischen Erlöserkirche, einer wiederhergestellten Kreuzfahrerkirche, vorüber nach der alten Grabeskirche, dieser großen Ur- und Hauptreliquie der orientalischen und mittelalterlichen Christenheit, für die zu sterben einst Hunderttausenden süß und ehrenvoll erschienen ist, deren bloßer Name auch heute noch auf Millionen mit zündender Kraft wirkt.

Da steht sie vor uns, die ernste Kirche, die der erste christliche Kaiser vor anderthalb Jahrtausenden gleichsam als ein Siegesdenkmal des über das Heidentum triumphierenden Christentums errichtet hat. Hier hat in Jugendtagen die Kirche gefeiert, nachdem die lange Wüste der Christenverfolgungen wie ein Traum dahinten lag und selbst der Kaiser der Welt dem Gekreuzigten gehuldigt hatte. Hier schien eine Zeitlang im Mittelalter der Brennpunkt der Weltgeschichte zu sein, und auf den Ausgang der Kämpfe um das heilige Grab spannten alle Völker in Ost und West, der Halbmond und das Kreuz, mit angehaltenem Atem. Auf diesem eingeschlossenen Vorhof haben zahllose Pilger aller Jahrhunderte ihren glühenden Wunsch erfüllt gesehen, wenn sie endlich die ernstesten, verwitterten Züge dieser mütterlichen Kirche der Christenheit, diese mächtigen, feierlichen Portale, diese erhabenen Fenster, diese heilige Kuppel über dem Grabe Jesu mit Augen sehen durften.

Das Innere der Kirche ist wie ein Museum von heiligen Orten, Heiligtümern und Reliquien, in deren Anhäufung die kühn ausschweifende fromme Phantasie das Menschenmögliche getan hat. Die beiden heiligsten Orte sind natürlich Golgatha und das Grab. Auf dem angeblichen Golgatha, das eine Treppe höher gelegen ist als das Grab, erhebt sich ein Altar, hinter dem drei Kreuze stehen. Unter demselben ist eine Silberplatte, die das Loch bezeichnet, in dem das Kreuz des Herrn gestanden haben soll. Ganze Massen von Wallfahrern drängen sich in der Passionszeit, um diese allerheiligste Stelle der Welt zu küssen. Über dem Grabe selbst erhebt sich unter der großen Kuppel ein kleines, geschmacklos gebautes Tempelchen, welches die Grabkammer und die sogenannte Engelskapelle enthält, wo am Ostermorgen die Engel gefessen haben sollen. Für einen evangelischen

Christen hat die Fülle von Aberglauben, die sich in dieser mit dem Staub und Moder von Jahrhunderten erfüllten Kirche zusammendrängt, etwas Niederdrückendes. Man muß nur einmal am stillen Samstag die mit heidnischem Gebrüll aufgeführte Zeremonie des „heiligen Feuers“ mit Augen gesehen haben, um nachzuempfinden, wie froh einen hier der Gedanke machen kann, daß diese Kirche sicher nicht auf dem echten Grabe des Herrn steht; denn dieses würde durch diese abschreckenden, abergläubischen Gebräuche und den oft blutigen Streit der Konfessionen nur aufs tiefste entweiht werden. Aber diese Grabeskirche ist uns auch inmitten der Totengebeine entarteter Kirchen eine gewaltige Predigt von der einzigen Sieges- und Lebenskraft des evangelischen Glaubens. Und nirgends kann man mehr die Notwendigkeit evangelischer Missionsarbeit im heiligen Lande empfinden wie inmitten der geistlosen und unverständlichen Litaneien und götzendienerischen Zeremonien dieses ältesten Heiligtums der christlichen Kirche. Es gilt für uns nicht, unfruchtbare Klagen anzustimmen, sondern zu arbeiten, damit diese orientalischen christlichen Völker nicht länger ohne Evangelium dahinsterven.

Von der Grabeskirche wenden wir uns südwärts zur Südostecke des Tempelplatzes. Da stehen wir vor dem sogenannten Robinsonbogen, einem aus Riesenquadern gebauten Brückenansatz dem letzten Rest einer das Thyropöontal überspannenden Brücke, über welche zu Jesu Zeit eine der belebtesten Straßen zur Oberstadt, d. h. zunächst zum Hasmonäerpalaste des Herodes Antipas und zur Königsburg des Pontius Pilatus hinaufführte. Damit befinden wir uns ohne Zweifel auf dem Wege, den der Herr am Karfreitage gegangen ist. Zwei Riesentürme, die Türme Phasaël und Hippikus, stehen noch als letzte Überreste der alten Königsburg da. Und unweit davon, ganz von Häusern eingeschlossen, ist der sogenannte Hiskiateich, wahrscheinlich noch einer der vielen Teiche, die zu den Parkanlagen des Königsschlusses gehört haben. Auch hier stehen wir also mitten auf dem Schauplatz der Passionsgeschichte des Herrn. Diese beiden Türme sind Zeugen gewesen, als einst Pilatus den Herrn mit Dornenkrone und Purpurmantel herausführte und das jüdische Volk mit seinem wahnsinnigen „Kreuzige, kreuzige!“ die Verwerfung seines Messias besiegelte. Kein Wunder, daß man wohl in keiner Stadt der Welt so sehr den Eindruck hat, daß diese triefäugigen,

habgierigen Söhne und Töchter Israels, die mehr und mehr den Hauptteil der Bevölkerung Jerusalems bilden, einen zweitausendjährigen Fluch der Weltgeschichte hinter sich herschleppen, der nicht eher gelöst werden kann, als bis auch dies Volk einstimmen lernt in den Ruf: „Hosianna, gelobt sei der da kommt im Namen des Herrn!“

Von diesem Platze aus ist einst Jesus von den Soldaten nach Golgatha hinausgeführt worden. Wo Golgatha liegt, weiß kein Mensch. Wenn aber die Kreuzigungsstätte, wie gewöhnlich im Altertum der Galgenberg, auf einem Hügel zu suchen ist, dann kann man es kaum irgendwo anders vermuten, als auf dem merkwürdigen Fels Hügel, der sich vor dem nördlichen Damaskustor über der sogenannten Jeremiasgrotte erhebt. Derselbe hat die Eigentümlichkeit, daß er mit seinen senkrecht abfallenden Felsenwandungen einem Schädel ähnlich sieht, womit auch der griechische Name Kranion, d. h. Schädel (nicht Schädelstätte) merkwürdig übereinstimmen würde. Von der Höhe dieses Hügels sehen wir hinüber auf Jerusalem, dessen Nordmauer nur fünf Minuten entfernt ist. Man kann sich hier das gewaltige Drama des Karfreitags so gut vorstellen. Die ganze Stadt, der Tempelplatz, der Ölberg, liegen gerade vor unsern Blicken. Zu Füßen der Felswand ist ein merkwürdiges Felsengrab, das viele für das in den Felsen gehauene Grab des Joseph von Arimathia halten, in welches der Leichnam des Herrn gelegt worden ist. Und wenn wir uns auch mangels geschichtlicher Nachweise nicht auf den einzelnen Punkt festlegen dürfen, so viel ist gewiß, daß hier im Umkreis von höchstens einer Viertelstunde alles geschehen ist, was im Mittelpunkte unserer Karfreitags- und Osterfeier steht. Jedenfalls gibt es in und bei Jerusalem keinen Ort, der uns so wie dieser den Rahmen zu diesem größten Tage des Lebens Jesu liefern könnte. Es ist uns hier droben, als sähen wir die Szenen des Karfreitags sich vor unsern Augen entfalten. Dort rechts von dem schwarzen Felsen unter der Festungsmauer ist das Stadttor. Dort wälzt sich hinter römischem Militär die tobende Volksmenge heraus. Dort kommt Jesus mit dem Kreuz auf dem Rücken. Er bricht zusammen. Simon von Kyrene wird mit dem Kreuze beladen. Die weinenden Töchter Jerusalems ziehen hinterher. Hier auf dem Felsenhügel werden die Kreuze aufgerichtet. Hier neigt Jesus sein Haupt und

stirbt. Drunten im Fessengrab zu unsern Füßen, das heute noch in einem friedlichen Garten liegt, wird er begraben.

Und wiederum sehen wir hier droben mit aller Lebendigkeit die Vorgänge des Ostermorgens vor uns. Stille Dämmerung liegt noch über der Stadt. Aber die Jüngerinnen sind schon wach. Dort in der nahen Stadt muß ihre Wohnung gewesen sein. Eine kleine Schar zitternder Frauen eilt zum Tore heraus. Sie gehen auf unsern Hügel zu. Da drunten im Garten trifft sie wie ein Blitz die Osterbotschaft! Von Frauenlippen, erst leise, dann immer lauter und lauter durch den Jüngerkreis, und endlich tausendstimmig von Land zu Land erschallt von diesem Hügel aus der Ostergruß über die Erde: „Christ ist erstanden!“

Mit diesem Jubelruf, in welchem das heilige Land seine Mission in der Geschichte des Reiches Gottes beendigt hat, nehmen wir Abschied von Palästina. Betreten haben wir es in Sichem, an der Stelle, wo zum erstenmal die heilige Geschichte den Boden dieses Landes berührt hat. Und wir verlassen es an der Stelle, wo auch die heilige Geschichte für immer dieses merkwürdige Land verläßt. Von nun an ist nicht mehr nur dieses durch die höchsten Offenbarungen Gottes ausgezeichnete Land der Schauplatz der heiligen Geschichte, sondern dieselbe entfaltet sich jetzt über Land und Meer bis ans Ende der Erde, so weit Menschenherzen schlagen, die unterm Kreuz von Golgatha Frieden, Versöhnung und Hoffnung des ewigen Lebens empfangen.

Aber wenn wir daran denken, daß dieses „Christ ist erstanden!“ von hier aus eine ganze Welt aus dem Grabe gerufen und ganzen Völkern und Weltteilen einen neuen Lebenstag gegeben hat, dann ergreift uns auf diesem kleinen Hügel das Gefühl, daß wir auf einem der heiligsten Plätze der Welt stehen, und es ist uns, als hörten wir eine Stimme rufen: „Zieh deine Schuhe aus, denn der Ort, darauf du stehest, ist ein heiliges Land!“ Wenn von irgendeinem Punkte auf Erden, dann ist von hier aus, gewaltiger und ergreifender denn je, das Wort in die Welt hinaus erklungen, das an der Spitze dieser Aufgabe steht: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehre voll!“

Aber während dies Wort mit dem Evangelium von Christus von hier aus in alle Lande hinausgezogen ist, ist dies Evangelium seiner ureigensten Heimat wieder verloren gegangen. Die ent-

artete orientalische Kirche des 7. Jahrhunderts ist in einem furchtbaren göttlichen Strafgericht durch die stürmenden Scharen Mohammeds weggefegt worden. Ihre Reste haben manchmal ein wahres Martyrium für ihr Bekenntnis zum Gekreuzigten erduldet, das keine Feder beschrieben hat. Aber sie haben vom Wesen des Evangeliums so gut wie alles verloren und erheben sich in ihrem sittlichen Zustande nicht über die sie umgebende mohammedanische Welt. Palästina hat eben unter mohammedanischer Herrschaft jahrhundertlang eine Mißhandlung erfahren, die in ihrer ruhigen, grausamen Stetigkeit schrecklicher gewirkt hat, als in Deutschland der Dreißigjährige Krieg.

Darum hat es die deutsche evangelische Christenheit, sobald um die Mitte des vorigen Jahrhunderts christlichen Glaubensboten im türkischen Reiche endlich die Tore geöffnet worden sind, als eine Ehrenpflicht erachtet, dem Heimatlande Jesu das Evangelium wieder zu bringen, so gut wie den Heiden in Afrika und Asien. Seit mehr als einem halben Jahrhundert stehen verschiedene Gesellschaften, von deutscher Seite das Syrische Waisenhaus, Kaiserswerth, der Berliner Jerusalems-Verein, die Brüder-Gemeine, von englischer Seite die Kirchliche Missionsgesellschaft und die Londoner Judenmission an dieser Arbeit. Jede derselben hat ihren Anteil daran, daß heute der Name der evangelischen Kirche, der noch ums Jahr 1850 dem Orient ein gänzlich unbekannter Begriff war, im ganzen Lande wohlbekannt und geachtet ist, und daß in jeder Stadt und in sehr vielen Dörfern eingeborene arabische evangelische Christen zu finden sind. Möchte die evangelische Christenheit deutscher Zunge auch fernerhin dieser Ehrenpflicht eingedenk bleiben! Lehnen wir auch jeden abergläubischen Kultus mit heiligen Orten ab, so wird doch auch die evangelische Kirche dieses Landes niemals vergessen können. Wir haben eine Schuld an dasselbe abzutragen, seitdem Jesus dort am Kreuze für uns gestorben ist, und jedes Lesen und Hören des Evangeliums in Haus und Kirche erinnert uns daran, daß unsere Seele dort ein Stück Heimat zu suchen hat.

In der großen Politik wird nicht viel von Palästina gesprochen. Aber unausgesprochen hält doch mehr als eine europäische Großmacht ihre Blicke mit Aufmerksamkeit auf dies Land gerichtet. Frankreich unterstützt im stillen die französischen

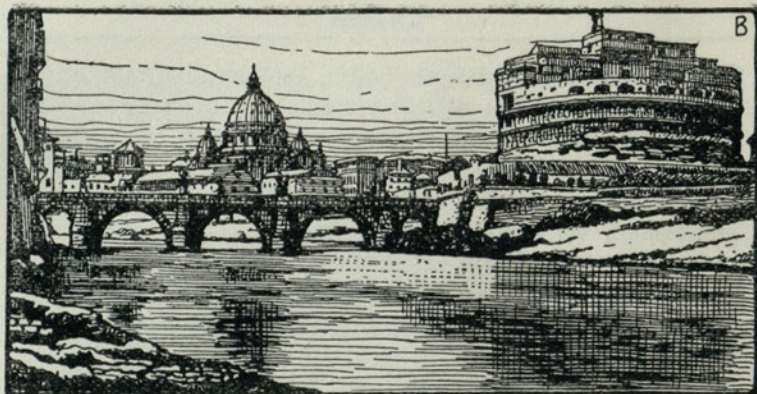
Schulen katholischer Orden mit großen Mitteln; Rußland läßt es sich gewaltige Summen kosten, an den verschiedensten Punkten durch religiöse Niederlassungen festen Fuß zu fassen. England ist durch seine Missionsunternehmungen, noch mehr durch die Nachbarschaft Ägyptens und des Suezkanals interessiert. Zu einer wirklichen Kolonisation hat es aber in Palästina nur Deutschland gebracht. Die blühenden deutschen Gemeinden in Jerusalem, Jaffa, Sarona, Wilhelma, Haifa, Umm el Ammed bei Nazareth leben schon in der dritten Generation dort und sind in Palästina völlig heimisch geworden. Durch sie und die deutschen Erziehungsanstalten, aber auch durch das stetig zunehmende jüdische Element, ist es dahingekommen, daß keine europäische Sprache im ganzen Lande auch nur annähernd so viel gesprochen wird wie die deutsche. Sie hat als Fremdensprache die unbestrittene Herrschaft im ganzen Lande.

Wie sich die Zukunft des Landes gestalten wird, das neuerdings auch durch Eisenbahnbauten immer mehr dem modernen Verkehr erschlossen wird, ob eine europäische Macht noch einmal die Hand darauf legen und durch Erschließung der großen landwirtschaftlichen und mineralischen Schätze, durch geordnete Regierung und gerechte Verwaltung es wieder zu dem machen wird, als was es einst die israelitischen Propheten gepriesen haben, zu einem Lande, darinnen Milch und Honig fließt, wer wollte sich unterfangen, hierüber ein Urteil abzugeben?

Merkwürdig genug ist es, daß die Juden seit einigen Jahrzehnten in so großen Scharen wieder einziehen, wie sie seit 1800 Jahren nicht mehr im Lande gesehen worden sind. Bei der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft kamen im ganzen wieder 70000 Juden ins Land. Heute wohnen schon allein in Jerusalem gegen 100000. In der Philisterebene sind wir auf unserer Wanderung den gewaltigen jüdischen Kolonien begegnet, und in Galiläa sollen sie schon drei Fünftel des ganzen Landes besitzen. Nachdem Israel fast zwei Jahrtausende in der Fremde umhergeirrt ist, hat es sich im Zionismus plötzlich wieder der alten Heimat erinnert. Mit jedem Schiffe kommen neue Juden an, um im Lande ihrer Väter zu arbeiten, zu leben und zu sterben. Unterstützt von den großen jüdischen Gesellschaften, namentlich der Alliance Israélite, marschieren sie in rationeller Bewirtschaftung des Bodens, in Kultivierung ganzer Landstriche, die seit

Jahrhunderten brach gelegen haben, im ganzen Lande an der Spitze. Auch wer die Weisfagungen der Propheten von der Wiederkehr Israels in seine alte Heimat geistlich zu deuten geneigt ist, muß doch in dieser Tatsache einen höchst merkwürdigen Wendepunkt in der Geschichte des heiligen Landes erkennen. Ist es nicht, als ob sich die große Stunde Israels vorbereitete, von der der Apostel Paulus im Römerbriefe in glühendem Patriotismus ausruft: „Blindheit ist Israel widerfahren, solange bis die Fülle der Heiden eingegangen ist, und also das ganze Israel selig werde“?

Dann erst, wenn die Fülle der Heiden eingegangen ist, und auch Israel als letzter verlorener Sohn vor dem Gekreuzigten niederfallen wird, wird das große Werk vollendet sein, das einst die Propheten in diesem Lande vorbereitet und das Jesus auf diesen Bergen begründet hat, „wenn sich ihm alle Knie beugen und alle Zungen zur Ehre Gottes des Vaters bekennen werden, daß Jesus Christus der Herr sei.“ Und dann erst wird jenes Wort, das einst auf dem Gebirge Juda zum erstenmal ein einsamer Prophet ausgesprochen hat, seine herrliche Erfüllung finden, und wie eine große göttliche Symphonie durch die Welt erschallen: „Alle Lande sind seiner Ehre voll!“



Rom

Von † Senior D. Behrmann.

Ich muß auch Rom sehen, sprach Paulus gegen das Ende seiner dritten Missionsreise (Ap.=Gesch. 19, 21). Nicht der Glanz der Weltstadt, die Augustus aus einer Ziegelstadt in eine marmorne verwandelt hatte, lockte ihn dahin; aber der Heidenapostel sah die Aufgabe seines Lebens erst als beendet an, wenn er das Evangelium in die Hochburg des Heidentums gebracht hatte. In seinem Sinn hat sein Begleiter Lukas den zweiten Teil seines Geschichtswerks, den wir Apostelgeschichte nennen, abgeschlossen mit der Tätigkeit des Apostels in Rom; er hat den Siegeszug des Evangeliums von Jerusalem nach Rom schildern wollen — Rom war der Mittelpunkt der Welt; indem das Evangelium dort ungehindert gepredigt wurde, bewies der Herr tatsächlich, daß sein Wort und Werk für die Welt bestimmt war. Der Wunsch des Apostels ging in Erfüllung, aber anders, als er es gedacht hatte; als Gefangener zog er in Rom ein; aber, so schreibt er von Rom aus, Gottes Wort ist nicht gebunden. — Fast anderthalb Jahrtausende später pilgerte der Bettelmönch Martin Luther nach Rom. Rom war auch für ihn das Ziel heißer Wünsche. Als er es erblickte, fiel er auf die Knie, erhob die Hände und rief: Sei gegrüßet, du heiliges Rom! Er gesteht später, schier leid habe es ihm getan, daß ihm Vater und Mutter noch am Leben waren, er hätte sie gern mit seinen guten Werken an Roms Altären aus dem Segefeuer erlöst. — Gut ein Vierteljahrtausend später erblicken wir

einen ganz anders gearteten Wallfahrer in der Porta del Popolo, durch die so viele deutsche Pilger gezogen sind: ~~Goethe~~. Die Sehnsucht nach Italien, nach Rom, war ihm, so sagt er selbst, eine Art von Krankheit geworden, von der ihn nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte. Die Bedeutung seines römischen Aufenthalts für seine dichterische Entwicklung kann kaum hoch genug angeschlagen werden. Schlicht wird sie bezeugt durch die einfache Gedenktafel, die am Corso das Haus bezeichnet, in dem er Iphigenie vollendete.

Wir kommen heutzutage nach Rom, wie wir in jeder andern Stadt anlangen, mit der Eisenbahn. Aber mitten in dem wehe-losen Trubel des Bahnhofs hören wir mit einer gewissen Andacht den Namen rufen, der von dem Namen keiner andern Stadt an Würde und Wohl laut übertroffen wird: Roma! Und nun begeben wir uns in die Stadt, die uns Jahre und jahrzehntelang durch ihre Denkmäler über die gewaltigen Schicksale vieler Jahrhunderte unterrichten kann. Das ist ein ernstester Unterricht; wir lassen noch einmal Goethe reden: Wenn man so eine Existenz ansieht, die zweitausend Jahre und darüber alt ist, durch den Wechsel der Zeiten so mannigfaltig und von Grund aus verändert, und doch derselbe Boden — so wird man ein Mitgenosse der großen Ratschlüsse des Schicksals. — Aber unser Besuch in Rom darf nur kurz sein und muß sich auf das Allernotwendigste beschränken. Wir gehen zuerst zum Kapitol hinauf und blicken von der Seite des Senatorenpalastes auf das römische Forum herab; aus seinen Ruinen ersteht uns die Geschichte des alten Roms.

Es ist der Wille der Vorsehung gewesen, die Völker der Alten Welt, also die Völker rings um das Mittelmeer, zu einem Weltreiche zu vereinigen. Als die Schranken der einzelnen Reiche gefallen waren, die verschiedenen Nationalitäten sich bis zu einem gewissen Grade untereinander ausgeglichen hatten, gleiche Bildung, dieselbe Sprache vom Euphrat bis zu den Säulen des Herkules herrschte, konnte ein Mann wie Paulus, wie er selber sagt, von Jerusalem an und umher bis nach Illyrien alles mit dem Evangelium Christi erfüllen — es war seine Absicht, bis Hispanien vorzudringen, und nach alter Überlieferung hat er diese Absicht ausgeführt. Das römische Weltreich aber, nach seiner Expansivkraft ein Typus der christlichen Kirche, ist von ebenso geringen Anfängen ausgegangen wie diese. Eine Schar von Hirten

und Ackerbauern, die auf den albanischen Bergen den Jupiter, d. h. den Himmelsvater verehrten, stieg herunter und siedelte sich dort an, wo der Tiber schiffbar wird, zuerst auf dem Hügel, der den Namen Palatin erhielt — man könnte ihn wohl Weideplatz oder auch Hürde übersetzen; das ist also der Ursprung des stolzen Namens Palast. Eine Hirtenhütte aus Schilfrohr, Haus des Romulus genannt, erinnerte noch in später Zeit an diesen geringen Ursprung des römischen Volkes. Aber auf jenem Hügel erhoben sich seit Augustus die Kaiserpaläste, deren gewaltige Ruinen unser Auge auf sich ziehen. Welch eine wunderbare Entwicklung ist durch diesen Anfangs- und Endpunkt gekennzeichnet: Die Hütte des Romulus und die Kaiserpaläste! Die kleine Ackerbau- und Handelsstadt Rom erhob sich in kaum jemals unterbrochenen Kämpfen mit der Nachbarschaft zu einem kriegerischen Gemeinwesen, wurde die Hauptstadt der Halbinsel, griff hinüber nach den Inseln des westlichen Mittelmeers, rang schwer aber siegreich mit Karthago, gewann das an edlen Metallen reiche Spanien, trat gebieterisch auch im Orient auf und besiegelte die Weltherrschaft mit der Unterwerfung des uralten, freilich längst sich selbst untreu gewordenen Ägypten. Dieser beispiellose Fortschritt wurde nicht allein durch die stahlharte Tapferkeit der Römer möglich; Gewalt allein vermag nichts Dauerndes herzustellen. Aber die Römer wurden auch das Volk des Rechts; in jahrhundertlangen Kämpfen zwischen Patriziern und Plebejern wurde die Verfassung ausgebildet. Lange wurde die ursprüngliche Volkskraft durch strenge Sittlichkeit bewahrt; heilig wurde die Ehe gehalten; in den ersten 230 Jahren, nach andern in den ersten 520 Jahren der römischen Geschichte ist keine Ehescheidung vorgekommen; man liebte die Einfachheit und schämte sich der Armut nicht; Cincinnatus kehrte vom Staatsruder zu seinem Pflug zurück. Die Sittlichkeit hatte hier wie immer ihren Halt in der Frömmigkeit. Es ist kein Zufall, daß wir das Wort Religion von den Römern herübergenommen haben; bei ihnen hat es aber noch einen strengeren Sinn als welchen wir damit verbinden, es bezeichnet die gewissenhafte Scheu im Verkehr mit der Gottheit. Jener Scipio, der bei Zama siegte, ging vor jedem wichtigen Unternehmen zu stiller Andacht in den Tempel des kapitolinischen Jupiter. Ein Geschichtschreiber, der — als Grieche — selbst völlig ungläubig war, Polybios, gesteht ein: Der Hauptvorzug des römischen Staats scheint mir in der

Ansicht der Römer von den Göttern enthalten zu sein; die Scheu vor der Gottheit ist die Grundlage des römischen Staats.

Als Polnbius diese Worte schrieb (etwa 144 vor Chr.), war die von ihm gerühmte Grundlage schon ins Wanken geraten. Denn schon hatte, wie derselbe Schriftsteller sagt, Rom die Weltherrschaft angetreten; mit dem Zufließen fremder Elemente überhaupt war die Aufnahme fremder Götterdienste, und bald nicht mehr allein der griechischen, sondern auch der entarteten orientalischen gegeben; die aufklärerische Philosophie verleidete den Gebildeten die hergebrachte Frömmigkeit, und auf die weitesten Kreise wirkten die theatralischen Spiele in gleicher Weise und zugleich entsittlichend ein. Augustus, der selbst die Würde eines Oberpriesters annahm, bemühte sich vergeblich um die Wiederherstellung der alten Götterdienste; vielmehr entartete jetzt die Religion auf das Äußerste in der Vergötterung der Caesaren. In purem Wahnsinn vermählte sich Caligula als Gott mit der Mondgöttin und fragte einen seiner Feldherrn, ob er nicht die Göttin in seiner Umarmung sähe. Mit zitternder Stimme erwiderte der Befragte: Es ist, o Gebieter, euch Göttern allein vergönnt, einander zu schauen. Nicht bei so schmachvoll erniedrigten Gottheiten konnte das Erlösungsbedürfnis, das sich nicht ersticken läßt, Befriedigung finden; die Noth der Zeit trieb, in den abenteuerlichsten und widerwärtigsten Gebräuchen, die man mit dem ehrwürdigen Namen der Mysterien bekleidete, Entzündung und Heilung zu suchen. So endet die Religion der Römer trotz ihres ursprünglichen Ernstes zuletzt mit einem jammervollen Bankerott.

Das Ungenügende der hergebrachten und der eingeführten Götterdienste wurde von den Römern selbst empfunden, so sehr, daß das verachtete und gehaßte Judentum in allen Kreisen, bis zu den vornehmsten, zahlreiche Profelyten gewann. Wir werden bei unserm Besuch des Forums an die Juden erinnert durch den Triumphbogen des Titus, das auch in ästhetischer Hinsicht rühmenswerte Denkmal der Zerstörung Jerusalems, dessen Reliefs uns den Schaubrottisch und den siebenarmigen Leuchter vor Augen führen. Die Juden in Rom haben eine Geschichte, die bis in die Zeit der Makkabäer zurückreicht. Zur Zeit Ciceros waren sie so zahlreich und traten in öffentlichen Versammlungen so lärmend auf, daß der große Redner gelegentlich ihretwegen seine Stimme dämpfte. Es ging den Juden hier wie überall, sie wurden bald verzogen,

bald verfolgt. Tiberius weist sie zuerst aus der Stadt, dann befiehlt er, sie nicht zu belästigen. Claudius beginnt mit einem Toleranzedikt gegen die Juden und ergreift später Maßregeln gegen sie. Neros Gemahlin Poppaea wird geradezu als Proselytin bezeichnet; der Verdacht liegt nahe, daß die Juden in Rom die Anstifter der neronischen Christenverfolgung gewesen sind. Jener Triumphbogen des Titus ist ein stummer und doch gewaltig redender Zeuge von dem Untergang der heiligen Stadt; strenggläubige Juden vermeiden ihn noch heute; aber die Jüdin Berenice war die Geliebte des Titus und wäre beinahe seine Gemahlin geworden. Die Päpste sind durchweg Gönner der Juden gewesen, wengleich sie beim Regierungsantritt jedes neuen Papstes bis auf Pius IX. einer entwürdigenden Erniedrigung unterworfen waren. Ich habe noch, dem jetzt verschwundenen Judenviertel, dem Ghetto gegenüber, an der Wand einer Kirche, in der die Juden am Sabbat eine christliche Predigt zu hören gezwungen waren, in hebräischer Sprache die Worte gelesen: Ich recke meine Hände aus den ganzen Tag zu einem ungehorsamen Volk (Jes. 65, 2). Jetzt aber ist ein Jude Bürgermeister von Rom. —

Der Verfall der Religion wirkte auf alles öffentliche Leben ein. Rom wurde Babel, ja ärger als Babel, denn Babel hat keine Gladiatorenkämpfe gekannt. Von andern Sündengreueln des heidnischen Roms soll hier geschwiegen werden; der Apostel redet davon in der zweiten Hälfte des ersten Kapitels seines Briefes an die Römer. Aber an die Gladiatorenkämpfe erinnert uns der Blick auf das Colosseum am Fuß des Forums. So nennen wir das flavische Amphitheater, den Riesenbau, den Despasian erbauen ließ und Titus einweihte. Sein Raum — etwa die Hälfte des Baues ist erhalten — schließt das Forum, so wie sein Trümmerfeld vor unsern Augen liegt, höchst eindrucksvoll ab. Es ist hier nicht der Ort, diesen Eindruck näher zu beschreiben. Von der Bedeutung des Colosseums, von der Sicherheit seines Aufbaus war man so überzeugt, daß man prophezeite: Wenn das Colosseum fällt, fällt Rom; wenn Rom fällt, fällt die ganze Welt. Auch die Grausamkeit der hier vorgeführten Kämpfe ist anderswo genugsam beschrieben worden. Nur das soll hier erwähnt werden, daß die Spiele, mit denen Titus („die Wonne des Menschengeschlechts“) das Amphitheater einweihte, hundert Tage dauerten, daß Trajan, einer der edelsten Kaiser, dem Volke bei Gelegenheit seines daci-

schen Triumphes Spiele von 123 Tagen gab; der Kaiser Commodus trat selbst als Gladiator auf, ließ sich dafür auch ein enormes Gehalt zahlen — bis er an Ort und Stelle von Verschwörern erdroßelt wurde; das tausendste Jahr der Stadt Rom wurde 248 n. Chr. von Kaiser Philippus (dem Sohn eines Räuberhauptmanns, syro-arabischen Stammes) durch Spiele gefeiert, deren Pracht unerhört war, d. h. es kamen dabei 2000 Gladiatoren ums Leben. Der römische Pöbel kannte nichts, was ihn mehr belustigte als diese Spiele. Als der Mönch Telemachus in späterer Zeit, da schon das Christentum über das Heidentum triumphierte, in die Arena stürzte, um die Kämpfenden voneinander zu trennen, wurde er von dem Volk, das über diese Unterbrechung wütete, buchstäblich zerrissen. Aber die Gebildeten dachten kaum anders als die große Masse; der Philosoph Seneca, dessen Schriften von Tugendhaftigkeit triefen (nicht so sein Leben!), nennt die Fechtspiele eine leichte Zerstreuung.

So wurde das alte Rom reif für das göttliche Strafgericht. Der tiefernste Tacitus ahnt ein solches. In der Schrift, in der er die Germanen, bei denen gute Sitten mehr galten als anderswo gute Gesetze, den Römern als Bußspiegel vorhält, erbittet er von den Göttern, daß sie bei den Germanen die Zwietracht, die bei ihnen herkömmlich sei, erhalten möge, zum Heil des römischen Volkes! Gespalten blieben unsere Ahnen, doch waren auch die einzelnen Stämme stark genug, den morsch gewordenen Bau des Römerreiches bis in seine Grundfesten zu erschüttern und endlich über den Haufen zu werfen. Doch schon ehe die Goten und Vandalen Rom plünderten, erlitt es noch größere Verluste durch Konstantins Gründung einer neuen Reichshauptstadt. Unfern des Colosseums erhebt sich der Triumphbogen des Konstantin, ihm von Senat und Volk errichtet, wie es in der Inschrift heißt, weil er auf Eingebung der Gottheit und durch Größe seines Geistes den Staat an seinen Feinden gerächt habe. Es soll damit auf die Schlacht an der milvischen Brücke hingewiesen werden, auf jenen Sieg des Christentums über das Heidentum, den die Sage von der Erscheinung eines Kreuzes mit der Inschrift: In diesem Zeichen wirst du siegen verherrlicht. Was bewog Konstantin, ein neues Rom am Bosphorus und seinem goldnen Horn zu gründen? Ohne Zweifel die Erkenntnis, daß ein neues Zeitalter im Anbruch sei, dessen gärender Most nicht in die alten Schläuche gefüllt werden

dürfe. Und die neue Zeit war die christliche Zeit; das alte Rom aber konnte seinen heidnischen Charakter nicht so schnell abstreifen. Noch 367 wurde den zwölf ratgebenden Hauptgöttheiten eine Säulenhalle geweiht — Reste von ihr erblicken wir hier am Forum, aber sie haben nichts Imposantes mehr —; doch der Stadtpräfekt, der sie erbauen ließ, war religiös so indifferent, daß er gesagt haben soll: Macht mich zum Bischof von Rom, so will ich alsbald Christ werden. Es läßt sich also behaupten, daß das alte Rom starb an seinem Heidentum. Doch gab ihm das Christentum noch einen Segen mit ins Grab. Inmitten der Schreckensszenen der Plünderung Roms durch die Goten erfreut uns ein Triumphzug eigener Art. Ein Gote hatte eine Jungfrau als Hüterin kostbarer Gefäße überfallen. Indem er die reiche Beute sich aneignen wollte, wurde er in Schrecken gesetzt durch die ruhige Erklärung der Jungfrau, dieser Schatz sei Eigentum des Apostels Petrus; alsbald bildet sich eine Prozession, in der wilde Krieger und wehrlose Christen psalmsingend den Besitz des Apostelfürsten nach einem sicheren Zufluchtsort geleiten. Und als die barbarischen Horden Attilas 452 der ohnmächtig gewordenen Stadt mit noch größerem Unheil drohten, erbat Papst Leo I. ihr Schonung, begleitet von zwei edlen Römern — nach der Legende, die Rafael darstellt, von Petrus und Paulus. Noch einmal ist derselbe Papst drei Jahre später Roms Fürsprecher vor dem Vandalenkönig Genserich geworden und hat wenigstens erreicht, daß Rom vor Feuer und Schwert bewahrt blieb.

Entvölkert wurde fortan das einst so belebte Forum. Schuttmassen deckten die Ruinen zu. Über diese Decke ragte nur noch die Phokasäule hervor, die 608 zu Ehren eines der schlechtesten Kaiser von Ostrom errichtet worden ist. Ringsumher war nichts als Viehweide; daher hatte auch das Forum bis in die neue Zeit seinen Namen *Campo vaccino*, auf deutsch Kuhfeld. Aber Rom selbst wird um 600 von seinem Bischof Gregor dem Großen verglichen mit einem zerschlagenen irdenen Gefäß, und das römische Volk mit einem Adler, der, schwach vom Alter, dem Ende nahe, am Strand des Tibers sitze. Erst im vorigen Jahrhundert wurde das Forum wieder freigelegt. Den Palatin kaufte 1861 Napoleon aus Gefälligkeit dem König von Neapel ab. Als zehn Jahre später der Gefangene von Wilhelmshöhe sich von allen Mitteln entblößt sah, erinnerte er sich dieses seines letzten Besitzes

und überließ ihn der italienischen Regierung für eine Million Lire. So haben die Trümmer der palatinischen Kaiserpaläste zuletzt noch einem französischen Kaiser aus der Not geholfen.

Von dem alten Rom wenden wir uns dem neuen zu, und zwar versehen wir uns nach der Peterskirche und dem Vatikan. Unterwegs stehen wir nur still bei der Engelsburg, um uns etwas von der mittelalterlichen Geschichte Roms erzählen zu lassen, denn die Geschichte der Engelsburg ist ein großer Teil der Geschichte des Papsttums im Mittelalter. Zuerst erinnert sie uns allerdings an einen der merkwürdigsten Männer der römischen Kaisergeschichte. Denn dieser gewaltige Bau ist von Kaiser Hadrian errichtet, der hier nach seinen weltweiten Wanderungen für seine Asche ewige Ruhe zu finden gedachte; aber bei der Plünderung Roms durch Alarich 410 wurde die Grabkammer verwüstet. In der Folge scheint das Mausoleum als Staatsgefängnis benutzt zu sein, weshalb es den Namen Kerker des Theoderich erhielt. Damals prangte über dem Rundbau, der noch jetzt erhalten ist, ein hohes, spitz zulaufendes Dach, umgeben von vielen Statuen; diese Marmorbilder stürzten die Griechen, als sie hier 537 von den Goten belagert wurden, auf die stürmenden Belagerer herab und schlugen sie damit zurück. Den Namen Engelsburg erhielt das gewaltige Bauwerk von der Legende, daß Gregor der Große bei einer Prozession, die er in Veranlassung einer Pest veranstaltet hatte, den Erzengel Michael über der Burg das Schwert in die Scheide stecken sah, zum Zeichen, daß die Pest ihr Ende habe. Was aber ferner von der Engelsburg zu melden ist, steht in schrecklichem Gegensatz zu dieser himmlischen Vision. Hier feierte Marozia, die in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts den päpstlichen Stuhl mit ihren Kreaturen, auch mit ihrem Sohn besetzte, ihre Hochzeit mit dem König Hugo von Italien, doch endete das Hochzeitsgepränge mit einem Aufstand der Römer unter Führung Alberichs, eines Sohnes der Marozia aus früherer Ehe, so daß König Hugo zu nächtllicher Stunde an einem Seil aus der Burg sich herabließ und nach der Lombardei entfloh, während seine Gattin im Gefängnis zurückblieb. Alberich herrschte nun in Rom bis an seinen Tod 954; dann folgte ihm sein Sohn Oktavian, der sich alsbald, obgleich erst 16 Jahre alt, als Johann XII. (der erste Papst, der seinen Namen änderte) zum Papste erheben ließ. — Im zehnten Jahrhundert erhielt die Engelsburg bei dem

römischen Volk den Namen Turm des Crescentius. Dies erinnert uns an einen Crescentius, der Papst Benedikt VI. in der Engelsburg erdrosseln ließ (974); zehn Jahre später starb Papst Johann XIV. ebendasselbst, entweder durch Gift oder an Hunger. Ein anderer Crescentius verteidigte sich in dieser Feste, die als uneinnehmbar galt, gegen Kaiser Otto III., aber das Kastell wurde mit Sturm genommen, Crescentius — wie erzählt wird, nachdem er entsetzliche Mißhandlungen erlitten — auf der Spitze der Burg enthauptet, hinabgestürzt und an einen Galgen gehenkt. Aber vor allem vergegenwärtigen wir uns den Aufenthalt Gregors VII. in der Engelsburg im Jahre 1084. Es war die Vergeltung für die tiefe Demütigung der Kaiserwürde in Canossa 1077. Heinrich IV. hatte sich ermannt; der Gegenkönig Rudolf war in der mörderischen Schlacht an der Elster gefallen. Heinrich zog mit Heeresmacht über die Alpen und belagerte Rom zu dreien Malen. Das dritte Mal nahm er St. Peter ein, Gregor entfloh in die Engelsburg, die Römer wurden ihm untreu und gingen zu Heinrich über; der Gegenpapst Clemens III. wurde geweiht und krönte Heinrich zum Kaiser. Gregor blieb unbewegt, aber voll Sehnsucht sah er nach den Normannen aus, die er zu seinem Beistand herbeigerufen hatte. Endlich nahen sie unter Robert Guiscard. Ihnen wagte Heinrich nicht zu widerstehen; er berief ein Parlament der Römer, erklärte ihnen, daß er genötigt sei, in der Lombardei die Geschäfte des Reiches zu versehen, und empfahl ihnen, sich ihrer Haut zu wehren. Damit überließ er die unglückliche Stadt ihrem Schicksal, das hart genug war. Drei Tage nach dem Abzug des Kaisers standen die Normannen vor Rom; kaum konnte Robert Guiscard glauben, daß Heinrich ihm Rom so leichten Kaufes überlassen wolle. Nach ferneren vier Tagen hatte er Rom erstürmt und den Papst befreit. Die Vandalen hatten nicht so grausam gewüthet wie jetzt die Normannen. Zweimal wurde die Stadt angezündet, an ihren Bewohnern ohne Unterschied des Standes und des Geschlechts unmenschliche Greuel verübt. Daß der südliche Teil des von den aurelianischen Mauern umschlossenen Areals noch heute den Eindruck der Verödung macht, schreibt sich von der Verwüstung durch die Normannen im Jahre 1084 her. Gregor hatte hinfort seines Bleibens nicht mehr in Rom; er würde, obgleich die Römer ihm Unterwerfung gelobt hatten, ihrer Rache zum Opfer gefallen sein. Mit den Nor-

mannen verließ er Rom, um das Brot der Verbannung zu essen. Noch beschäftigte er sich mit dem Gedanken, an der Spitze eines Heeres nach Rom zurückzukehren, da überwand den stets Ungebeugten der Tod (1085). Sein letzter Seufzer war: Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt, deshalb sterbe ich in der Verbannung.

Noch einmal ist ein Papst in der Engelsburg Zeuge davon gewesen, wie über Rom das äußerste Verderben hereinbrach, nämlich Clemens VII. im Jahre 1527. Clemens VII. war ein Politiker von ungewöhnlichem Scharfsinn; gerade seine Politik hat Rom ins Verderben gestürzt. Wir verweilen einen Augenblick dabei, wie er wider Willen die deutsche Reformation begünstigte, man möchte beinahe sagen: rettete, wenn wir nicht den Urheber ihrer Rettung anderswo suchten. Clemens war als Kardinal Medici stets auf seiten des Kaisers gewesen; wie nahe lag es, daß Kaiser und Papst sich verbündeten, die Reformation zu erdrücken! Aber wollte der Papst zugeben, daß der Kaiser, der schon in Unteritalien sich festgesetzt hatte, auch Herr der Lombardei wurde? Man versuchte, den besten Feldherrn des Kaisers, Pescara, zum Verrat zu bewegen; dieser blieb treu, aber das Vertrauen zwischen Kaiser und Papst war dahin. Offen unternimmt nun der Papst den Krieg gegen den Kaiser 1526; die Folge ist, daß auf dem Reichstage zu Speier in demselben Jahre des Kaisers Bruder einen Reichstagsabschied unterzeichnet, der es den Ständen frei stellt, in Sachen der Religion (um es kurz auszudrücken) nach ihrem Ermessen zu verfahren. Auf diesen Reichstagsabschied gründet sich die gesetzliche Existenz des Protestantismus in Deutschland. Nach dem gänzlichen Mißerfolg der päpstlichen Politik, von dem sogleich die Rede sein wird, wirft sich der Papst wieder dem Kaiser in die Arme; nun erhalten die Evangelischen auf dem zweiten Reichstag zu Speier 1529 einen sehr ungnädigen Bescheid, gegen den sie protestieren. Der Legat des Papstes richtet zur Zeit des Augsburger Reichstages 1530 eine Eingabe an den Kaiser, in welcher er rät, die kirchliche Neuerung mit Gewalt zu unterdrücken. Vielleicht war es gerade ein solcher Ratschlag, der dem Kaiser offenbarte, daß es nicht geraten sei, sich zum Henker des Papstes zu machen; so faßt der Kaiser ein Konzil ins Auge. Der Papst weicht aber einem solchen soviel als möglich aus; er fürchtet ein Konzil für sich persönlich — war

er doch schon als unehelicher Sohn nicht der Papstkrone würdig. Jetzt neigt der Papst sich wieder dem Erzfeinde des Kaisers, dem französischen König Franz I. zu, der zu jener Zeit den Protestanten nicht abgeneigt war. Wie merkwürdig: der erzkatholische Karl V. bedient sich der Protestanten, um den Papst in Schach zu halten; andererseits steht durch Franz I. auch der Papst mit den Protestanten in einer gewissen Verbindung wider den Kaiser. Ranke sagt: In dem Augenblick, daß Papst und Protestanten einander mit einem unveröhnlichen Haß verfolgen, daß sie sich einen geistlichen Krieg machen, der die Welt mit Zwietracht erfüllt, sind sie auf der andern Seite durch gleiche politische Interessen verbunden. Damals wurde der Friede von Kadan geschlossen, der für die Stärkung des Protestantismus in Deutschland von größter Tragweite war. Erwähnt sei hier nur noch, daß auch England unter diesem Papst der römischen Kirche verloren ging; so erscheint das Urteil Rankes nicht ungerechtfertigt, Clemens VII. sei wohl der unheilvollste aller Päpste gewesen. Uns ist er ein Zeuge dafür, wie verderblich es ist, kirchliche und politische Interessen miteinander zu verquicken.

Aber wir wollen ihn in der Engelsburg belagert sehen. Schon 1526 hatte Clemens dort vor den rebellischen Römern, die stets die Herrschaft des Papstes als Usurpation ansahen, seine Zuflucht gesucht und sich nur durch einen schimpflichen Vertrag mit dem Kaiser retten können. Natürlich brach er alsbald diesen Vertrag, und zwar schon einen Tag, nachdem er ihn abgeschlossen hatte. Jetzt zog der berühmteste deutsche Kriegsmann jener Zeit, der oberste Hauptmann der Grafschaft Tirol, Frundsberg, mit einem Heer von Landsknechten gegen Rom; mit ihm vereinigte sich der Herzog von Bourbon. Clemens geriet in Angst; er rief die kampffähige Bevölkerung Roms zu Hilfe, aber er selbst hatte vormals den Römern den Gebrauch der Waffen untersagt, daher sah man die Straßen in Rom von Fliehenden gefüllt. Unglückspropheten weisagten Roms Untergang, und die Weissagung ging schnell in Erfüllung. Noch rief der Papst, wie ein italienischer Geschichtsschreiber sich ausdrückt, in St. Peter „die ihm zürnenden Götter“ an, als seine Schweizer fast vor seinen Augen niedergemacht wurden. Unter Todesgefahr floh er in die Engelsburg. Rom war verloren. „Ein unbegreifliches Verhängnis schien die Verteidigung der Weltstadt zu lähmen; sie sank vor den Speeren

der Landsknechte und den Trompeten des Feindes wie Jericho". Einer der deutschen Ritter, Schertlin, sagt in seinen Aufzeichnungen: „Den 6. Mai haben wir Rom mit Sturm genommen, ob (= über) 6000 tot geschlagen, die ganze Stadt geplündert, in allen Kirchen und ob der Erd genommen, was wir gefunden, ein guten Teil der Stadt abgebrannt.“ Dieser Sacco (Plünderung) di Roma bildet den tiefsten Einschnitt in der Geschichte Roms.

Mit welchen Gefühlen blickte Clemens von der Engelsburg auf die schrecklich verwüstete Stadt! Wir wollen gern annehmen, daß es nicht allein Rachedurst gewesen ist, der ihn beseelte, wenn der berühmte Goldschmied Benvenuto Cellini, der als Bombardier die Engelsburg verteidigte, erzählt: „Der Papst wollte mir deshalb (weil er großen Schaden anrichtete) besonders wohl und verzieh mir alle Totschläge im Dienste der apostolischen Kirche, ich fuhr fort zu schießen und traf immer besser.“ Endlich wütete die Pest in der Stadt und in der Engelsburg, in der letzteren auch der Hunger. Der Papst sah sich genötigt zu kapitulieren; wir lassen Schertlin noch einmal berichten: „Allda haben wir gefunden den Papst Clementem samt 12 Kardinälen in einem engen Saal; den haben wir gefangen. War ein großer Jammer unter ihnen, weinten sehr, wurden wir alle reich.“ Um auch nur die erste Zahlung, die er dem Kaiser versprochen, machen zu können, ließ der Papst seine Tiara einschmelzen. Mit seiner Kapitulation wurde der Papst noch nicht frei; er wurde auch ferner als Gefangener in der Engelsburg argwöhnisch bewacht. Damals wurde ernstlich erwogen, ob das Papsttum überhaupt fortbestehen sollte. Erst sechs Monate nachher floh der Papst verkleidet nach Orvieto und stellte sich, wie schon vorhin erwähnt, auf die Seite des Kaisers, im Vertrauen, daß er das Ansehen des Papsttums wieder aufrichten werde.

In einer Predigt, die den Werken Leos des Großen angereicht ist, heißt es: „Man zieht vorüber am Grabmal des Kaisers Hadrian, einem Gebäude von wunderbarer Größe und Schönheit, ohne daß es einem in den Sinn kommt zu sagen: Lasset uns zum Grabmal des Kaisers gehen — alle lassen es am Wege liegen und begeben sich zum Grabmal des Fischers“ — nämlich des Petrus. Wir haben uns bereits zu lange bei der Engelsburg aufgehalten und eilen jetzt zu St. Peter. Wer durch den Borgo, einen unansehnlichen Stadtteil, dem Petersplatz sich nähert, wird

von der Großartigkeit desselben überwältigt. Wie zwei Riesenarme, die jeden Wanderer willkommen heißen, strecken sich uns die gewaltigen Säulengänge Berninis entgegen; die unvergleichliche Schönheit des sanft zur Kirche ansteigenden Platzes läßt die traurigen Erinnerungen nicht aufkommen, die an dieser Stätte haften. Denn hier lagen einst die Neronischen Gärten, in welchen die Christen den Märtyrertod litten, denen Nero die Schuld an dem Brande Roms im Jahre 64 zugeschoben hatte. Der Dichter Juvenal schildert sie, wie sie „leuchten am Kienpfahl, wo mit durchbohrter Brust Aufdampfende stehen und brennen“. Überzogen mit Werg und mit Pech begossen, leuchteten die Christen als Fackeln dem in theatralischer Grandezza als Wagenlenker dahinfahrenden Nero und dem jauchzenden Pöbel. Das war das Flammenportal, durch das die Christen auf den Schauplatz traten, um ein Vierteljahrtausend lang zu leiden und zu siegen. Nun trägt der ägyptische Obelisk inmitten des Petersplatzes die Inschrift: Flieht, ihr Gegner, gesiegt hat der Löwe aus dem Stamme Judas. War man zur Zeit des Kaisers Konstantin davon überzeugt, hier das Grab des Apostels Petrus zu finden, so erbaute dieser Kaiser über dem Grabe die Basilika des heiligen Petrus, die alte Peterskirche. Wunderbar, daß bei der gänzlichen Umwandlung der Verhältnisse der Alten Welt durch den Untergang des Heidentums und den Sieg des Christentums und zugleich durch das Vordringen germanischer Völker Rom seine weltbeherrschende Stellung behielt, wenngleich auf völlig anderer Grundlage, nicht als Stadt des Romulus und Remus, sondern als Stadt des Petrus und Paulus. Es war der Wille der Vorsehung, daß die Zusammenfassung der Völker, die seit Alexander dem Großen sich angebahnt hatte, die im römischen Reich sich vollendet hatte, noch ein Jahrtausend lang fort dauerte; so lange währte es, bis die Nationen Europas zur Selbständigkeit erzogen waren. Für diese mittelalterliche Weltstellung Roms war es von größter Bedeutung, daß Leo III. am Weihnachtsfest 800 in der Peterskirche den Frankenkönig Karl zum Kaiser krönte. Damit war der Rest der unnatürlichen Abhängigkeit des Abendlandes vom byzantinischen Kaisertum aufgehoben, das christliche Abendland zu einer Reichseinheit zusammengefaßt, aber der Papst trat auch als der Mittler zwischen Gott und Menschen auf, der allein imstande war, der Kaiserwürde eine heilige Weihe zu geben. Wenn

Karl der Große äußerte, er sei durch die Kaiserkrönung überrascht worden und würde St. Peter nicht betreten haben, wenn er die Absicht des Papstes gekannt hätte, so liegt dem die Vorahnung des Dualismus zugrunde, der von nun an jahrhundertlang als Wettstreit der geistlichen und der weltlichen Gewalt den Inhalt der Geschichte bildet und noch heute nicht völlig überwunden ist. — Was mit Karl dem Großen geschehen, wiederholte sich mit Otto I., indem die römische Kaiserwürde im sächsischen Heldenstamme wiederhergestellt wurde. Otto aber wußte wohl, wessen er sich von den Römern zu versehen hatte, indem er zu einem seiner nächsten Freunde sagte: „Halte, wenn ich am Apostelgrab knie, dein Schwert über meinem Haupte.“ Vermögen die sächsischen Kaiser das zu ihrer Zeit entartete Papsttum unter ihre Gewalt zu beugen, so erreicht das Papsttum zwei Jahrhunderte später den Höhepunkt seiner Macht, und trotz des beharrlichsten Ringens wird am Fels Petri das erlauchteste Geschlecht der Hohenstaufen zuschanden. Aber ihr Untergang rächt sich furchtbar am Papsttum; denn fortan hat es mit den französischen Herrschern zu ringen, die ungleich rücksichtsloser verfahren als jene, und 1305 beginnt das babylonische Exil des Papsttums, seine Verpflanzung nach Avignon.

Aber wir stehen nicht vor der alten Peterskirche, die der Ort so vieler weltgeschichtlicher Ereignisse gewesen ist; sie hat einem glänzenden Neubau von unübertroffener Größe weichen müssen, an dem von 1452 bis 1626, unter nicht weniger als 28 Päpsten, gebaut worden ist, bis er gerade 1300 Jahre nach der Gründung der alten Peterskirche eingeweiht wurde. Wir evangelischen Christen mögen wohl daran denken, daß an diesem herrlichen Dom der katholischen Kirche die Einheit des christlichen Abendlandes zerschellt ist; denn der Ablaß, dessen schändliches Angebot Luther zu seinem ersten Auftreten trieb, sollte dem Bau der Peterskirche zugute kommen. Daher lautet die 50. von Luthers Thesen: „Man soll die Christen lehren, daß der Papst, so er wüßte der Ablaßprediger Schinderei, lieber wollte, daß St. Peters Kirche zu Asche verbrannt werde, denn daß sie sollte mit Haut, Fleisch und Bein seiner Schafe erbaut sein.“ Man sieht, daß Luther damals noch ein gewisses Vertrauen zu Papst Leo hatte, wie er sogar, nachdem ihn bereits der Bannstrahl getroffen hatte, an ihn schreibt: „Darum bitte ich, heiliger Vater Leo, Du wollest meine Entschuldigung Dir

gefallen lassen und mich für den halten, der wider Deine Person nie etwas Böses hat vorgenommen, der Dir das Allerbeste wünscht und gönnt, der auch keinen Hader und Gezänk mit jemand um seines Lebens willen haben mag, sondern allein um des göttlichen Wortes Wahrheit willen. Indes sitzt Du, heiliger Vater Leo, wie ein Schaf unter den Wölfen, wie Daniel unter den Leuen, wie Ezechiel unter den Skorpionen. Es sollte freilich Dein und aller Kardinäle Werk sein, diesem Jammer zu wehren. Aber diese Krankheit spottet der Arznei. O Du allerunseligster Leo, Du sitzt auf dem allergefährlichsten Stuhl!" Luther urteilte nicht zu scharf über den „römischen Hof“, wie er unter Innocenz VIII. und Alexander VI. Borgia geartet war, von deren schändlichem Leben hier nichts erzählt werden soll; nur das eine sei erwähnt, daß ich sie von einem katholischen Geschichtsschreiber, dem Professor, spätern Bischof Hefele, habe Wölfe nennen hören, die in den Schafstall Christi eingebrochen seien. Wohl aber urteilt Luther zu milde über Papst Leo X., den ungeistlichen Schöngeist, dem nur daran gelegen war, wie er selber gesagt hat, seine Machtstellung zu genießen. Sein Nachfolger Hadrian VI. hat eingestanden, daß die Krankheit vom Haupt zu den Gliedern, vom Papst zu den Prälaten herniedergestiegen sei. Aber er mußte an seinem ernstern Streben verzweifeln. Und nach kurzer Regierung folgte ihm Clemens VII., von dem vorhin die Rede gewesen ist.

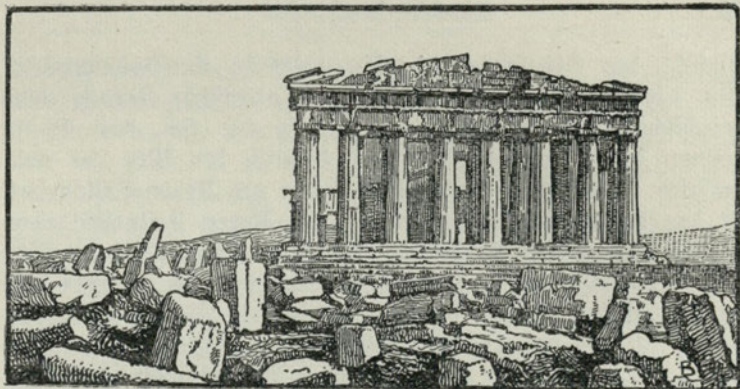
Nicht nur der Kunstfreund, auch der Liebhaber der Geschichte findet im Innern der Peterskirche überall Anlaß, betrachtend zu verweilen. So stehen wir still vor dem Grabmal der Königin Christine von Schweden, der entarteten Tochter Gustav Adolfs. Ein Marmorrelief stellt dar, wie sie den Glauben abschwört, für den ihr heldenmütiger Vater in den Kampf gezogen ist. Mit anderen Gefühlen stehen wir still vor dem Grabmal, das Thorwaldsens Meisterschaft für Pius VII. geschaffen hat, den Papst, der die Wirren der napoleonischen Zeit duldend an sich erfahren, zuletzt aber die Wiederherstellung des Kirchenstaats erlebt hat († 1823). Aber jetzt wenden wir uns von dem größten Dom zu dem ihm benachbarten größten Palaste, dem Vatikan, welcher seit einem halben Jahrtausend die eigentliche Residenz des Papstes ist, der seit nunmehr vierzig Jahren der Gefangene des Vatikans heißt. Was Rom für die Renaissance, die

Renaissance für Rom bedeutet, davon zeugt der Vatikan; es ist auch eine Art von Weltherrschaft, die Rom den Sammlungen, den Fresken des Vatikans verdankt. Rom wurde, wie Winckelmann sagt, die hohe Schule für alle Welt.

Wir schließen unsere römischen Erinnerungen mit dem Hinweis auf das Vatikanische Konzil, das freilich nicht eigentlich im Vatikan, sondern im rechten Kreuzarm der Peterskirche stattfand. Am 8. Dezember (einem hochgefeierten Marienfeste) 1869 wurde es eröffnet; 764 berechnete Mitglieder waren gegenwärtig; nie zuvor war eine Kirchenversammlung so stark besucht gewesen. Von vornherein war ruckbar geworden, daß es sich um das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes handelte. Dawider erklärte sich nicht nur der liberale Katholizismus in Deutschland, sondern auch eine Opposition der angesehensten Bischöfe. Zu ihnen gehörte der oben erwähnte Hefele, der darauf hinwies, daß Papst Honorius I. in Sachen des Glaubens gefehlt habe und bis in das 11. Jahrh. von jedem Papst als Irrlehrer verflucht worden sei. Bischof Ketteler von Mainz warf sich vor dem Papst auf die Knie und bat ihn um Nachgiebigkeit. Aber immer schwächer wurde die Opposition; endlich verließ die kleine Zahl der ihrer Überzeugung Getreuen Rom. So konnte am 18. Juli 1870 das neue Dogma verkündigt werden, ohne daß mehr als zwei Bischöfe widersprachen. Ein schweres Gewitter zog in derselben Stunde über St. Peter dahin, die Kirche wurde so verfinstert, daß der Papst der Kerzen bedurfte, um die Konstitution Pastor aeternus, die seine Unfehlbarkeit verkündigte, vorzulesen. Ein folgenschweres Zusammentreffen war, daß an demselben Tage bei einem Fest in St. Cloud Napoleon seine Absicht, Krieg gegen Preußen zu führen, offen aussprach; am folgenden Tage erging die Kriegserklärung. Denn dieser Krieg wirkte auf Rom nach; am 10. August mußte Napoleon die französischen Truppen, die den Kirchenstaat für den Papst erhalten hatten, abrufen. Die zwölftausend Mann, die der Papst noch sammeln konnte, vermochten Rom nicht gegen ganz Italien zu verteidigen. Am 20. September 1870 wehte die weiße Fahne von der Engelsburg, ihre Besatzung war kriegsgefangen. Zwölf Tage später erklärten sich bei einer Volksabstimmung in Rom 40785 für die Einverleibung in das Königreich Italien, dagegen nur 46.

So hörte die weltliche Macht des Papstes ruhmlos auf, Rom hörte auf, die päpstliche Hauptstadt des katholischen Abendlandes zu sein und war glücklich, die Hauptstadt Italiens zu werden. Daß die geistliche Macht des Papstes nicht gering zu achten ist, hat in der Folge der Kulturkampf bewiesen. Noch immer fährt das Papsttum fort, Machtfragen für Heilsfragen auszugeben, womit es seit so vielen Jahrhunderten gesündigt hat.

Man hat wohl das kühne Wort gewagt, wer Rom gesehen habe, könne nie mehr ganz unglücklich werden. In einem gewissen Sinne ist das Wort Wahrheit. Wer Rom recht gesehen hat, hat an seinen Schicksalen sich überzeugt von dem Walten der Vorsehung, und wer an Gottes Walten glaubt, kann nie verzweifeln. — In unserem deutschen Norden gibt es eine Stadt, die einst weithin bedeutenden Handel trieb, aber seit Heinrich der Löwe 1189 sie zerstörte, zu einem unbedeutenden Ort herabgesunken ist: Bardowiek. Im Dom daselbst liest man die Inschrift, die an das Schicksal des Ortes erinnert: Leonis vestigium, die Spur des Löwen. Wer sinnend Rom durchwandert, wird vieler Orten die Inschrift zu lesen glauben: Vestigia Dei.



Das Land der Griechen

Von Julius Werner.

Uns Deutschen ist wohl außer Palästina kein Land ein solches Ziel heißer Sehnsucht wie gerade Hellas. Zu allen Zeiten gibt es unter unsern Landsleuten viele, die der Iphigenie gleich, das Land der Griechen mit der Seele suchen. Aber wir tragen nicht nur einen Sehnsuchtstraum in unserer Seele, unsere Kultur hat sich mit altgriechischem Geisteswesen vielfach und unauflöslich verbunden. Was unter der Sonne Homers an Kunst und Literatur zu edlen Früchten gereift ist, das ist zum großen Teil unser geistiges Eigentum geworden. Die griechische Sprache kann man nicht eine „tote Sprache“ nennen; sie lebt in zahllosen Worten und Bezeichnungen der modernen Technik, wie ja dies Wort selber griechischen Ursprungs ist. Unsere großen Dichterheroen, Schiller und Goethe, haben in Gedichten und Dramen die Sagen und Gedanken, die Götter und Helden Griechenlands unserm Empfinden nahe gebracht, so sehr, daß dagegen leider die germanische Vorwelt noch im Nebel der Vergessenheit begraben liegt. Deutsche Forscher waren es, die die versunkenen Schätze des griechischen Altertums aus der Erde zu neuem Dasein erweckt haben. Und als die Hellenen im 19. Jahrhundert ihren Befreiungskampf gegen die Türken kämpften, da waren es wiederum vor allem deutsche Sänger, die ihre Harfe auf die neugriechischen Freiheitslieder stimmten.

Aber tiefer noch als in nationaler greift in religiöser

Hinsicht das Griechentum in die christliche Empfindungswelt. Wir Christen vergessen nicht, daß es griechische Sprache und griechische Gedankenformen waren, in die sich das Evangelium Jesu Christi kleidete, und dadurch den Weg zur universalen Weltreligion fand. Der Urtext des Neuen Testaments ist das Griechische. Und was wir im Neuen Testament vom Apostel Paulus über die Griechen lesen, gibt uns ein fesselndes Bild von ihrer Geistesart und mancher Volkssitte. Ich erinnere nur daran, daß der Apostel, der den Griechen ein Grieche ward, das höchste Streben der Christen nach dem Kranz des ewigen Heilsgutes mit dem Ringen der griechischen Wettkämpfer vergleicht. Und uns allen schlägt das Herz höher, wenn wir bei Johannes von der Begegnung der Jünger mit den Griechen hören, die gerne Jesum sehen wollten und die dem Herrn den Anlaß boten zu einem ebenso einfachen wie tiefsinnigen Gleichnis: wir meinen das Gleichnis vom sterbenden und auferstehenden Weizenkorn. Dies Gleichnis spricht nicht nur zu allen Völkern aller Zeiten von der sittlichen Wahrheit, daß Altes vergehen muß, ehe Neues und Größeres hervorgeht und vollbracht wird, sondern diese Veranschaulichung des „Stirb und Werde“ war besonders für die Griechen anziehend, die ja in dem Demeter-Kultus zu Eleusis den allgemein-menschlichen Gedanken vom Sterben und Auferstehen im Bilde der vergehenden und wieder hervorsprossenden Natur darstellten. Nun ist es eigentümlich — aber auch verständlich —, daß sich im Neuen Testament, wo so viel von den Griechen die Rede ist, von ihrer Geistesart und ihrer Volkssitte, sich doch keine Bemerkung findet, die uns das Land der Griechen selber schildert. —

Getrieben von der uns Deutschen und Christen eigentümlichen Griechensehnsucht, wollen wir jetzt das Land schauen, das unsre Seele so oft gesucht und von dem wir alle irgendeine Vorstellung in unserer Phantasie tragen. Auf dem kleinen zur Verfügung stehenden Raume kann ja die Schilderung keine ausführliche sein: kein Gemälde mit breitem Pinsel, nur eine Zeichnung mit Farbstift! Ich hebe aus dem Bilde von Griechenland, wie es sich mir vor zwei Jahren in Frühlingstagen dargeboten, ein paar bezeichnende Züge heraus.

Wir kommen vom Ägäischen Meer und fahren in den Golf von Ägina, zur Linken das schlachtenberühmte Salamis, zur

Rechten Attika, und über dem grünen Vorland in blendendweißem Glanz die Tempelruinen auf der Akropolis. Der erste Eindruck, den wir vom Aussehen Griechenlands und seiner Inselwelt bekommen, ist der richtige. Er verstärkt sich beim Betreten des klassischen Bodens, beim Wandern und Reisen im Innern. Griechenland ist in seiner äußeren Physiognomie ein Bergland. Es war früher auch ein Waldland. Viele von den jetzt kahlen Bergkuppen und Tälern waren im Altertum bewaldet — mit Ölbäumen und Eichen, wie einst die jetzt auch kahlen Berge des Libanon mit Zedern bestanden waren! Griechenland ein Bergland und zwar zum Teil mit Alpencharakter! Wenn man von Korinth am herrlichen Golf von Lepanto entlang fährt, dann grüßen in schweigender Majestät die Schneegekrönten Häupter des Helikon, des Parnass und andere zurückliegende Höhen. Der ganze Peloponnes ist von Gebirgen durchzogen, die sich oft über 2000 m hoch auftürmen. Und das Volk, das in den Bergen haust, ist ein Hirtenvolk. Fast überall begegnet man dem in grobwoiligem Mantel gehüllten Ziegenhirten, der mit seiner Herde über die Halden dahinzieht und auf einem Säulenstumpf rastet, während seine Herde auf den öden Stätten einstiger Pracht und Größe lagert. Gerade dieser grandiose Bergcharakter und das Hirtenleben erklären uns zwei hervorragende Züge im griechischen Volkscharakter, es sind der ernste, heldenhafte Kampfesmut und der nachdenkliche Sinn, wie er sich bei Berghirten unterm gestirnten Himmelszelt entwickelt und Propheten oder Philosophen erzeugt. Wenn wir an manchen Stellen zu hochragenden Felsen emporschauen, deren finstere Wände jäh ins Meer abstürzen, so haben wir im Stein einen Ausdruck und Hintergrund für die gewaltige Tragik, die den schaffenden Dichtergeist der altgriechischen Poeten erfüllt. Aber diese Berge sind doch eben nur ein Zug im landschaftlichen Charakterbild von Griechenland. Wir schauen in Attika auf dem Wege nach Eleusis fruchtbares Ackerland und Rebenhügel. Das ist nicht der herbe Geist der Tragik, der uns umweht, sondern ein frohes Sinnbild der Hoffnung, die Grundlage segensvoller Friedensarbeit. Und diese attische Ebene endet in der Bucht von Eleusis. Gegenüber im Süden das buchtenreiche Salamis; geradeaus die Berge des Isthmus. So erscheint die Bucht von Eleusis wie ein großer Binnensee und weckt bei einiger Phantasie die Erinnerung an den von grünen

Halden und einem Bergkranz umringten See Genezareth. Durch Schillers Gedicht „Das eleusische Fest“ ist uns der altgriechische Kult der Demeter (Ceres) bekannt, die ihre geraubte Tochter nach so leidvollem Suchen wiederfindet und sie jährlich eine Zeitlang behalten darf; dann aber machen immer wieder die Mächte der Unterwelt an die Proserpina ihre Ansprüche geltend. Ceres ist die Allegorie für die Früchte des Ackerbaus; ehe es zur Frucht kommt, muß der Same sterben; um dann hervorzuspriessen. Und das Hervorsprossende ist die Proserpina. Wir erwähnten schon, wie Jesus in seinem Gleichniswort (Joh. 12, 24) eine auf dem Instrument der Griechenseele gleichgestimmte Saite anschlug. Dasselbe kann man von dem Pauluswort an die Korinther sagen, wonach das Verwesliche gesät und das Unverwesliche auferstehen wird (I. Kor. 15, 42). Aber noch auf ein anderes gewiß beachtenswertes Moment möchte ich im Vorbeigehen hinweisen. Der Kult von Eleusis erfreute sich besonderer Beliebtheit. In der trauernden Göttin schlug ein menschliches Mutterherz mit allem Schmerz und aller Freude. Und das führte diese Gottheit aus den olympischen Höhen herab und brachte sie dem sinnenden, menschlichen Gemüte besonders nahe. Der Schmerz, das Opfer der Gottheit zieht die Menschen an. Leute aus der Schule von Professor Drews erblicken in solchen Stimmungen und ähnlichen Vorstellungen die Vorbilder, wonach das Christentum als eine Neuauflage oder künstliche Zusammenfassung heidnischer Religionsideen entstanden sei. Wir urteilen anders. Wir leugnen nicht, daß sich außerhalb des Neuen Testaments Religionsvorstellungen in Sagen und Kulte finden, die zweifelsohne eine innere, psychologische Verwandtschaft mit der christlichen Offenbarung haben. Aber wir meinen, daß das eben zerstreute Wahrheitskeime sind, die im Christentum ihre reine, gottgewirkte Vollendung finden. Und insofern halten wir gerade das Christentum für die Menschheitsreligion, weil die tiefsten Ahnungen des religiösen Menschengesistes, die wir in den verschiedenen Gottesdiensten der Völker wahrnehmen, in Jesus Christus zu einer erlösungsmächtigen Erfüllung gekommen sind. —

Wir erwähnten die schweigenden Bergriesen und die grünen Saatfelder in der Ebene. In beiden Erscheinungen sahen wir den natürlichen Hintergrund für bestimmte Eigenschaften des griechischen Geistes. Indes es fehlt uns noch ein wichtiger Be-

standteil der griechischen Volksseele: das ist der Kunstsinne und die Lebensfreude. Und auch hierfür bietet uns der Griechen Land eine mächtige Grundlage, namentlich wenn wir das mit dem bunten Feierkleid des Frühlings angetane Land grüßen. Der Frühling ist in Griechenland ein Maler, der reiche und brennende Farben auf seiner Palette hat. Der berauschte Frühlingszauber kommt in der Ebene, vor allem auch auf den Inseln, zur vollen Entfaltung. Die französische und italienische Riviera kann sich trotz ihrer stolzen und bunten Pracht nicht messen mit all dem Glanz und Duft des griechischen Hochfrühlings. Ich denke dabei nicht an die blühenden Obstgärten, die Orangen- und Olivenhaine, sondern an all die leuchtenden Blumen, die wie ungepflegtes Unkraut in malerischer Fülle und Abwechslung das Auge erfreuen und mit süßem Hauch die Luft erfüllen. Scharlachrote Levkojen und weißer Iris, violette Glyzinen, flammendrote Geranien, unter Magnolien und Myrten blaue Schwertlilien. Starkduftender Thymian und Kamillen, die aus zerbröckeltem Mauergerstein hervorquellen, veranschaulichen uns die unbezwingbare Naturkraft des Lebens, die stärker und dauernder ist als die Gebilde der Menschenhand. Und in der sonnigen, blütenreichen Frühlingsluft summen die Bienen wie bei uns im Hochsommer. Diese Freudenstimmung in der blühenden Natur ist so sinnbestrickend, daß Emanuel Geibel mit Genugtuung die ernste, blaugrüne Zypresse grüßt, die den traumverlorenen Sinn wieder in die Wirklichkeit zurückruft. „Auch Gruftzypressen trägst du, Korfu, sonst würde, wer hier atmet, nur Rosen pflücken und des Grabes vergessen.“

Und nun die Hauptsache und die Voraussetzung zu diesem duftenden Frühlingsglanz, das ist — die Sonne. Sie, das königliche Tagesgestirn, strahlt vom lichtblauen, wolkenlosen Himmel hernieder. Ihre heißen Strahlen malen den Blütenkelch aus mit glutvollen Farben. Aber Größeres noch wirkt ihr Licht; in ihrem heiteren Glanz entdeckt das Auge die wohlthuenden Linien, die ewigen Gesetze der Schönheit. Die griechische Natur ist die Mutter der griechischen Kunst. Die einfachen Linien des prunklosen dorischen Stils und die ernste Sprache der Tragödien haben etwas vom stillen Ernst des erhabenen griechischen Berglandes. Aber in der dekorativen Kunst und in den lyrischen Liedern der Lebensfreude, die sich zu dionysischen Triumphliedern steigert,

darin atmet und spiegelt sich der heitere Glanz und der berausende Duft des hellenischen Frühlings.

In diesem Lande mit seiner reichgegliederten Küste, seinen natürlichen Kontrasten von gewaltiger Felsenherrlichkeit und blühender Frühlingspracht, seinem Schnee auf den Berghauptern und seinen Myrtenhainen in der Ebene, da mußte sich — im Gegensatz zur Monotonie der asiatischen Hochebene — der Individualismus entwickeln. Und er hat sich in Griechenland in einer Weise entwickelt, die wir als die Quelle seiner Größe und seiner Leiden erkennen. Und darin zeigt sich eine gewisse Verwandtschaft zwischen griechischer und deutscher Volksgeschichte. Der Individualismus wurde die Ursache der staatlichen Ohnmacht und Zersplitterung. In heftigen Parteikämpfen verblutete sich die beste Kraft des Volkes. Aber dieser Individualismus hat im Geistesleben, in Kunst und Literatur, ja auch im religiösen Kult Großes, Unsterbliches geschaffen. Merkwürdig zeigt sich die individualisierende Neigung des Griechenvolkes auch in der Art, wie es seinen religiösen Grundzug ausgestaltete. Wir wissen vom Apostel Paulus, daß er die Athener ein sehr gottesfürchtiges Geschlecht nannte. Und mit Recht. Ganz im Einklang mit dem bekannten Apostelwort, daß „die Männer von Athen gar sehr die Götter fürchten“, sagt der altgriechische Kulturgeschichtsschreiber Pausanias, daß bei den Griechen mehr Ehrfurcht vor den Göttern bestehe als bei andern. Und Jahrhunderte früher nennt der Tragiker Sophokles in seinem Ödipus Athen „unter allen Städten die frömmste“. Und dieser gottfürchtende und gottverehrende Geist findet seinen individuellen Ausdruck in einer unendlichen Fülle von gottesdienstlichen Stätten, deren Reste über das ganze Land zerstreut sind, so daß heute überall der Fuß des Wanderers an einen Tempelstein stößt. Und dabei liegt ein großer Trümmerteil von Kunst- und Kultusstätten gar nicht einmal auf der Erde, sondern unter der Erde. Aber man gewinnt doch heute noch ein starkes Empfinden davon, wie der gottfürchtende Sinn der Altgriechen die Berge, Quellen, Wälder, Täler, Flüsse mit Göttern besiedelt, belebt hatte. In dem Rauschen der Wellen erklang den Hellenen die Stimme des Meerergottes und im Glanz der Sonne leuchtete ihm das Angesicht des Lichtgottes. Was ist das alles aber anders als ein polytheistischer, verworrener Ausdruck für die ahnungsvoll gefühlte Wahrheit, die der königliche Prophet des Alten Bundes

ebenso schlicht wie gewaltig mit dem Lobpreis zum Bewußtsein bringt: „Alle Lande sind seiner Ehre voll.“

Wir haben bisher verschiedene Stimmungstöne angeschlagen; wir wollen sie nun zusammenfassend in einem Akkord ausklingen lassen, indem wir einen Besuch in Korinth und Athen schildern.

Wir beginnen mit dem Besuch von Korinth, der Stadt, die für jeden Christen durch die einstige Wirksamkeit des Apostels Paulus dortselbst einen vertrauten Klang hat. Die Bahn von Athen führt uns heute durch die schöne, fruchtbare, grüne Ebene nach Eleufis, deren gerundete Bucht, wie schon erwähnt, den Eindruck von einem stillen Bergsee hervorruft. Dann steigt die Bahn an Bergwänden hoch und man schaut in schwindelnde Tiefen hinab, auf das glänzende Meer hinaus. Auf dem Isthmus, der weltbekannten Landenge, die den Peloponnes mit dem griechischen Mittelland verbindet, überfahren wir auf hoher Eisenbahnbrücke den im Jahre 1893 eröffneten Kanal von Korinth. Er ist ein gradliniger, 6 km langer und 22 m breiter Wasserstreifen zwischen engen grünen Bergwänden. Auf den Höhen ringsum stehen zahlreiche Kiefern, späte Nachkommen von „Poseidons Fichtenhain“. Und nun: Station Korinth! Das heutige Korinth ist ein Dorf. Wir steigen in dem einzigen besseren Gasthaus, dem Xenodochion, ab. Der gewandte, fremdenbeflissene Wirt führt natürlich einen klassischen, hochklingenden Namen, der an die Heldenzeit des Altertums erinnert. Allein seine Geschäftskunde mutet uns sehr modern an. Nach kurzer Rast wandern wir eine halbe Stunde weit nach der Trümmerstätte des alten Korinth. Die eigentliche alte Griechenstadt dieses Namens ward bekanntlich schon von den Römern zerstört. Rasch aber erblühte aus diesen Ruinen neues Leben, und es erstand in größerem Glanz als je zuvor das griechisch-römische Korinth. Es war eine große Handels- und Seestadt, Regierungssitz mit großer Garnison. Vor den Toren dieser Stadt üppigen Reichtums aber zugleich großen Sittenlosigkeit fanden die großen Wettspiele statt, auf die der Apostel Paulus Bezug nimmt. Aber was ist aus dieser berühmten Stadt geworden? Was wir heute sehen, ist ein regelloser Trümmerhaufen, übrigens von sehr mäßigem Umfang. Erst neuerdings scheint man die Ausgrabungen planmäßig vorzunehmen und einigermaßen Ordnung in das Trümmerchaos zu bringen. Viel merkte man indes noch nicht davon. Als wir dort waren,

hatte sich der unvermeidliche Ziegenhirte dort zur Siesta niedergelassen, während die Geißböcke kühn über die Reste der Marmorsäulen kletterten. Was äußerlich jedem Besucher auffällt, ist, daß mit Ausnahme einer einstigen glänzenden Brunnenanlage so gut wie nichts von der Stilart und den Ornamenten zu sehen ist, die nach dieser Stadt benannt sind. Die Trümmer des Apollotempels, der schönsten Ruine, zeigen nicht den korinthischen, sondern den dorischen Stil. Wohl noch phantasievoller als der Anblick von Kühen und Ziegen zwischen den geborstenen Tempelsäulen war der Vertrieb einer Ansichtskarte, welche das photographische Bild eines noch gar nicht ausgegrabenen Tempels zeigt. — Noch weniger als von dem korinthischen Säulenschmuck sehen wir von der Rebe, deren getrocknete Trauben die Korinthen liefern. Dieser kleintraubige Weinstock, der früher hier bodenständig war, hat an anderen Orten, besonders in der Umgebung von Patras eine neue Heimat gefunden. Das Herrlichste aber und was sich der Erinnerung eines jeden Besuchers von Korinth unauslöschlich einprägt, ist doch der Ausblick auf Akrokorinth, dem einstigen Burgberg von Korinth. Diese Feste, auf der die Venezianer Verschanzungen angelegt hatten, beherrscht den Isthmus und bietet den schönsten und weitesten Rundblick in ganz Griechenland. Dieses griechische Belvedere ist heute ein verlassener, mit Trümmern gekrönter Fels, der sehr lebhaft an den Hohentwiel, die aus dem Ekkehard bekannte Felsenfestung, erinnert. Zu Ehren der ersten Diakonisse Phöbe, die für die Gemeinde Großes leistete, ohne das Frauenstimmrecht zu haben, fuhren wir nach dem einstigen Kenchreä, heute einem kleinen ruhmlosen Fischerdorf.

Was man von Griechenland, seinen Bergen und Tempeln, seiner Kunstgeschichte im allgemeinen sagen kann, findet auf Athen mit seiner Umgebung und seiner in den Ruinen dargestellten Geschichte besondere Anwendung. Athen war im Altertum das schlagende Herz, der geistige Mittelpunkt des Landes; heute ist es, wenn auch in anderer Weise, ebenso. Rein äußerlich betrachtet, hat die unter türkischer Herrschaft verfallene Stadt nach den Befreiungskriegen einen unaufhaltbaren Aufschwung genommen. Das Wachstum in den letzten Jahrzehnten gleicht dem der modernen Städte in Westeuropa. Im Jahre 1870 zählte man 45000 Einwohner, heute sind es über 150000. Im Gegensatz zu Rom, wo man in der „ewigen Stadt“, trotz aller Verheerungs-

stürme, die darüber hingegangen sind, doch den Eindruck eines gewissen Zusammenhangs mit der Vorzeit hat, klafft in der Griechenhauptstadt in störender Disharmonie eine Kluft zwischen den Resten der Antike und dem modernen Athen. Vergangenheit und Gegenwart stoßen ganz unvermittelt aufeinander. Auch scheint der neuzeitliche Kaufmann auf der Hermesstraße und der Themistoklesstraße wenig von dem Göttersinn und Heldengeist zu haben, obwohl alle Athener, namentlich die nicht imponierend aussehenden Jünglinge, sich als Erben der Vaterlandsretter, Philosophen, Helden und Künstler fühlen. Wenn auch nicht berechtigt, so erscheint doch dies Gefühl verzeihlich; denn in dieser Stadt, die zwischen dem Lykabettos, dem heutigen Berg des Heiligen Georg, und der Akropolis, dem Berg der Göttin der Kraft und Kunst eingebettet daliegt, klingen die Geisterstimmen einer vergangenen Welt voller Schönheit ohnegleichen. Sie klingen hinein in das moderne Straßenleben, das großstädtisch und doch auch wieder ländlich, griechenländlich ist. Sollte man glauben, daß in der Residenz des Volkes der Hellenen in den Straßen noch die Ziegen herumlaufen und auf der Straße gemolken werden? Das ist noch ein Stück Alt-Athen. Übrigens muß das älteste Athen, zu Füßen der Akropolis, aber auf der entgegengesetzten Seite als Neu-Athen gelegen, ein Dorf in des Wortes kümmerlichster Bedeutung gewesen sein. Wie die Ausgrabungen beweisen, waren die Wohnhäuser wohl nur bessere Schlafstellen. Das der Öffentlichkeit gewidmete Leben der Männer spielte sich auf den Plätzen und in öffentlichen Gebäuden ab, in denen sich die Baukunst betätigte. Im Athen der Glanzzeit wird sicherlich auch ein für unser Gefühl befremdlicher Gegensatz zwischen der Pracht der Tempel- und Staatsgebäude und dem Wohnhaus des Bürgers oder Beisassen bestanden haben. Ein anderer Gegensatz zwischen dem Privaten und Öffentlichen tritt uns noch entgegen in dem Verhältnis zwischen Wohnhaus und Grabstätten. Die letzteren waren außerordentlich kunstvoll und reich an bildnerischen Darstellungen. Die neueren Ausgrabungen haben Bildwerke in Stein von edelster Formenschönheit zutage gefördert. Aber die „Gräberstraße“ spricht nicht nur von Gesetzen der Schönheit. Die Darstellungen gewähren uns einen Einblick in das sozial-ethische Empfinden und in das Gemütsleben. Die Darstellungen enthalten Abschiedszenen. Doch merk-

würdig: es handelt sich um das Scheiden von Vater und Sohn; der Freund trennt sich wehmutsvoll vom Freund. Aber soweit ich sehen konnte: nicht ein einziges Abschiednehmen von Mann und Frau! Sodann ist der herrschende Zug in den Skulpturen die Trauer, aufgefaßt als heroisch zu tragende Wehmut. Es fehlt der sieghaft-frohe Ausdruck der Hoffnung! Wohl Scheiden, aber kein Wiedersehen!

Es scheint uns in der Sache begründet zu sein, daß eine Reisekizze über Griechenland den geschichtlichen Anstrich nicht vermeiden kann. Die Größe des Volkes liegt eben in der Vergangenheit. Ob die neugriechische Kirche, die sehr eifrige Glieder und Diener hat, die an Glaubensernst und Wissenschaftlichkeit den Klerus der sog. griechischen Kirche in Rußland weit übertreffen, dazu beitragen wird, das Griechenvolk einer besseren Zukunft entgegen zu führen, bleibt abzuwarten. Jedenfalls hat der griechische Geist im apostolischen und nachapostolischen Zeitalter mit seiner Wissenschaft und Kultur dem Christentum Probleme gestellt, mit deren Lösung auch wir uns noch zu beschäftigen haben. Ein solches Problem ist das Verhältnis von Religion und Kunst. An diesen Gegenstand möchte ich zum Schluß eine kurze Betrachtung anschließen. Ich habe sie in der Hauptsache am Abend des 26. April 1909 auf dem Areopag niedergeschrieben, nachdem ich mit meinem Reisegefährten an dieser biblisch-klassischen Stätte, die sich uns heute als eine nackte Felsplatte darstellt, die dort vom Apostel Paulus gehaltene Rede an die Athener gelesen hatte.

Es war ein entzückender Tag, der zur Neige ging. Noch leuchtete der attische Hochfrühling in seiner ganzen Pracht. Silber glänzten die mattgrünen Ölbäume, mit deren Pflanzung sich einst Athene als die größere Wohltäterin im Vergleich zu Poseidon erwiesen hatte, der dem Lande die Quellen und die Rosse gab. Und die ehrwürdigen dunklen Zypressen verliehen zur lichten Anmut den herben Ernst. Das Himmelsblau spiegelte sich im Meeresblau. Und als des Helios Sackel sich zum Okeanos niedersenkte, da wandelte sich die lichtblaue Flut in das purpurfarbene Meer. Von fern her grüßte die Bucht von Salamis mit ihrer sieghaften Erinnerung. Kühne und edle Konturen zeigten die Berge, die die Hauptstadt von Hellas, das an Schicksalen und Ehren reiche Athen zu Füßen der Akropolis wie schützende Mauern

umgeben. Aber ob das Auge auch mit seligem Entzücken in die Ferne schweifte, es wurde doch vor allem gebannt durch die Zauber, die die Tempelruinen auf der Akropolis umschwebten. Und da kam der Gedanke an den Heidenapostel, der hier auf dem Areshügel stand und den neuerungsfüchtigen Athenern und den suchenden Philosophen das Evangelium verkündigte. Sah nicht auch Paulus diese Naturpracht, fiel sein Blick nicht auch auf Parthenon und Erechtheion? Und wenn Athen auch nicht mehr auf der weltgeschichtlichen Höhe stand, die großen Kunstdenkmäler aus der Glanzzeit des Perikles versetzten doch alle hellblickenden Geister in Staunen und Bewunderung.

Aber Paulus?

Redet er ein Wort, aus dem reine, hohe Kunstfreude klingt? Nein. Rühmt er in schwungvollen Wendungen die Naturpracht? Nein. Der Apostel schweigt von der berauschenden Natur- und Kunstherrlichkeit. Ist das Schweigen an dieser Stätte nicht be-
redet? Will er nichts wissen von einer edlen Kunst, deren Werke heute noch nach Jahrtausenden den Beschauer mit Begeisterung erfüllen? Gibt der Apostel denen recht, die in engherziger Befangenheit die Kunst als Teufelswerk verurteilen? Ist es richtig, was die Gegner des Christentums sagen: Die Religion des Kreuzes habe eine Welt von Schönheit und Leben begraben und auf deren Grab eine kraftlose, blutleere, phantasielose Kultur entstehen lassen? Fast scheint es so. Namentlich wenn man bedenkt, daß der Apostel beim Anblick der Tempel, Statuen und Altäre nicht in Jubel ausbricht, sondern in seinem Geist ergrimmt. (Apostelgesch. 17, 16.)

Doch wir müssen das Schweigen und den Grimm des Apostels recht verstehen. Und das kann ja nicht so schwer sein.

Gewiß, Paulus hat in der Metropole der Kunst keine künstlerischen Werte, keine Worte von ästhetischem Klang geprägt. Er schweigt von dem Verhältnis zum Schönen, weil seine Seele aufs tiefste bewegt ist von der Macht des Ewigen, Heiligen, Wahren. Das Grundverhältnis der Seele zu Gott beschäftigt ihn, beschäftigt ihn ausschließlich. Er will in einer Welt glänzender Irrtümer der Wahrheit zum Siege verhelfen. Er will seinen Hörern in die Seele prägen, was sie retten und zum Frieden führen kann. Und vor dem Sonnengedanken des Seelenheils erbleichen die Sterne der Kunstfreudigkeit. Was die Menschen ewig rettet,

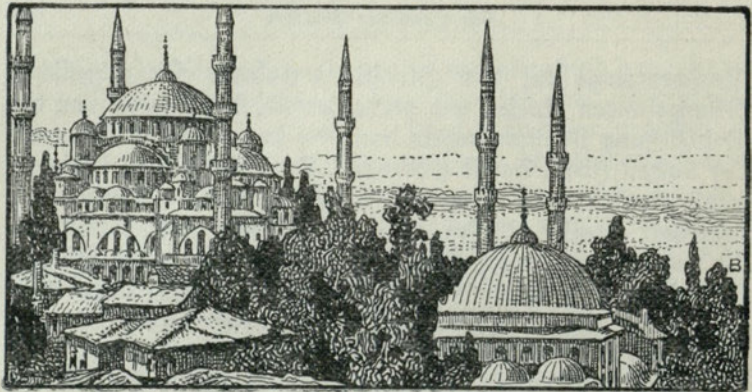
steht ihm unendlich höher, als was sie vorübergehend begeistert. Wohl ist die Natur prächtig. Aber was hilft die Naturpracht, wenn der am Irdischen haftende Mensch über der genießenden Betrachtung des leuchtenden Himmels und der blühenden Erde den vergißt und verliert, der Himmel und Erde geschaffen hat? Gewiß, man kann Gott in der Natur finden; aber eigentlich ist's mehr ein Wiederfinden, wenn man Gott schon im Herzen trägt. Und die Kunst? Gewiß, sie kann die Sinne zu Gott erheben, wenn sie von Gott erleuchtet ist. Aber der wahre Gott war ja den kunstfrohen Athenern eine unbekannte Größe geblieben. Die Kunst stand im Dienste des heidnischen Staates und des Götterkultus. Gerade diese Verquickung von Kunst und Heidentum machte dem apostolischen Verkündiger des Christentums eine Würdigung der Kunst unmöglich. Ein verständnisvolles Eingehen auf die gegnerischen Ideen, wie es bei uns Modernen geradezu Mode ist, würde die Stoszkraft der apostolischen Beweisführung nur geschwächt haben. Und dann dürfen wir nicht übersehen, daß damals die sozialen und sittlichen Nachteile, die sich mit Kunst und Kultus verbanden, dem Apostel unmittelbar vor Augen standen, während wir Modernen die gähnenden Abgründe hinter den leuchtenden Gipfeln nicht so unmittelbar sehen. Der Apostel sah hinter dem Marmorgetäfel und dem Edelmetall den sozialen Schmutz und Moder. Wenn wir in Hellas und Oberägypten die Monumentalbauten sehen, so verdirbt uns wohl kaum die Freude ästhetischen Genießens der Gedanke, daß die Errichtung solcher Kunst- und Riesenwerke nur möglich war durch die grausamste Ausbeutung der Sklaven, der menschlichen Maschinen. Der Apostel aber sah schärfer. Er sah mit dem Auge sozialer Sympathie. Auch hatte er ein feineres Gehör. Er hörte in dem dionysischen Jubel, der aus dem Theater des Bacchus heraufklang, das Schluchzen friedloser Seelen. Wie konnte er, dessen Geist ganz mit der Erlösung der Menschen aus dem Banne der Selbstsucht und des brutalen Sinnengenußes beschäftigt war, damals zur ruhigen Würdigung der Kunst und Natur kommen? Vor dem um seine Existenz kämpfenden Christentum verschwand alles Ästhetentum.

Aber darf man aus dem Schweigen des Apostels auf Befürwortung eines kunst- und poesielosen Radikalismus schließen? Während ich diese Zeilen niederschreibe, wogt eine tausendköpfige

Menschenmenge auf dem „Konstitutionsplatz“. Die athenischen Zeitungsjungen schreien und verkaufen die Extrablätter von der Einschließung Konstantinopels durch die jungtürkischen Truppen. Der Sultan Abdul Hamid gefangen? Der Jildis-Palast in Flammen? Beginnt eine neue Ära? Diese Fragen beschäftigen die fieberhaft erregten Massen. Doch ich gehe hier nicht darauf ein. Ist mein Schweigen ein Beweis für das Fehlen von politischem Interesse und Verständnis? Ich schweige von diesen Vorgängen, obgleich sie aktuell sind, weil meine Gedanken gerade jetzt nach einer ganz anderen Seite sich wenden.

Nein, daß der Apostel auf dem Areopag im Anblick der Naturherrlichkeit und der berausenden Kunstpracht kein begeisterndes Wort für die Kunst findet, ist noch lange kein Beweis dafür, daß das Christentum dem Kunst- und Naturgenuß grundsätzlich ablehnend gegenübersteht. Wohl aber zeigt das Verhalten des Apostels, daß, wenn es sich um die höchste Frage des inneren Lebens handelt, die Religion die ausschließliche Vorherrschaft beansprucht, und daß die Kunst an sich niemals die Religion ersetzen, wohl aber eine gottverlassene Kunst das Gottesverhältnis stören und verderben kann. Ist aber durch das lebendige Christentum das Grundverhältnis der Seele zu Gott fest und gesichert, dann ist die Voraussetzung für eine gerechte Würdigung der Kunst gegeben. Eine Kunst, die ihre schönsten und edelsten Blüten unter dem Geistes- und Sonnenstrahl des Christentums entfaltet, vermag die rauhe Wirklichkeit mit dem Goldglanz der Phantasie zu verklären, das höhere Leben zu weihen und Freude ins Dasein zu bringen. Diesem Verhältnis von Religion und Kunst entspricht ja wohl auch das Wort des Apostels: „Alles ist euer; ihr aber seid Christi!“

In diesem Apostelwort finden wir auch den rechten Maßstab für die Bewertung des geistigen Ertrags naturfroher, kunstfroher Reiseindrücke.



Konstantinopel

Von D. Ludwig Schnellerr.

Wie ein leuchtendes Dreigestirn erheben sich am Mittel-ländischen Meer die drei Städte, die man wegen ihres unvergesslichen Einflusses auf die Weltgeschichte die ewigen Städte genannt hat: Jerusalem, Rom, Konstantinopel. Der dritten von ihnen wollen wir heute einen Besuch abstatten. An der Stelle Konstantinopels hat zwar schon in vorchristlicher Zeit jahrhundertlang die Stadt Byzanz gestanden. Aber zu ihrer weltbeherrschenden Bedeutung wurde die Stadt erst erhoben, als Konstantin der Große nach seinem großen Siege auf der asiatischen Seite Konstantinopels über Licinius, bei dem heutigen Haidar Pascha, die Alleinherrschaft über das römische Weltreich errungen hatte. In froher Begeisterung erhob er damals das alte Byzanz zur Hauptstadt der Welt und nannte es, da es an die Stelle des verlassenen alten Roms treten sollte, Neu-Rom. Der Volksmund und die Geschichte haben aber bald diesen Namen beseitigt und in dem Namen Konstantinopolis dem ersten christlichen Kaiser das glänzendste unvergängliche Denkmal gesetzt.

Konstantinopel liegt auf einer wundervollen Halbinsel, die, vom Marmarameer, Bosphorus und Goldenen Horn von drei Seiten vom Meere umschlossen, auf das nahe Asien hinüberschaut. Will der Fremde einen ersten Überblick über die Stadt gewinnen, so steigt er am besten auf den berühmten alten Turm von Galata, der nördlichen Vorstadt Konstantinopels, hinauf. Da liegt

das ganze gewaltige Stadtbild vor unsern Augen ausgebreitet. Imponierend ragen die großen Moscheen hervor. Zur Rechten über dem alten Quartier der Fanarioten die Selemije, links bei dem anderthalb Jahrtausende alten, dunkel aus dem Häusermeer hervortretenden Aquädukt des Kaisers Valens die Mehemedije, dann die majestätische Moschee Suleimaije mit ihren vier Minaretten, gerade dem Beschauer gegenüber die Nâri Osmaije, weiterhin die von sechs Minaretten überragte Achmedije. Am weitesten zur Linken steht die altehrwürdige Aja Sofia, der Traum und die Sehnsucht aller orientalischen Christen, und an der äußersten Ostspitze der Halbinsel, da, wo das Goldene Horn mit dem Bosphorus zusammentrifft, das Serai, wo einst die Kaiserpaläste standen, von denen aus die Befehle in die ganze Welt hinausgingen.

Hier oben begreift man, warum Konstantin im Jahre 330 seine Residenz auf diesen einzig schönen Punkt der Erde verlegte. Die unvergleichliche Schönheit der Lage, die seither auf so viele Völker immer wieder einen unwiderstehlichen Reiz ausgeübt hat, vereinigte sich mit den Vorzügen eines beherrschenden Welthandelsplatzes und mit der schier uneinnehmbaren Festigkeit des mächtigsten Waffenplatzes am ganzen Mittelmeere.

Um einen zusammenfassenden Eindruck von den wunderbaren Umgebungen der Weltstadt zu erhalten, machen wir eine Fahrt durch den Bosphorus, jene viel umstrittene Wasserstraße, die das Marmarameer mit dem Schwarzen Meer verbindet. Seit uralten Zeiten stand hier auf beiden Ufern, dem europäischen und dem asiatischen, Ortschaft an Ortschaft. Es ist eine der schönsten Fahrten, die man machen kann: Gärten auf den Höhen, Städte und Dörfer in der Tiefe, Villen an den Hängen, von Pinien und Zypressen überschattet. Unser Schiff fährt an den großartigen Sultanspalästen Tschiragân und Dolma Bagtsche vorüber. Auf der Höhe sieht man den gewaltigen Palastbezirk von Nildis Kiosk daliegen. Dann gleitet Ortschaft an Ortschaft an unseren Augen vorüber. An der engsten Stelle des Sundes ragt Kümeli Hissar, das zinnengekrönte Schloß der alten Sultane, auf der europäischen und Anadoli Hissar auf der asiatischen Seite empor. Therapia mit seinen schönen Pinienwäldchen und schattigen Alleen, einst der Sitz der berühmtesten Fanariotengeschlechter, der Npsilanti, Kalimachi und anderer, erregt als Sommer-

residenz der europäischen Botschafter unsere besondere Aufmerksamkeit. Die interessanteste Stelle ist die enge Durchfahrt zwischen Rümeli Hissar und Anadoli Hissar, wo einst der Perserkönig Darius die Brücke von Asien nach Europa schlagen ließ, um seine 700 000 Mann über den in reißender Strömung brausenden Sund hinüberzuführen.

Unser Schiff legt wieder in Konstantinopel an der Schiffsbrücke, der sogenannten Neuen Brücke, an. Das ist ein belebtes Volksbild, das sich uns auf dieser wichtigsten Verkehrsader zwischen Stambul und Pera bietet, während wir mit dem Menschenstrom nach Stambul hinübergehen und uns durch die engen Gassen zu dem berühmten großen Basar von Konstantinopel führen lassen. Dieser Basar bildet einen genau begrenzten, durch elf des Nachts verschlossene Tore zugänglichen Stadtteil mit labyrinthartigen Gängen und Gassen. Wo wir uns auch hinwenden mögen, überall bietet sich uns dasselbe fesselnde, an Überraschungen reiche Bild. Es ist nicht möglich, dieses Tausenderlei von orientalischen Szenen des türkischen Basarlebens mit seinen bunten, ewig wechselnden, vielfach auch belustigenden und fast phantastischen Erscheinungen zu schildern. Die Straßen sind hier überwölbt. Das Tageslicht fällt nur gedämpft hinein, was dem Ganzen etwas Gemütliches und Trauliches gibt. Rechts und links sieht man in die offenen Kaufbuden hinein, deren der Basar mehr als 3000 hat. Drinnen sitzen behäbige Türken mit langen Bärten und breiten Turbanen phlegmatisch da und warten ruhig, bis ihnen Allah einen Käufer sendet.

Im Innern der Buden, hinter denen sich oft weite Verkaufs- und Lagerräume öffnen, kann man alles finden, was das Herz begehrt: die Erzeugnisse des Morgen- und Abendlandes, Parfümerien, Eß- und Zuckerbäckerwaren, bunte Kastane, gold- und silberbestickte seidene Tischdecken aus Damaskus, reizende orientalische Schmucksachen der Goldschmiede, Kattunwaren, bunte Kopf- und Taschentücher, Waffen, Sättel, kurz alles in buntem Durcheinander. Die türkischen Handwerke, die vielfach in eigenen Gassen vereinigt sind, sieht man überall im Betriebe. Da sind die Kupferschmiede, die Zeltmacher, die Sattler, die Schuster mit ihren niedlichen goldgestickten Schuhen und Pantoffeln, die Gold- und Silberschmiede, die Steinschneider, welche Siegelringe anfertigen, die Schreiber, die dem Schreibunkundigen für ein paar

Pfennige Briefe schreiben, die Barbieri, die den Kopf ihres Opfers auf dem Schoß oder zwischen den Knien halten und ihn abrasieren und dergleichen.

Unendlich mannigfaltig sind die Erinnerungen, die sich an den Boden Konstantinopels heften. Was für Interessen man auch verfolgen mag, ob weltgeschichtliche, kirchengeschichtliche oder kunstgeschichtliche, man wird überall auf seine Rechnung kommen. Uns soll bei unserm Gang durch das gewaltige Häusermeer von Konstantinopel im wesentlichen die Kirchengeschichte als Leitfaden dienen.

Wir beginnen an der Seraispitze, wo einst Konstantin der Große seinen Palast gehabt hat, am äußersten östlichen Ende der Halbinsel, auf der Konstantinopel liegt. Wenn wir vom Basar dorthin gelangen wollen, kommen wir vorbei an der sogenannten verbrannten Säule, einem ehemaligen Denkmal Konstantins, das zwar, vom Blitze getroffen, nur noch eine Ruine darstellt, aber doch noch an den großen Begründer der Stadt erinnert. Damals, als die Säule errichtet wurde, gekrönt mit einer Bronzestatue des Kaisers in Gestalt des Sonnengottes, strahlte die zur Macht gelangte christliche Kirche in den ersten Tagen ihres Glanzes. Die Zeit der blutigen Verfolgungen war vorüber. Kirche auf Kirche wurde erbaut. Kreuze schimmerten über der ganzen Hauptstadt. Die Sonne kaiserlicher Huld lag auf der weltumwandelnden, ernstesten Gründung des schlichten, mit dem Dornenkranz gekrönten, alle Pracht und Macht der Welt für seine Sache ablehnenden Nazareners. Aber kaum waren die Verfolgungen vorüber, da begannen furchtbare Glaubensstreitigkeiten die Christenheit zu erschüttern. Der Mittelpunkt derselben war Konstantinopel. Zum ersten Male berief der Kaiser ein Konzil aller Bischöfe der Welt in das drüben in Kleinasien benachbarte Nizäa, um den Wortlaut des christlichen Glaubensbekenntnisses festzustellen. Es war ein schönes Bekenntnis, das die Bischöfe von Nizäa abfaßten. Luther hat recht, wenn er davon sagt: „Es ist seit der Apostel Zeit in der Kirche des Neuen Testaments nichts Wichtigeres und Herrlicheres geschrieben worden.“ Es ist auch das einzige Glaubensbekenntnis, das heute noch allen christlichen Kirchen gemeinsam ist, während das sogenannte apostolische Glaubensbekenntnis der orientalischen Kirche immer fremd geblieben ist.

Aber gerade an diesem Bekenntnis entzündete sich immer von neuem der Kampf der Geister. Und hier zeigte sich zum erstenmal, wie verhängnisvoll es war, daß die weltlichen Kaiser das Kirchenregiment auch in Sachen des Glaubens an sich genommen hatten. Dadurch hat sich jene verderbliche Macht gebildet, die man seither mit Recht als Byzantinismus in der Kirche immer wieder verurteilt hat. Je nach der Stellung der verschiedenen Kaiser wurde der nizänische Glaube bald auf den Thron gesetzt, bald in Acht und Bann erklärt.

Daran erinnert uns auch der Aquädukt des Kaisers Valens, an dessen hochragenden Bogen wir vorbeikommen. Auf mächtigen Arkaden führt dieser Aquädukt über die Talsenkungen der Siebenhügelstadt das Trinkwasser Konstantinopels. Die Bogen spannen sich in zwei Stockwerken hoch über die Gassen, und bilden, mit Efeu und andern Schlinggewächsen grün bekleidet, eines der stolzesten und anmutigsten Bilder der Hauptstadt.

Gerade dieser Kaiser Valens, unter dem die Völkerwanderung begonnen hat, brachte unabsehbare Wirren über die junge Kirche. Die in Nizäa unterlegenen Arianer, welche die Gottessohnschaft Jesu ablehnten, wußten seine Gunst zu gewinnen. Und nun begannen sie in Konstantinopel und im ganzen Reiche eine grimmige Rache an den Bekennern des nizänischen Glaubens zu nehmen, und suchten denselben, geführt von den Hofbischöfen, mit Stumpf und Stiel auszurotten.

Es gibt in Konstantinopel einen Platz, der durch jene Zeiten besonders denkwürdig geworden ist. Es ist eine kleine, von den Fremden fast nie besuchte Moschee, die Moschee Mohammed ausschaut. Durch einige Seitengäßchen gelangen wir dorthin. Paschas, deren achteckiges Minarett zum Marmarameer hinausschaut. Durch einige Seitengäßchen gelangen wir dorthin. Zwischen grünen Bäumen und dunkeln Zypressen fast versteckt, finden wir das kleine mohammedanische Heiligtum in einer Gasse, die zum Meere hinabführt. Die Moschee, vor welcher sich ein lauschiger, von Bäumen überschatteter Vorhof mit einem Springbrunnen befindet, war ehemals die berühmte Kirche der heiligen Anastasia. Als der nizänische Glaube im ganzen Reiche in Acht und Bann getan war, scharten sich die wenigen Bekenner des alten Glaubens um dieses kleine Kirchlein. An ihrer Spitze stand der berühmte Gregorius von Nazianz, einer der Großen der Kirchengeschichte, dem die Nachwelt den Beinamen des Be-

kenners gegeben hat. Hier an dieser halbvergessenen Stätte sammelte er in steter Gefahr vor den Überfällen der arianischen Gegner, zuweilen mitten im Gottesdienst von bewaffneten Scharen des Pöbels und der Mönche überfallen und mißhandelt, die wenigen Getreuen in seiner bescheidenen Hauskapelle und schüttete das Füllhorn seiner Beredsamkeit und seines gewaltigen Geistes über das verschüchterte Häuflein aus. Niemals zweifelte er daran, daß der wahre Glaube, wenn auch hundertmal totgesagt, so gewiß wieder auferstehen werde, wie der Heiland am dritten Tage nach seinem Kreuzestod.

Von dieser erinnerungsreichen Stätte gehen wir an der reizenden Bajesidmoschee, mit ihren Tausenden von zahmen Tauben, die in dem marmornen Moscheehof das Futter aus den Händen der Leute picken, hinüber zu der gewaltigen Moschee Mohammeds des Eroberers. Der imposante Bau, welcher der Aja Sofia nachgebildet ist, vereinigt um seine großartige Kuppel her eine Menge von zugehörigen Gebäuden, Volksschulen, Volksküchen, Hospitälern, Pilgerherbergen, und ist eine der großartigsten Leistungen der Osmanen auf dem Gebiete der Baukunst. Was uns an dieser erhabenen Moschee besonders fesselt, das sind wiederum die kirchengeschichtlichen Erinnerungen. Denn sie steht genau auf der Stelle der ehemaligen „Apostelkirche“, die einst im Leben der Hauptstadt nächst der Aja Sofia die bedeutendste Rolle gespielt hat. Es war die glanzvolle Hofkirche, wo an den hohen Festen der Kaiser mit den Großen des Reiches zum Gottesdienste zu erscheinen pflegte. In dieser Hofkirche wurde der endgültige Triumph des nizänischen Glaubens besiegelt. Als Kaiser Valens am Anfange der Völkerwanderung im Jahre 378 in der Schlacht bei Adrianopel sein Leben verloren hatte, bestieg Theodosius der Große den Kaiserthron. Am Weihnachtsabend des Jahres 380 zog er in Konstantinopel ein und proklamierte sofort den nizänischen Glauben als den rechten Glauben der christlichen Kirche. Die arianischen Bischöfe, die 40 Jahre lang Herrscher aller Kirchen der Stadt gewesen waren und im Besitze der Macht so stolz und rücksichtslos gewaltet hatten, mußten Konstantinopel eiligst verlassen. Der Kaiser aber ließ den so lange verachteten und verfolgten Gregorius von Nazianz aus seiner kleinen Anastasiakirche holen, geleitete ihn mit großem Gefolge in eigner Person hierher zur Apostelkirche und übergab

ihm diese prächtigste Kirche der Stadt mit den Worten: „Diesen Tempel übergibt dir Gott durch unsere Hand als Lohn für deine Mühe.“ Im folgenden Jahre 381 ließ er durch das zweite ökumenische Konzil von Konstantinopel das Glaubensbekenntnis von Nizäa erneuern.

In derselben Kirche begann etwa 20 Jahre später der berühmte Johannes Chrysostomus als Patriarch von Konstantinopel seine großartige Tätigkeit. Seine Selbstlosigkeit war nicht geringer als seine hinreißende Beredsamkeit. Mit einem Jahreseinkommen von einer halben Million, das er ganz an die Armen verteilte, setzte er hier inmitten der prunkvollen, üppigen Weltstadt sein gewohntes Leben strengster, mönchischer Enthaltbarkeit fort. Wenn er in den bischöflichen Prachtgewändern hier irgendwo an einer Stelle der heutigen Moschee auf seiner Kanzel der Apostelkirche stand, ahnten nur wenige, daß er darunter das rauhe, härene Mönchshabit trug. Der auf seiner Kanzel vom Beifallklatschen der Zuhörer umrauscht, gefeierte Prediger strafte aber auch die Sünden der Vornehmsten und Mächtigsten, auch des kaiserlichen Hofes, mit rücksichtsloser Strenge. Hierüber erbittert, setzte endlich die Kaiserin Eudogia seine Verbannung in die unwirtlichen Gegenden des Kaukasus durch. „Gott sei gelobt für alles! Das Gegenwärtige ist nur Wanderschaft, droben ist das Vaterland,“ mit diesen Worten ergriff er ruhig seinen Wanderstab und starb unterwegs einsam in der Fremde.

Von der Moschee Mohammeds des Eroberers wandern wir durch ein Gewirre von Gassen nach dem Westen der Stadt, um die gewaltigsten Bauüberreste der alten Zeit kennen zu lernen, die Festungsmauer, mit der die byzantinische Kaiserstadt nach der europäischen westlichen Seite abgeschlossen war. Im Süden und Norden wurde die Stadt vom Meere, im Westen durch diese Mauern geschützt und bildete so ein von allen drei Seiten wohlverwahrtes Dreieck. Die Mauern ziehen sich vom südlichen Marmarameer bis zum nördlichen Goldenen Horn sieben Kilometer lang über Berg und Tal. Namentlich am Marmarameer stehen noch gewaltige, von wildem Efeu gefleckt überwachsene Türme, die Türme von Jedikulé. Es sind große Erinnerungen, die diese altehrwürdigen Mauern und Türme umschweben, und kaum irgendwo ergreift einen mit solcher Gewalt der Geist der Geschichte. Barbaren jeder Art, Ungarn, Bulgaren, Türken haben

sich jahrhundertlang an diesen Eisenmauern die Köpfe eingerannt.

In nördlicher Richtung folgen wir dem Laufe der dreifachen Stadtmauern, die sich mit ihren trozigen mittelalterlichen Formen und Zinnen bis zum fernen Horizont hinziehen. Zur Rechten haben wir fortwährend diese Mauern, von deren 191 Türmen noch so mancher mit den Spuren einstiger schrecklicher Kämpfe den Jahrhunderten getrotzt hat, zur Linken die von gewaltigen Zypressenhainen überschatteten türkischen Friedhöfe, die unermessliche Totenstadt von Stambul, wo Millionen von Toten hinabgesenkt worden sind.

Besonders in die Augen fallend sind die ehemaligen Türme und Stadttore von Silivri Kápuſi und Top Kápu. Das letztere, auf deutsch Kanonentor, ist das ehemalige Tor des heiligen Romanus, wo im Jahre 1453 der heißeste Kampf ausgefochten und der Fall Konstantinopels entschieden worden ist. Von der Höhe des alten Stadttors kann man noch heute das damalige Schlachtfeld überblicken. Jenseits der heutigen türkischen Friedhöfe hatte der Sultan Mohammed auf dem Hügel Maltépe sein Hauptquartier aufgeschlagen. Gerade ihm gegenüber hatte der letzte christliche Kaiser Konstantinus, hier, an der gefahrvollsten Stelle, am Tore des heiligen Romanus, seinen Platz gewählt, um das Kommando zu führen. In der Stadt, deren Todesstunde gekommen war, focht alles mit, was fechten konnte. Selbst die Mönche vertauschten ihr tatenloses Leben mit der männlicheren Aufgabe, für das Vaterland zu fechten und zu sterben. An der Apostelkirche stand Tag und Nacht ein halbes Tausend von Mönchen bereit, um überall an die bedrängtesten Stellen der Stadtmauer zu eilen. Von Maltépe aus, gerade dem Standorte des Kaisers gegenüber, donnerten die türkischen Geschütze Tag und Nacht. Ein furchtbarer Minenkrieg wurde von den Türken geführt, der namentlich durch den Deutschen Johannes Grant mit Hilfe des griechischen Feuers aufs tapferste vereitelt wurde. Als der letzte Sturm nahte, versammelte der Kaiser hier am Tore des heiligen Romanus alle Befehlshaber und ermahnte sie in ergreifender Rede, treu bis in den Tod zu fechten gegen den Feind der Christenheit. Dann ging er noch einmal in seinen Palast, bat jeden um Verzeihung, dem er unrecht getan haben mochte, und nahm dann drinnen in der Aja Sofia mit den Seinen

das heilige Abendmahl, „die Sterbesakramente des alten Reiches der Konstantiner.“ Dann ging er auf seinen Posten, um als ein Held zu sterben. Der Sturm begann. Der Kaiser führte persönlich den Befehl. Lange gelang es der kleinen Heldenschar, die zehnfache Übermacht der Türken mit ungeheuren Verlusten zurückzuschlagen. Da drang durch eine aus Versehen offen gebliebene kleine Pforte eine türkische Schar in die Stadt und fiel dem Kaiser mit wilden Rufen in den Rücken. Jetzt war alles verloren. Das Schwert in der Hand focht Konstantinus mit den letzten dem Tode Geweihten, bis auch er tödlich getroffen fiel. Nun war kein Halten mehr. Mit grausigem Triumphgeschrei stürmten die osmanischen Eroberer im ersten Morgengrauen in die Stadt ein und begannen eine furchtbare Plünderung. Bewegt stehen wir auf den Mauern dieses denkwürdigen Tores, in welches die Türken zwei Kanonenkugeln eingemauert und ihm daher den Namen Top Kapu, d. h. Kanonentor gegeben haben, um das Andenken an den großen Türkenjieg für die Nachwelt festzuhalten.

Als die Schreckensnachricht die Stadt durcheilte, flüchteten zwischen 6 und 7 Uhr morgens die unglücklichen Einwohner, Greise, Frauen, Kinder, zu Tausenden in die altberühmte Aja Sofia. Hier in der alten heiligen Kirche glaubten sie noch Schutz zu finden und klammerten sich in ihrer Todesangst an alte Weisungen, die den Christen im letzten Augenblicke durch ein Wunder Gottes den Sieg verhießen. Donnernde Schläge, die mit Äxten und Hämmern gegen die verschlossenen Kirchentüren geführt wurden, verkündeten bald die Ankunft der Feinde. Die Türen brachen zusammen, und herein stürzten sich wie losgelassene Höllenhunde die wilden Scharen des Islam. Entsetzliche Greuel haben damals diese im goldenen Glanze ihrer Mosaiken schimmernden Hallen gesehen. Mit dem Gebrüll der siegreichen Osmanen mischte sich das Geschrei und Stöhnen der Sterbenden. 3000 Tote lagen nachher in der Kirche. Altäre und Bilder wurden zerschlagen, Kostbarkeiten geraubt, die Pferde hereingeführt und in der berühmtesten Kirche der Christenheit gefüttert.

Mittags um 12 Uhr zog der siegreiche Mohammed II. durch das Tor von Adrianopel hoch zu Roß, umgeben von seinen Ministern und Generalen, stolze Freude auf dem Angesicht, in die

Stadt ein, in welcher nach mehr als tausendjähriger Herrschaft das Kreuz vor dem Halbmond in den Staub gesunken war. Der Sultan ritt geradeswegs zur Aja Sofia. Donnernde Jubelrufe seiner Janitscharen begrüßten ihn, als er durch das Portal einzog. Auf dem blutbefleckten Boden durchschritt er die weiten Hallen des Mittelschiffes und stieg auf die Kanzel. Ein Mollah mußte mit ihm hinaufkommen und den alten Krieges- und Siegesruf des Islam durch die prächtige Kirche ertönen lassen: „La iläha ill allah!“ Mit brausendem Jubel stimmte das Heer ein. Dann sprang der Sultan persönlich auf den Altar und weihte die Kirche durch Verrichtung des Gebetes aus dem Koran zur Hauptmoschee des türkischen Reiches. Von diesem Tage an verstummten am Goldenen Horn alle christlichen Glocken. Die schönsten Kirchen wurden in Moscheen verwandelt. Die überlebenden Christen traf das harte Los eines besiegten, unterdrückten und rechtlos gemachten Volkes.

Wer könnte, wenn er an diese Tragödie zurückdenkt, die altehrwürdige Aja Sofia anders als mit tiefster Bewegung betreten! Unter großen Hoffnungen war die Kirche einst vom Kaiser Justinian erbaut und am Weihnachtsfeste des Jahres 537 eingeweiht worden. Die köstlichsten Steine und Säulen aus der ganzen alten Welt, von den Tempeln in Athen und Ephesus und Baalbeck in Syrien und Ägypten waren für diesen Bau zusammengeschiepft worden. Und als die Kirche eröffnet wurde, staunte die ganze Welt über die noch nie dagewesene Pracht und Herrlichkeit des Wunderbaues.

Auch heute noch in ihrer Erniedrigung trägt die alte Kirche die Spuren ihrer Herrlichkeit. Durch den Vorhof mit seinen prächtigen alten Mosaiken treten wir ein. Erstaunt eilt das Auge an diesen kühnen Bogenlinien und Galerien hinauf bis zu der majestätischen Kuppel, die, 65 m hoch, aus 40 gewölbten Fenstern das Tageslicht in vollen Fluten hereinströmen läßt. Der erhabene Kuppelbau soll ein Symbol des Weltalls sein, das sich von allen Seiten emporreckt zum Himmelsdom, und das von allen Seiten zusammengefaßt werden soll im Lobpreise des allmächtigen Schöpfers.

Freilich ist der majestätische Bau im Innern durch seine jetzigen mohammedanischen Herren arg verunstaltet. Von dei

einst als märchenhaft gepriesenen Pracht des Hauptaltars ist nichts mehr zu sehen. Geradezu wehtuend für das Auge ist die Störung der gesamten Linienführung, die dadurch entstanden ist, daß man die zahllosen Reihen von Gebetsteppichen nicht nach dem architektonischen Mittelpunkt im Altarraum orientiert hat, sondern nach der für die Mohammedaner vorgeschriebenen Gebetsrichtung nach Mekka. Die Mosaiken der Aja Sofia, die einst der Ruhm und Stolz Konstantinopels waren, und von allen Seiten auf die Kirchgänger herniederfunkelten, sind meistens erbarmungslos übertüncht worden. Auch die gewaltigen Cherubimgestalten aus Goldmosaik, die aus den vier Zwickeln der Hauptkuppel herabschauten, sind durch scheußliche Übermalung in wahre Ungetüme verwandelt, da nach mohammedanischem Gesetz bildliche Darstellungen in der Moschee verboten sind.

In dem mächtigen Hauptschiff stehen 6 bis 8 lange Reihen schwarz gekleideter Türken, die gerade ihr Gebet verrichten. Das gibt uns Gelegenheit, den mohammedanischen Gottesdienst kennen zu lernen. Die Beter tragen alle den Turban oder den roten Fes auf dem Haupte. Die ganze Gemeinde besteht ja nur aus Männern, denn Religion ist nach mohammedanischer Auffassung lediglich Männer Sache. Während der Vorbeter an der Hauptnische, dem Michrâb, den Ton angibt, führen die anwesenden Beter im Takte wie auf Kommando die vorgeschriebenen Beugungen aus. Sie beugen den Rumpf, sie knien, sie liegen minutenlang mit dem Angesicht auf der Erde schweigend vor Allah niedergestreckt. Jetzt stehen sie wieder auf. Aber ein neuer Ruf des Vorbeters streckt wieder alle nieder. Ein folgender Ruf hebt sie wie mit einem Schlage wieder auf, so daß sie in Reih und Glied stehen bis hin zum Altar. Während der ganzen Handlung verharren alle in tiefem Schweigen. Nur ab und zu ertönt ein neuer Ruf, worauf eine neue Beugung erfolgt. Bei dem letzten Rufe „Allah“ drehen sie sämtlich wie auf Befehl ihre Köpfe erst rechts, dann links, worauf jeder ohne weiteres seinen Platz verläßt und nach Hause geht.

Wir verlassen die Aja Sofia und treten heraus auf den Atmeidân, den ehemaligen Hippodromplatz der byzantinischen Kaiserzeit, der jetzt von der großartigen, mit sechs Minaretten geschmückten Moschee Achmedije überragt ist. Schon Konstan-

tin der Große hat diesen Platz eingeweiht. Nur einige wenige Denkmale, die bronzene Schlangensäule aus dem Orakel von Delphi und einige Obelisken, zeugen noch von der Herrlichkeit der alten Zeit, wo dieser Platz durch einen wahrhaft blendenden Reichthum der herrlichsten Kunstwerke alle andern Plätze der Welt überstrahlte. Aber zugleich erinnert uns dieser Platz auch an eine der Hauptursachen, an denen das christliche Konstantinopel zugrunde gegangen ist. An den Spieltagen bot zwar dieser Hippodrom ein über alle Beschreibung glänzendes Bild. Aber das Volk wurde immer mehr daran gewöhnt, anstatt seinen Ruhm in ernster Arbeit und tüchtigen Leistungen zu suchen, seine Zeit im Theater zu vergeuden und sich der Leidenschaft der öffentlichen Spiele hinzugeben. Das Volk verlangte immer neue Spiele, wiewohl eine einzige Aufführung jedesmal mehrere Millionen kostete. Die Wettfahrer des Hippodroms unterschieden sich voneinander durch blaue und grüne Farben, und in berauscher Leidenschaft nahmen die Massen Partei für die eine oder die andere Farbe. Diese Parteinahme übertrug sich aber auf alle bürgerlichen Lebensverhältnisse, so daß sich überall, auch auf dem Markte, in der Kirche, auf dem Rathaus, die Grünen und Blauen als erbitterte Feinde gegenüberstanden. Um die wichtigsten Angelegenheiten des Staates und der Kirche kümmerte man sich kaum mehr. Alles wurde durch die Spielwut überwuchert. Die Spielparteien bekämpften sich so wild, daß es oft genug zu Mord und Totschlag kam. Der grauenvollste Kampf der Zirkusparteien war der blutige Nikaaufruhr unter Justinian im Jahre 532. Wie zwei feindliche Heere kämpften die Blauen und Grünen miteinander. Schließlich ließ der Kaiser durch seine Soldaten auf beide Parteien einhauen, und am Abend lagen 30000 Tote auf diesem Platze wie auf einem ungeheuren Schlachtfelde der Weltgeschichte.

Wenn wir bedenken, daß dies schon 200 Jahre nach der Erhebung des Christentums zur Staatsreligion in dieser Stadt und auf diesem Platze geschah, und zwar noch vor Erbauung der berühmten Aja Sofia, so kann uns gerade dieser Atmeidänplatz gründlichen Aufschluß darüber geben, warum es mit dieser Hauptstadt der Christenheit so reißend bergab ging. Da erkennen wir, daß der ganze byzantinische Staat schon längst dem Untergang geweiht war, ehe Mohammed der Eroberer seine fürchtbaren

Scharen durch die Bresche von Top Kapu in die Stadt hereinführte. Das ganze Staatswesen war innerlich faul und morsch geworden, weil es zwar den Namen, aber nicht die Kraft des christlichen Glaubens bewahrt hatte. Im bürgerlichen Leben gingen alle Tugenden der Tüchtigkeit, Reinheit, Sittenstrenge verloren. Im kirchlichen Leben erschöpften sich die Laien ebenso wie die Patriarchen und Bischöfe und Geistlichen mit ihren Prachtgewändern in törichten und spitzfindigen Lehrstreitigkeiten, die gar nicht mehr die großen göttlichen Tatsachen, sondern meistens nur noch die Fragen der Bilderverehrung zum Gegenstande hatten.

So war es schließlich ein wohlverdientes Gottesgericht, als durch die asiatischen Eroberer der Leuchter der Christenheit hier von seiner Stelle gestoßen wurde. Die Kreuze wurden von den Kuppeln geschlagen und an ihre Stelle der Halbmond gesetzt. Die übriggebliebene christliche Bevölkerung wurde in eine Sklavensstellung herabgedrückt. Die vornehmsten griechischen Geschlechter, soweit sie nicht auswanderten, schlugen ihre Wohnsitze im Stadtviertel Sanâr auf, wo auch die in den griechischen Freiheitskämpfen durch Sage und Poesie verherrlichten Sanarioten zu Hause waren, und wo noch heute das griechische Patriarchat steht. Und seitdem führen die tartarischen Türken die Herrschaft in der ehemaligen Residenz Konstantins. Jahrhundertlang war dieser ehemalige Mittelpunkt der Christenheit der Schrecken Europas. Mancher furchtbare Kriegszug gegen das Abendland wurde von hier aus gerüstet, und nicht umsonst läutete noch zu Luthers Zeiten die Türkenglocke durchs ganze Deutsche Reich.

Die Religion, die an Stelle des Christentums getreten ist, bietet keinen erhebenden Anblick. Um einen Eindruck davon zu gewinnen, machen wir der prächtigen Moschee Suleimanije, die mit der erhabenen Kuppel und ihren vier Minaretten die ganze Stadt überragt, einen Besuch. Neben der Moschee steht das großartige Grabmal des Sultans Suleimân, des gewaltigen Zeitgenossen Luthers, von dem sie ihren Namen trägt. Hier in der Nähe des Hauptquartiers des Scheich ul Islam, des Zentrums der geistlichen Macht des Mohammedanismus, ist eine der Hauptstätten der Pflege dieser Religion. Insbesondere haben die mohammedanischen Studenten, die Softas, die bestimmt sind, die Religion Mohammeds im weiten Reiche zu pflegen, hier

eine der vornehmsten Stätten ihrer Ausbildung. Wenn wir hineintreten in den von einer grandiosen Kuppel überwölbten Raum, sehen wir in dem weiten Schiffe der Moschee zahlreiche Einzelgruppen von Softas, die um ihre Lehrer geschart sind und gleich ihm mit übergeschlagenen Beinen sitzen. Der Professor sitzt auf einer erhöhten Stufe und hat den Koran vor sich. Mit leuchtenden Augen und gespannter Aufmerksamkeit folgen die Softas den Worten ihres Lehrers. Es sind interessante Gestalten, die in ihren langen, meist schwarzen, zuweilen gelben Überziehern in Strümpfen sitzen, während ihre ausgezogenen Schuhe an einer benachbarten Säule beisammenstehen. Sie unterscheiden sich vorteilhaft von dem geistlosen Gesichtsausdruck der Türken, denen man sonst in Straßen und Basaren begegnet. In diesen scharfgeschnittenen, bleichen Gesichtern, diesen glänzenden Augen, scheint eine heimliche Glut von Begeisterung und Fanatismus zu lodern, die im gegebenen Augenblick zu kühnen Taten des Kampfes und der Selbstaufopferung fähig ist. Es sind hier in Stambul wohl 10000 Softas aus allen Teilen der mohammedanischen Welt vereinigt. In den beiden Hauptmoscheen Konstantinopels treiben sie ihre theologischen Studien. Sie sind durchweg militärpflichtig und müssen sechs Jahre in der Linie dienen. Mohammedanische Theologen sollen nicht Bücherwürmer sein, sondern im heiligen Krieg als Helden ihr Volk zum todesverachtenden Kampf entflammen können. Ihr Papst, dem sie unbedingt gehorchen, ist der Schech ul Islam. Ihm, als dem obersten Reichsmufti, sind alle Softas und Ulemas (Gelehrten) des Reiches untergeordnet. Ihm untersteht die Verwaltung des gesamten großen Moscheegutes. Ihm steht die letzte Entscheidung in den wichtigsten und schwierigsten Fragen der Religion, des Staates und der auswärtigen Politik zu. Der Sultan und die türkische Regierung werden es nicht wagen dürfen, gegen den ausgesprochenen Willen dieses mächtigen Mannes und der Kerntruppe seiner Ulemas und Softas wichtige Entscheidungen zu treffen. An dieser Stelle merkt man etwas davon, daß der Sultan niemals der absolute Herrscher gewesen ist, als den man ihn oft gepriesen hat, sondern daß das türkische Reich noch immer ein Kirchenstaat ist, in dem sich weltliche und geistliche Mächte die Wage halten. Die ganze Autorität des Sultans in der mohammedanischen Welt beruht ja auf dem geheimnisvollen Nimbus, der

ihn als den Kalifen umgibt. Und ob der junge türkische Verfassungsstaat die Macht und den Willen hat, sich dieser Umklammerung zu entwinden, das wird sich erst in der Zukunft zeigen müssen.

Es verlohnt sich der Mühe, sich in einer der Moscheen die Gottesdienste der sogenannten heulenden oder tanzenden Derwische anzusehen. Nicht etwa, weil das ein besonders erbaulicher Anblick wäre, sondern weil wir darin eine der gerühmtesten Äußerungen gesteigerter mohammedanischer Frömmigkeit kennen lernen. Wir treten in eine der betreffenden Moscheen ein. Da sitzen in einem abgetheilten Raume die Derwische, welche im Mohammedanismus gewissermaßen die Rolle unserer abendländischen Mönchsorden spielen. Sie bereiten sich vor, in Gegenwart einer zuschauenden Gemeinde durch gewisse Übungen in eine religiöse Begeisterung hineinzugeraten, die sie bis zur Ekstase führen soll. Sie sitzen zunächst ruhig auf den Matten des Estrichs da, mit Turbanen oder hohen Mützen auf dem Kopfe. Die einen psalmodieren, die andern rezitieren Koransprüche. Allmählich aber kommt Bewegung in die Gesellschaft. Sie springen auf. Sie rennen in Reihen immer stürmischer vorwärts und rückwärts. Ihre Worte werden unartikuliert, ihre Stimme leidenschaftlich, wild und drohend, während sie den Ruf des Islam oder nur das Wort Allah ausstoßen. Sie fangen an zu zittern und zu beben. Ihre Mienen verzerren sich. Aus ihren Kehlen kommen gurgelnde, keuchende, schnarrende, hustende Töne. In immer größerer fieberhafter Geschwindigkeit wenden sie ihre Rümpfe im Takte nach vorn, nach hinten, nach rechts, nach links, stoßen ihre harten Schädel an Mauern und Steinsäulen, daß man meint, sie müßten zerschellen. Springend, sich auf und nieder beugend, konvulsivisch zuckend, gebärden sie sich wie Besessene, bis sie in Schweiß gebadet, Schaum vor Mund und Nase, das Weiße der rollenden Augen hervorkehrend, bewußtlos am Boden liegen. Es ist ein widerwärtiger, abstoßender Eindruck, den wir von dieser wüsten Orgie empfangen, die als eine Blüte mohammedanischer Frömmigkeit bewundert wird. Das also ist im Zustande ihrer höchsten Begeisterung die Religion, die in dieser weltgeschichtlichen Stadt, der Perle des Morgen- und Abendlandes, die Religion des Kreuzes verdrängt hat! Es tut einem weh, gerade hier, wo einst Athanasius, Gregor von Nazianz, Chrysosto-

mus in erhabener Geistesgröße den christlichen Glauben vor dem ganzen Erdkreis vertreten haben, solche untergeordnete, jeder Bildung ermangelnde Geister die Herrschaft führen zu sehen. Angesichts dieses heidnischen Getobes kommt es uns zum Bewußtsein, was für ein scharfer Strich zu machen ist zwischen dem Islam und selbst dem verkümmertsten Rest von Christentum, und daß eine unüberbrückbare Kluft besteht zwischen Mohammed und selbst dem verirrtsten Kirchenwesen, das sich noch anklammert an die milde, himmlische Person des Jesus von Nazareth.

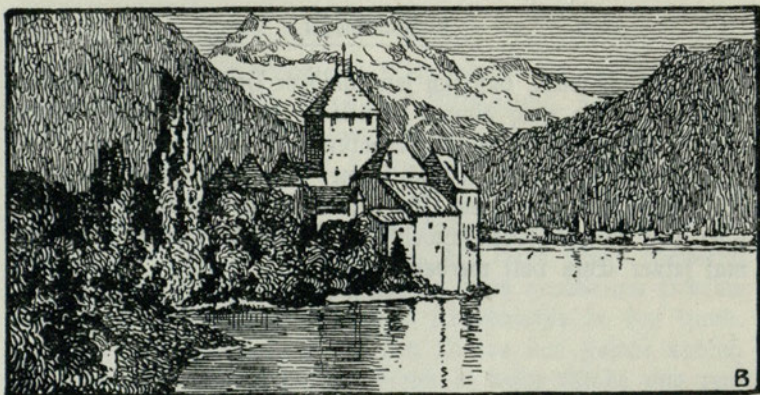
Können wir da anders, als mit den seit Jahrhunderten niedergeworfenen und bedrückten griechischen Christen hoffen, daß noch einmal die Zeit kommen möchte, wo die asiatischen Eindringlinge, dieser Fremdkörper in der europäischen Völkerfamilie, wieder ebenso zurückgeschickt werde, wie es einst in Spanien und Sizilien nach jahrhundertelangem Kampfe gelungen ist? Mancherlei sinnige Sagen geben dieser Hoffnung der Christen Konstantinopels Ausdruck. Namentlich die Aja Sofia, diese verlorene und köstlichste Kirche aus christlicher Zeit, ist ihnen wie ein stummer Prophet, der inmitten des Häusermeeres von Stambul auf kommende bessere Zeiten hinweist, und manche fromme Legende haftet an ihren ehrwürdigen Steinen. Das ganze Innere der Kirche ist für den anatolischen Christen trotz der mohammedanischen Verstümmelung eine einzige große, tröstliche Weisagung. Auf den Emporen schimmern aus den übertünchten Mosaiken noch die Kreuze aus alter Zeit hervor. Auch die massiv aus den Steinen herausgemeißelten Kreuze, die die Türken nicht entfernen konnten, sind überall noch sichtbar. Das sind die Malzeichen des Kreuzes Christi an der alten Aja Sofia. Am ergreifendsten schimmert der ursprüngliche christliche Charakter der Moschee durch an der Wölbung der Apsis, unter der einst der Hochaltar stand. Wohl ist auch dort die funkelnde Pracht der alten Mosaiken unbarmherzig mit Kalk überstrichen. Aber durch den Kalk hindurch schimmert in verschleierten Umrissen wie in verhaltener Majestät gleichsam ein unsichtbar Gegenwärtiger, ein großer Christus, der die Arme ausbreitet zum Segen über die versammelte Gemeinde. Die griechischen Christen versichern, daß die Türken trotz immer wiederholter Versuche den Christus nicht wegbringen können. So oft sie ihn auch übertünchen, er bleibt und tritt nach kurzem Verschwinden immer wieder hervor

mit dem wehmütig verschleierten Blick und mit den ausgebreiteten Segenshänden. Das ist ihnen eine Weissagung, daß er einmal wieder seinen Einzug halten werde in der ehrwürdigen Aja Sofia.

Eine besonders beliebte Sage knüpft sich an eine geheimnisvoll vermauerte Tür auf einer der Galerien der Kirche. An jenem schrecklichen Morgen, so erzählt die Sage, an dem die Scharen Mohammeds des Eroberers mit ihren Ärten donnernd an die Türen der Aja Sofia schlugen, stand gerade ein Priester am Altar, den Kelch des heiligen Abendmahls in der Hand. Als sich die Flügeltüren unter den Hieben der Feinde endlich öffneten, nahm er den heiligen Kelch in beide Hände und verschwand durch diese Tür. Kaum war er hindurch gegangen, so schloß sie sich für immer, und kein Mensch wußte mehr, wo sie gewesen war. Nur die Mauer kannte man noch. Die geheimnisvolle Tür ist zwar in neuerer Zeit bei Reparaturarbeiten wiedergefunden, geöffnet, und nachdem man durch sie eine kleine Taufkapelle betreten, wieder zugemauert worden. Aber immer noch erzählen sich die Christen Konstantinopels die Sage vom verschwundenen Kelch. Wenn der große Tag kommt, wo die Christen wieder siegreich in Konstantinopel einziehen, und das Kreuz nach langer Nacht über den oleichen Halbmond triumphieren wird, da wird sich beim ersten christlichen Gottesdienst in der Aja Sofia diese Pforte wieder öffnen. Der Priester des Herrn wird hervorkommen, denselben goldenen Kelch, den er an jenem unseligen Morgen vor den Händen der Ungläubigen rettete, wieder auf den Altar der Aja Sofia niedersehen und die unterbrochene Abendmahlsfeier unter dem Frohlocken des christlichen Volkes zu Ende führen. Da wird diese so lange entweihte Kirche ein Siegesfest sehen, wie noch nie eins gefeiert worden ist, und die Christenheit wird den Herrn preisen, der wohl straft und züchtigt, aber sich auch wieder erbarmt, heilt und tröstet, wenn seine Stunde gekommen ist.

Ob diese glühende Hoffnung, die im Herzen jedes anatolischen Christen schläft, wirklich noch einmal erfüllt werden wird, wer vermöchte das zu sagen! So viel ist gewiß, daß uns auch nach Errichtung des türkischen Verfassungsstaates, der noch auf sehr unsichern Füßen steht, und auf den man im allgemeinen viel zu leichtgläubig große Hoffnungen setzt, in Konstantinopel noch große Überraschungen bevorstehen. Und wer will sagen, daß

es unmöglich wäre, daß sich jene goldene Hoffnung der Christen Konstantinopels noch einmal erfülle? Im allgemeinen liebt ja die Weltgeschichte keine Wiederholungen. Aber es schwebt doch auch über Konstantinopel noch immer jene Verheißung, die durch die Gnade des am Kreuz für alle Welt gestorbenen Heilandes über der ganzen Welt schwebt: „Alle Lande werden noch einmal seiner Ehre voll werden!“



B

Die romanische Schweiz, das Rhonetal und die Provence

Von Adolf Hoffmann, Genf.

Ströme sind Straßen. Nicht bloß den Wassern, die, von den Gipfeln kommend, Berg und Fels durchbrechen, sind sie Führer zum Ozean — auch die Geistesströmungen der Menschheit, ihre materiellen, sozialen, völkischen, sittlichen und religiösen Interessen umfassend, folgen oft genug auf ihrem Entwicklungsgange den Wasserstraßen.

Was könnte von den Taten der Menschen, den guten und bösen, und von den darüber waltenden Gottesgedanken der alte Rhonestrom erzählen, der aus den Gletschern des St. Gotthard schäumend hervorbricht, die romanische Schweiz durchheilt und, nachdem er sich im Seebecken des Lemanssees zu gewaltigem Ansturm gesammelt, von Genf aus durch den Jura dringt, um dann von Lyon her an Vienne, an Orange, an Avignon, Arles und Marseille, den Perlen der reichen herrlichen Provence vorbei, im Mittelmeer, der großen Völkerwiege, zu verschwinden! —

Einmal, nicht gar lange nach dem Tode Jesu auf Golgatha, so erzählt die Legende, zog Pontius Pilatus, der Mann der sich die Hände in erlogener Unschuld gewaschen hatte, die Rhone entlang bis hin nach Vienne, dem Bestimmungsorte seiner Verbannung, wo er sein Leben durch Selbstmord endete. Noch zeigt man dem Wanderer die Stätte, wo sein Haus gestanden haben soll.

Und wer vom St. Bernhard die lange Straße bis nach Martigny hinabsteigt, der kann im Geiste sich das Bild ausmalen.

Eine römische Legion — in ihrer Mitte als Gefangener, der vornehme Weltmann, der Zweifler an der Wahrheit, jetzt eine gefallene Größe, zusammengebrochen unter dem Gerichte der sittlichen Wahrheit, das über alle innerlich Unwahren ergeht — und dann sieht er ihn in Genf in der unter Cäsar erbauten Zitadelle eine Weile rasten, von wo er weitergeführt wird bis Dienne. Hier überkommt ihn die Verzweiflung. So endet er wie Judas, sein einstiger Genosse.

Wer an Dienne vorüberfährt und nicht weit davon den Mont Pilate sieht, der lasse sich vom Legendenerzähler ferner berichten, daß die Christen der später groß gewordenen Gemeinde zu Gott gebetet hätten, die Seele des Verruchten, die vom Satan an den Gipfel des Mont Pilate gebannt worden wäre, aus dem schönen frommen Gallien fortzuschaffen. Und dann habe der Teufel auf Gottes Befehl dieselbe nach dem Pilatusberge bei Luzern zu den noch heidnischen Helvetiern gebracht . . .

Eine Sage voll tiefen Sinnes. Denn da, wo das Christentum zur Macht geworden, darf die Gottesfeindschaft nicht mehr regieren. Die romanische Schweiz und die Provence waren unter die Herrschaft des Kreuzes Christi gekommen. —

Eine andere Sage weiß von Dionysius dem Ratsherrn (Apostelgeschichte 17, 34) zu erzählen, der auf seiner Reise nach Paris durch die romanische Schweiz, wohl denselben Weg wie zuvor Pilatus kommend, und in dem Orte, jetzt Châtel St. Denis geheißten, das zwischen Montreux und Bulle liegt, den Schweizern als erster das Evangelium gepredigt habe.

Und von da ging's nach Aventicum — dem heutigen Avenches im Waadtland, einige Stunden oberhalb Lausanne gelegen. Wie ihm da das Herz gebebt haben mag, denn hier sah er das große kaiserliche Feldlager, wo ein Titus geboren worden und von wo aus, das Rhonetal hinauf und wohl wieder über den St. Bernhard, die germanisch-helvetische Legion nach Palästina gezogen war, jene Legion, aus deren Reihen — wie Geibel in seinem „Tiberius“ singt — der heidnische Hauptmann, der Zeuge beim Tode des Heilands, gekommen sei.

Und einige hundert Jahre später, um 302, wird im Rhonetale, da wo das heutige St. Moritz liegt, die Thebaische Legion, zum größten Teil aus Christen bestehend, unter ihrem Anführer, dem Mohren Mauritius bis auf den letzten Mann von Maximilian vernichtet. Sie waren 6000 an der Zahl, so berichtet die Sage, aus der Thebais in Oberägypten, wo längst das Christentum Wurzel geschlagen hatte, über den St. Bernhard gekommen und wollten dem Römergötter Jupiter das heidnische Weihrauchsopfer nicht bringen. So starben sie den Märtyrertod; aber das Blut der Märtyrer ist eine Saat zum ewigen Leben. Das Evangelium durchdrang nun um so kräftiger die romanische Schweiz.

In Genf wird auf dem Hügel, wo zuvor nach alten Berichten ein Apollotempel gestanden hat, die erste evangelische Kirche gebaut.

Der Neptunstempel am See wird zerstört, und die beiden Opfersteine, nicht weit vom Ufer, noch heute im Volksmunde „Pierres de Niton“ genannt, erinnern hinfert die Christen an die dunkle Zeit, in der ihre Vorfahren unter dem Banne der furchtbaren Menschenopfer standen.

Und immer weiter dringt der Geist des Christentums, dem Lauf der Rhone folgend, durch das Gallische Land. In Lyon hatte bereits ein Irenäus, ein Mann des gesunden evangelischen Glaubens von 178 ab als weiser milder Bischof seines Amtes gewaltet. Nun wurden die heidnischen Tempel verlassen. An Stelle des Tauroboliums, wobei die Schuldbeladenen sich in eine Grube stellten und von dem Blute des über ihnen geschlachteten Opfertieres sich ganz überströmen ließen, um so den Frieden des Gewissens zu erringen, tritt die Hinflucht zu dem einmaligen Liebesopfer Jesu auf Golgatha. Noch sieht man heutzutage in Tain gegenüber von Tournon die Reste eines solchen Tauroboliumaltars.

Das Kreuz gewinnt den Sieg. Von dem Triumphzuge des großen Gottesgedankens, der die Starken zum Sohne Jesus Christus zieht und sie dem Gekreuzigten und Auferstandenen zur Beute bringt, ist das reiche Land Gallien und die Provence mit all den blühenden Kulturstätten Zeuge. In Vienne, in Orange, in Avignon, in Arles, in Nîmes, in Marseille, überall tritt das Kreuz Christi an die Stelle der heidnischen Götterbilder.

Und wenn der Wanderer in der erinnerungsvollen, nun verlassenen Arena in Arles steht, wo einstens ungezählter Christen

Blut geflossen, wenn er in Nîmes noch heute in dem Maison Corrée einen der schönsten und am besten erhaltenen Tempel aus den Tagen des Augustus bewundern kann — so füllt dem Gläubenden der Dank die Seele, daß die Verheißung Gottes wahr geworden: „Gott hat seinen Sohn erhöht, daß in seinem Namen sich Aller Kniee beugen sollen und daß auch die Größesten der Erde vor ihm klein werden müssen“.

Aber wären sie nur recht klein geblieben, wäre nur der Geist Jesu Christi und der Apostel, der Geist der heiligen Demut, der aus einem Saulus einen Paulus schuf, in der Kirche jener alten Zeit geblieben! Wohl lebten sie unter dem Zeichen des Kreuzes — aber das alte Heidentum brach wieder hervor. In jenen reichen, schönen, sonnendurchglühten, wunderbar fruchtbaren Länderstrichen, wo die Oliven, die Mandeln, die Orangen und Feigen reifen, wo's dem Menschen so leicht gemacht ist zu leben und zu genießen, kam der Versucher immer wieder und verlockte die Menschenherzen zur Üppigkeit, zur Genußsucht und zur Herrschsucht! Die Kirche verweltlicht und der heilige Geist erstickt unter dem Geist der Fleischeslust.

Aber der Geist Gottes kann doch nicht ertötet werden. Wenn die Geistlichen ungeistlich werden, wenn die Kirche innerlich verdorrt, sprießen unter der Sonne des göttlichen Lebens aus den Herzen der Aufrichtigen und Einfältigen neue Keime hervor. Damals im zwölften und dreizehnten Jahrhundert ward Südfrankreich zu solch einem Blütengarten christlicher Frömmigkeit. Von der Stadt Albi aus, in der Nähe von Toulouse begann die Bewegung der Katharer oder Albigenser in starken Fluten über die Provence und das Rhonetal hinauf bis nach Lyon sich zu ergießen. Nach den Berichten der Geschichtsschreiber gehörten am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts beinahe sämtliche Fürsten und Barone des Südens zu den „Gläubigen“. In Schlössern und Städten hielten die allgemeinverehrten „Bons-hommes“ (die „Pietisten“ würden wir heute sagen; es waren zum großen Teile Laien) ihre Versammlungen ab; in vielen hatten sie Bethäuser und Schulen für Knaben und Mädchen. Die römisch-katholische Kirche war zum Gespött geworden.

Doch Roms Zorn war entbrannt. Mit unerbittlicher Härte und Grausamkeit führte der Papst Innocenz III. seine Kreuzzüge gegen die Albigenser. „Blut, Feuer, Schwert und Galgen“

vollendeten das Werk der Vernichtung. Das Land schien von der Ketzerei (eigentlich Katharerei) gereinigt zu sein.

Man war in der Provence wieder ganz „päpstlich“ geworden. Und darum glaubten die Päpste, als sie von Rom vertrieben wurden, am besten in der Provence aufgehoben zu sein. In Avignon an der Rhone schufen sie sich ein neues Rom. Noch steht der trotzig hochragende Palast da, in welchem sie 72 Jahre lang, von 1305—1377, wohnten. Aber die Verbannung hatte den sogenannten Stellvertreter Christi nebst seinem Anhange nicht zur Buße, zur Selbsterkenntnis und demütigen Beugung gebracht. Avignon ward zu einem Mittelpunkte des üppigsten, weltrunknensten, unsittlichsten Lebens. Petrarca nannte es das dritte Babylon.

Grausame Ironie der Weltgeschichte, wenn jetzt der einst so prunkvolle Papstpalast zur profaischen Militärkaserne geworden ist, in der noch profaischere Soldaten hausen, die in der jüngsten Phase der französischen Kirchengeschichte, unter dem Kommando einer freigeistigen, ungläubigen Regierung, bei der Ausführung des Gesetzes der Trennung der Kirche vom Staat, besonders bei der gewaltsamen Öffnung von Gotteshäusern Scherendienstleistungen leisten mußten. Auch eine Auswirkung des sittlichen Naturgesetzes, daß, wer Zorn sät, Zorn erntet, und daß man damit bestraft wird, womit man gesündigt hat!

Der französische Soldat war lange Zeit der Türwächter des Papstes in Rom und half Roms Kriege führen, und nun hilft derselbe französische Soldat dazu, den Papst vor die Türe des schönen Frankreich zu setzen. Und das hat ihm die allerchristlichste, vielgeliebteste Tochter, wie man die französische Nation im Vatikan bisher zu nennen liebte, angetan! — Die Sonne bringt eben alle in die Erde gestreuten Samenkörner zur Reife. In der Sonne der göttlichen Wahrheit müssen alle Aussaaten der Lüge gegen den heiligen Geist des Evangeliums von der allein erlösenden Kraft der Gnade Gottes in Jesu Christo bis zur Frucht ausreifen, die dann zur Stunde Gottes dem Gericht verfällt.

Und in der Provence brennt die Sonne besonders heiß. Auch die guten, tief in den Boden jenes Landes eingesenkten Samenkörner der Gotteswahrheit sind trotz der Ausrottung der Albigenser unter der Wärme des göttlichen Waltens wieder aufgegangen.

In Lyon, dem einstigen Bischofssitze des aufrichtig frommen Irenäus, erhob die „Ketzerei“ wieder ihr Haupt. Peter Waldus, ein reicher Bürger von Lyon, der am Ende des 12. Jahrhunderts lebte, nahm die Evangelien zur Richtschnur seines Lebens, insbesondere die Aussprüche des Herrn, in denen er die Dahingabe des Besitzes denjenigen, die ihm nachfolgen wollen, empfiehlt. Und damit Jesus Christus und seine Lehre allem Volke recht bekannt würde, läßt er die Heilige Schrift in die Volkssprache übersetzen. Und seine Anhänger ziehen nun, das Evangelium predigend, durch Städte und Dörfer. Vor allen Dingen lehrten sie, daß jede Lüge eine Todsünde sei. Welch ein Schlag ins Angesicht der römisch-vatikanischen Diplomaten, deren größte Kunst in der Geschichtslüge bestand und — noch besteht!

Natürlich durften solche „Wahrheitszeugen“ nicht geduldet werden. Verflucht und verbannt, wurden sie überall verfolgt.

Roms Arm ist lang. Selbst die schwer zugänglichen Schlupfwinkel der Piemontesischen Hochalpen sind nicht sicher davor. Als Ludwig XIV. unter dem Zwange der Jesuiten im Jahre 1685 das Edikt von Nantes — welches den Protestanten in Frankreich seit den Tagen Heinrichs IV. Schutz gewährte — aufgehoben hatte, beeinflusste er den jungen Herzog Viktor Amadeus II. von Savoyen, den Waldensern gegenüber ebenso gewalttätig vorzugehen, „weil die kezerischen französischen Hugenotten bei den Waldensern Zuflucht finden könnten.“ Und er schickt dem jungen Herzog 14000 französische Soldaten als Helfer zur Ausrottung der Andersgläubigen zu. Das ist römische Toleranz! Vor solcher Übermacht unterliegen die Waldenser. 4000 kommen unter der Grausamkeit der Häsker um, 14000 werden zu Gefangenen gemacht; 2000 Kinder werden ihren Eltern entrissen und römisch-katholischen Familien zur Zwangserziehung übergeben! Und der Rest flieht in die hohen, wilden Berge, dort umherirrend wie das gehezte Wild, bis die Unglücklichen durch Frost und Hunger dezimiert — bei ihrem Marsche über den Mont Cenis starben allein an einem Tage 86 — in Genf und in anderen Teilen der Schweiz Zufluchtsstätten finden.

Aber wunderbar! Die Heimatliebe, das Heimweh nach den Bergen und Tälern, nach den Matten und Halden, wo ihre Hütten standen und ihre geringen Herden weideten, ist stärker als die Furcht vor Galeeren und Schafott. Unter der Führung des

Pastors Henri Arnaud zieht eine Schar von einigen Hunderten Waldensern mit Weib und Kind zurück nach Piemont. Diese Heimkehr, „Rimpatrio“ nennen sie es in ihrer schönen Sprache, ist eine der kühnsten Heldentaten des Glaubens. Napoleon I., der große Eroberer und geniale Meister im Armeeführen durch die Alpen, hat gesagt, daß dieser Zug der Waldenser die volle, ungeteilte Bewunderung aller Feldherren verdiene.

Wer am Genfersee die kleine malerische Stadt Nyon besucht, wird unterhalb des Dorfes Prangins am Seeufer einen einfachen Denkstein finden mit der Inschrift „16. August 1689“. Dort versammelte der heldenhafte Arnaud seine Leute mitten in der Nacht. Sie warfen sich auf die Kniee und beteten, daß Gott vor ihnen hergehen möchte, wie einst vor Israel in der Feuer- und Wolkensäule, — und dann zogen sie in kleinen Nachen über den See und von da in die savonischen Berge auf den steilsten verborgensten Pfaden bis hin zum Mont Cenis, immer verfolgt von den sie suchenden Feinden. Und endlich kamen sie in ihrem Heimattale an, wo sie hoch oben in einem Felsen-
 neste, dem „Balsille“, sich verschanzten und gegen eine Überzahl von feindlichen Belagerern sich verteidigten, bis sie auf rätselhafte Weise gerettet wurden. Man muß an Jerusalems wunderbare Errettung in den Tagen Sanheribs denken, wenn man hört, daß die Franzosen plötzlich abzogen, weil der Herzog von Savoyen, ihr bisheriger Bundesgenosse, aus Furcht, von ihnen selbst in seinem Lande vergewaltigt zu werden, sie hinausdrängte und die Waldenser sogar zur Mithilfe an dem Säuberungswerk seines Landes herbeirief. Ja, Gott lenkt auch die Herzen der Fürsten und der Gewaltigen wie Wasserbäche! So ist's gekommen, daß nach noch manchen Wandlungen die Waldenser endlich in ihrem rauhen und doch so herzstärkenden Berglande ihren dauernden Frieden fanden und daß sie dank ihrer in der Bergluft des mannhaften Glaubens gestählten Energie gleichsam zur festen Wirbelsäule für das Evangelisationswerk in dem vom Paganismus durchfressenen Italien geworden sind. Von Torre Pelice aus, von Turin in Piemont und von der Waldenser Akademie in Florenz ist der Geist waldensischer und evangelischer Frömmigkeit nach Mailand, Livorno, Genua, Rom, Neapel bis nach Kalabrien und Sizilien gedrungen und überall sind Mittelpunkte neuen evangelischen Lebens entstanden.

Freilich das wäre wohl kaum so gekommen, wenn Gottes starke, weise Hand nicht in den Tagen, da Luther in Deutschland sein Reformationswerk geschaffen, den Mann aus Italien über die Alpen geführt hätte, der in Genf der Reformation in der französischen Schweiz eine feste Burg bauen sollte — Jean Calvin!

Im Jahre 1536, im August, sehen wir den körperlich zarten, vom vielen Studieren geschwächten jungen Gelehrten mit einer Karawane über die Alpen ziehen. Wieder geht's wahrscheinlich über den St. Bernhard, vom Tale von Aosta hinauf und hinab nach Martigny, St. Moritz und Aigle bis nach Genf. Calvin hatte sich in Ferrara bei der edlen Herzogin Renata eine Weile aufgehalten. Hier an dem Hofe der frommen, geistvollen Fürstin waren viele zusammengekommen, denen der Frühlingwind des neuerschlossenen evangelischen Glaubens, aus Deutschland über die Alpen dringend, das Herz erwärmt und erweitert hatte.

Calvin wollte in Genf nur eine kurze Zeit bleiben und sich an dem auch hier erwachten neuen evangelischen Geiste und Leben stärken. Sein von Natur schüchternes Wesen und sein auf die Wissenschaft gerichtetes Streben ließen ihn die Stille der Zurückgezogenheit in der Studierstube dem lauten Lärm der Öffentlichkeit vorziehen. Aber Gott hatte sich in ihm ein auserwähltes Rüstzeug erkoren. Des Herrn Auge sah, daß in der Tiefe dieser großen Seele Riesenkräfte schlummerten, die nur entbunden zu werden brauchten, um mit weltüberwindender Gewalt und eherner Festigkeit herauszubrechen. Und dies Wunder geschah in Genf. Sarel, der feurige Herold der französischen Reformation, der in jenen Tagen bereits das reine Evangelium kühn und frei in dieser von heidnischer Sittenlosigkeit erfüllten Stadt predigte, drang als Gottgesandter in die Studierstube Calvins ein und forderte den schüchternen Gelehrten auf, mit seinen Gaben in die Arena des Kampfes für den Herrn Jesus Christus und seine Kirche herauszutreten. „Gott wird dich als einen Verräter an seiner Sache strafen, wenn du seinem Rufe nicht folgst!“ Dies starke Wort wirkte wie ein Blitz und wie ein brennender Stachel auf das Gewissen des jungen Calvin, der damals erst 27 Jahre alt war. So wurde ein Held, ein großer Prophet, ein Riese im Reiche Gottes geboren — Calvin, der hervorragendste unter den Reformatoren französischer Zunge! Er aber hat es

immer in Demut und Bescheidenheit anerkannt, daß Luther der Größere von ihnen beiden sei und daß des deutschen Gottesmannes Schrift zuerst den Funken des evangelischen Glaubens in seinem Herzen entzündet habe. Was Calvin nicht bloß für Genf, für die romanische Christenheit — ja für die ganze Welt für eine Bedeutung gehabt hat, das ist in den Tagen der 400jährigen Jubiläumsfeier in Genf, im Juli 1909, in allen Landen kund geworden. Da waren die Vertreter fast aller großen evangelischen Kirchengemeinschaften des Erdballs, auch Lutheraner fehlten nicht, nach Genf gekommen. Und wenn du, lieber Wandersmann, in den nächsten Jahren nach der schönen Stadt am Ausgang des Lemman kommst, wirst du das Denkmal bewundern können, zu dem am Jubiläumsfeste im Garten vor der Universität der Grundstein gelegt worden ist. Es wird dir die Hauptgestalten der französischen Reformation Farel, Calvin, Theodor von Beza und den von ihnen ausgegangenen Knor nebeneinander zeigen. Sie werden wie starke Schirmhelden an und vor der „historischen Mauer“ stehen, an der, beglaubigten Urkunden nach, Calvin mit seinen theologischen Schülern gearbeitet hat, als es galt, die Stadt gegen die von den Savoyardischen Feinden drohende Gefahr zu beschützen. Calvin selbst hat nie ein steinernes Denkmal gewünscht. Er hatte sogar verboten, daß man sein Grab durch ein besonderes Zeichen bekannt mache. Er wollte nur durch sein Wort und sein Wirken ein Diener und Zeuge für seinen Herrn und dessen Reich sein. Und in der Tat, das ist er im reichsten Maße gewesen; davon redet unter anderem auch eine kleine Tafel, die neben der Türe zum „Consistoire“, dem Gebäude, wo Calvin seine berühmten theologischen Vorlesungen gehalten hat, angebracht ist, darauf steht:

John Knor

der Calvinistische Reformator Schottlands und Bürger von Genf, predigte als erwählter Pastor der englischen Kolonie in dieser Kirche von 1555—1557.

Welche Gedankenreihe und welche Kette von Wundertaten Gottes in ihrer Herrlichkeit über Meere und Länder, ja über den ganzen Erdball sich ausdehnend, zieht mit den beiden Namen Calvin und Knor an unserem Geiste vorüber! Knor, der schot-

tische Reformator — dann die Pflanzung der evangelischen Reformation in Holland, weiter die Flucht der Puritaner in dem Schiffe „Mayflower“ über den Ozean, bis sie in Plymouth landeten und Philadelphia gründeten, und endlich die ganze Missionstätigkeit der anglosaxonisch-evangelischen Christenheit, die ihren gewaltigsten Ausdruck in der im Jahre 1910 in Edinburg abgehaltenen Weltkonferenz für die Heidenmission gefunden hat.

Aber alles Gold muß durch Feuer geläutert werden. Und bis das von Calvin ausgegangene neue religiöse Leben mit solchen Adlerflügeln sich über die Erde ausspannen durfte, wieviel Hemmungen von seiten der Feinde und wieviel Opfer an Geld, Gut, Ehre und Leben von seiten der Freunde! Auch die reformierten Glaubensbrüder haben in hohem Maße das wahr gemacht und erfahren, was Luther gesungen hat. „Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib, laß fahren dahin, sie habens keinen Gewinn. Das Reich muß uns doch bleiben.“

Dem Schreiber dieser Zeilen wird es unvergeßlich sein, wie er einmal mit mehreren aus der deutschen Heimat, aus den Kreisen der lutherisch-evangelischen Kirche hinübergekommenen Freunden im Hause einer Familie, nicht weit von Boston, weilte, deren Vorfahren zu den mit der Mayflower geflüchteten Puritanern gehörten und wie da beim Gesang des Lutherliedes die Augen der reformierten Brüder leuchteten und die Herzen zusammenschlugen im gemeinsamen Dank gegen den Herrn Jesus, das lebendige Haupt der Gemeinde aller Gotteskinder auf Erden. Ja, was haben die Reformierten, zumal im Süden Europas und besonders in der Provence um ihres Glaubens willen gelitten! Wanderer, wenn du, entzückt von der landschaftlichen Schönheit, mit leichtem frohem Herzen die Rhone hinab und an den Cevennen entlang, vielleicht bis Nimes und Aigues Mortes an den Mündungen der Rhone kommst — vergiß nicht, daß hier überall das Blut der evangelischen Märtyrer in Strömen geflossen ist. Und wenn du an Marseille und Toulon vorbeifährst, dann gedenke in christlicher Teilnahme der Tausende von Männern, die um ihres Glaubens, um der Bibel willen, aus der sie lasen und sich erbauten, auf die Galeeren geschickt wurden und dort 20 ja bis 40 Jahre lang mit den gemeinsten Verbrechern zusammengekettet leben mußten.

Nimes, das alte Nemausis, in den Tagen, da Agrippa, der

Schwiegersohn des Kaisers Augustus hier residierte, eine der blühendsten Städte Galliens — noch heute zeugen die herrlichen Bauten, die Arena, die Wasserleitungen und andere Denkmäler von der einstigen Pracht und Größe — Nîmes ist in den Tagen der Dragonaden unter Ludwig XIV. eine der Hauptstätten der blutigen Verfolgungen der evangelischen Christen gewesen. Man sagt, daß die Umgebung von Nîmes mit ihrem felsigen Geklüft und mit ihrem schon orientalischen Baumbestand und Pflanzenwuchse ganz genau der Landschaft um Jerusalem her gleiche. Und wenn man von der Höhe eines alten römischen Grabdenkmals vor der Stadt über diese merkwürdig dürren und glühenden Gesteinsmassen mit ihren Klüften und Höhlen blickt, und im Geiste die Scharen der Verfolgten sieht, die sich hierher vor den Verfolgern flüchteten und hier unter steter Lebensgefahr ihre Gottesdienste abhielten — dann wird man davon überzeugt, daß der heilige Gottesgeist, der einst einen David aus Jerusalem in die Felshöhlen des Gebirges von Juda führte und der später die Jünger des Herrn beseelte, da sie mit ihm aus der Stadt nach dem Ölberg zogen, — daß derselbe Geist auch in den Hugonotten und Cevenolen lebendig war. Und welch eine Helden-gestalt, die ihres großen Predigers Paul Rabaut! Wer in Nîmes einen Tag zubringen kann, der besuche im Keller des jetzigen Evangelischen Waisenhauses die Stätte, wo er seine Zuflucht vor den Schergen gefunden hatte. Aus dem Staube seines einfachen, dort aufgebahrten Sarges klingt dir ein Triumphlied entgegen: „Er ist gestorben — aber er redet noch und seine und der anderen Helden Stimme klingt durch die Jahrhunderte fort.“ Und dann noch eine Stätte protestantischen Heldentums in der Provence. — Kennst du den Turm de Constance in Aigues-Mortes?

Dort weit unten, wo einer der Arme des Rhonestroms sich ins Meer ergießt, hatte einst Ludwig XI., der „Heilige“ genannt, eine Feste erbaut, von wo er 1248 mit seinen Männern nach dem heiligen Lande zog. Dann bildete sich um die Zitadelle herum eine Stadt, an deren Mauern sich die Meereswogen brachen. Aber im Laufe der Jahrhunderte spülte die Rhone Land an und das Meer trat immer weiter zurück, so daß sich um die Stadt herum ein breiter Lagunen- und Sumpfstreifen gebildet hat.

Die Mauern haben in dieser wunderbar reinen Luft ihre

ganze Frische und Schönheit bewahrt. Man meint, sie seien erst gestern gebaut worden.

Und den Hauptturm nennen die heutigen Protestanten den Turm der Standhaftigkeit — la tour de Constance. Er ist eine der Stätten, die wie die Wartburg würdig wäre, ein Wallfahrtsziel für alle Protestanten zu sein.

Mit fünf Meter dicken Mauern, innerhalb welcher ziemlich breite Treppen bis hinauf zum Dache führen, ragt das gewaltige Gebäude mehr als 100 Fuß hoch in die Lüfte, weit vom Meere aus zu sehen. Nirgends Fenster, nur hier und da ganz enge Spalten und Gucklöcher. Auf der obersten Plattform ein großes rundes Loch, das in den unteren Stockwerken in etwas verjüngter Form wiederkehrt, so wie durch einen Trichter das Licht, aber auch den in jener Gegend zwar sehr seltenen Regen hindurchlassend. In diese Feste wurden im 18. Jahrhundert die von den Soldaten Ludwigs XIV. gefangenen Hugenotten, Camisarden genannt, eingeschlossen. Aber seit es einem ihrer Führer, Abraham Marcel, gelungen war, selbst durch diese Mauern binnen 6 Monaten ein Loch zu graben und zu entfliehen, warf man die Frauen und Töchter der Hugenotten in dieses Gefängnis. 60 Jahre lang (1708—1768) schmachteten hier wer weiß wie viele derselben. Zeitweise waren über 40 auf einmal darinnen, darunter Greisinnen von 70 und 80 Jahren! Die meisten davon starben im Turme. Im Jahre 1730 wurde Marie Durand, kaum 18 Jahre alt, eingekerkert, aus dem einzigen Grunde, weil sie die Schwester eines evangelischen Predigers war. Er selbst mußte seine Glaubensstreue am 22. Februar 1732 am Galgen büßen. Marie Durand war die Trösterin und geistige Pflegerin der eingekerkerten Frauengemeinde — 38 qualvolle Jahre hindurch! Und was haben die Priester alles versucht, sie zum Abfall vom Glauben zu bringen. Sie hätte nur einmal einer Messe beizuwohnen brauchen, dann wäre sie frei gewesen. Sie widerstand und mit ihr fast alle ihre Leidensgenossen.

Auf dem Rande des Lichtlochs im zweiten Stockwerk sieht man in den Stein eingegraben das in eigentümlicher Orthographie geschriebene Wort: „Recistez“, „Widersteht“! Eine kurze Predigt, wohl die kürzeste, die je gehalten wurde — aber welch eine tiefe Macht des Glaubens einschließend! Sie half jenen Frauen und Mädchen ihren Heldenkampf der Standhaftigkeit um Jesu

willen siegreich durchzukämpfen. Als Marie Durand im Jahre 1768 aus dem Turme entlassen wurde, fand sie in ihrer alten Heimat alles zerstört, ihre ganze Familie war verschwunden, ausgewandert und verschollen.

Noch steht der Turm da als Wahrzeichen tödlichen Hasses und heiligen Märtyrertums! Man hat um das Wort „Recistez“ einen eisernen Reif getan, damit es für alle nachfolgenden Geschlechter erhalten bleibe. Als der Schreiber dieser Zeilen es las, waren gerade eine Anzahl Protestanten, Männer und Frauen, auch deutsche junge Mädchen davor versammelt und hielten ihre Andacht über das Wort Ebräer 12, 1: „Darum auch wir, die weil wir eine solche Wolke von Zeugen um uns haben, lasset uns ablegen die Sünde, so uns immer anklebt und träge macht und laßt uns laufen durch Geduld in dem Kampf, der uns verordnet ist und aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens . . . Denn ihr habt noch nicht bis aufs Blut widerstanden über dem Kämpfen wider die Sünde.“

Es war ergreifend. Selbst der Aufseher und Fremdenführer, ein leichtfertiger Franzose, schien sich des Eindrucks nicht erwehren zu können. Kurz vorher hatte er noch in dem unteren Stockwerk eine Handvoll angezündeten Papiers durch das Loch in das Burgverlies geworfen, um uns, wie er spöttisch hinzusetzte, die Knochen der dort unten „angeblich im Hunger umgekommenen und vermoderten Protestanten zu zeigen“ — und die Blätter waren, wie wir am Titel sahen, von einer evangelischen Zeitung genommen!

Welch ein trauriger Gegensatz! Und Welch eine grelle Beleuchtung der noch immer geltenden Wahrheit, daß an dem Namen Jesu sich die einen aufrichten und die andern gerichtet werden!

Wir scheiden von dieser Heldenstätte mit den Worten, in die ein anderer Reisender den Eindruck von seinem Besuch im Turme de Constance ausgesprochen hat:

Nicht den Turm voll Weh und Trauern,
Das Verlies voll Grauen,
Nicht die schwarzen Kerkermauern
Kam ich her zu schauen;

Sehn nur wollt ich die Buchstaben,
 Welche Frauenhand
 In den harten Stein gegraben:
 „Haltet Stand!“

Zu Versailles stolz und lüstern
 Ludwig scherzt und lacht;
 Hier der Glaube hinter düstern
 Mauern betend wacht.

Dort diktiert des Königs Wille
 Ketzern Mord und Brand.
 Hier der Glaube schreibt im stillen:
 „Haltet Stand!“

Wir begreifen, daß die um ihres Glaubens willen Gemarterten und Verfolgten sich nach einer Freistätte sehnten, wo sie friedlich und still ihres Glaubens leben könnten. Was war ihnen noch die schöne Provence mit ihren lieblichen, duftenden Gefilden. Äußerlich wohl ein Stück Paradies auf Erden, aber drinnen beherrscht vom Geiste des satanischen Hasses gegen das Evangelium von der wahren Freiheit der Kinder Gottes. — So wandten sich ihre Augen nach dem Norden, die Rhone herauf zu der Stätte hin, die ihnen wie das Zoar der Bibel erschien und wo schon so viele Hunderte von Glaubensgenossen eine Rettungsstätte gefunden hatten. Genf — eine Oase in der Wüste!

Sie waren von überall her nach jener Freistatt geflüchtet. Voran die Waldenser, dann die vielen aus Lucca — der einst größten Bankierstadt Italiens — um ihres evangelischen Glaubens willen von den florentinischen Mediceern vertriebenen Familien. Dieselben verpflanzten die Kunst des Bankgewerbes nach der Rhonestadt, wo es noch bis auf den heutigen Tag blüht und wo von den mehr als 50 Bankhäusern eine große Anzahl unter der Leitung ernster christlicher Männer steht. Auch eine Bestätigung des Wortes 1. Tim. 4, 8, daß die Gottseligkeit zu allen Dingen nütze ist, denn aus den Reihen dieser Bankleute erstanden in früherer Zeit die großen Theologen Curretini, Diodati und andere, und noch heute wirken viele von ihnen, dem Charakter der calvinischen Reformation entsprechend, als freiwillig selbsttätige Laien zur Erweckung in der Kirche bei allerlei Werken

der innern und äußern Mission mit, wie andererseits aber auch nicht wenige ihrer Söhne und Enkel im direkten Kirchendienste stehen und ihre Kräfte den evangelischen Missionsposten in Frankreich und Belgien widmen. Das gibt auch den Schlüssel zu der eigentümlichen, die Fremden verwundernden Erscheinung, daß in Genf nicht wie anderwärts die Kinder Israels in den Banken eine Rolle spielen, denn es gibt wohl kaum einen einzigen Juden unter den dortigen Bankleuten. —

Und nun kamen nach den Waldensern und Lucchesen die Hugenotten aus allen Teilen Frankreichs, vornehmlich aber aus der Provence, aus den Tälern der Cevennen, aus der Umgebung von Nîmes, Montpellier und Toulouse nach Genf. Sie haben es in ihren Erzählungen wieder und wieder bestätigt, wie ihre Herzen freudig auffauchzten, wenn sie von den Genf umgebenden Höhen, vom Jura und vom Mont Sion her zum ersten Male die Türme der Calvinstadt erblickten. Da war für sie Freiheit, da tat sich ihnen das Paradies auf! Sie wurden freudig aufgenommen. Die Chronik von 1713 erzählt, daß einmal vom Genfer Magistrat ein ganz besonders feierlicher Empfang einer großen Anzahl von angekommenen früheren Galeerensträflingen bereitet wurde, welchen die französische Regierung auf Andringen der Königin von England die Freiheit geschenkt hatte.

Aber die alte Stadt war schier zu eng geworden ob der Menge der Flüchtlinge. Die kleine, auf zwei Hügeln zu beiden Seiten der Rhone gelegene, mit hohen Mauern umgebene Festung umfaßte damals nur 18000 Einwohner.

Wo sollte man alle die Gäste unterbringen? So setzte man auf die alten Häuser eine Reihe von Stockwerken, um Platz zu gewinnen. Noch stehen eine Anzahl solcher Gebäude als Erinnerungszeichen an die Tage großer Opferfreudigkeit für die Brüder im Glauben.

Es war eine große Zeit; damals gingen die Blicke von allen Teilen der protestantischen Welt nach dem Winkel am Ausfluß der Rhone aus dem Lemanssee.

Auch für die Deutschen aus Deutschland war das eine Epoche von Bedeutung. Denn in jenen Tagen am Anfang des 18. Jahrhunderts wurde hier in Genf die erste deutsche lutherische Kirche gegründet, wobei der damalige König von Preußen Friedrich I. hilfreiche Hand geboten hatte. Süddeutsche Großkaufleute aus

Lindau, Augsburg usw., die nach Lyon zur Seidenmesse fuhren, wünschten noch einmal, ehe sie in die „Höhle des Löwen“, in das vom jesuitischen Haß verfinsterte Land des Sonnenkönigs Ludwig XIV. zogen, auf freiem evangelischen Boden das heilige Abendmahl zu genießen. Da bot ihnen der Preußenkönig einen Geistlichen an, den er aus Berlin ihnen zusandte in der Hoffnung, daß hier in Calvins Stadt eine erste evangelische deutsche Gemeinde entstehen würde, in der Lutheraner und Reformierte, die ja leider gerade damals zum Spotte für die römischen Katholiken einander haßten und befehdeten — sich die Hand zur brüderlichen Gemeinschaft reichen würden, was damals freilich noch nicht so, wie der König es sich dachte, in Erfüllung ging. Das ist erst etwa 170 Jahre später zur Wirklichkeit geworden, als der erste Deutsche Kaiser Wilhelm I., der Nachkomme Friedrich I., das Protektorat über die deutsche lutherische Kirche übernahm. Wir können da auch dankerfüllten Herzens sagen: „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!“

Was ist aber nun aus dem Genf der Tage Calvins und der Hugenottischen Flüchtlinge geworden?

Die Berge rings umher mit ihren bewaldeten Höhen und ihren Matten, mit ihren Schneehäuptern und Gletschern, der See mit seinem blauen, strahlenden Spiegel, mit seinen wie riesige Vögel darüber hingleitenden Segeln, — alles das ist dasselbe geblieben — aber die Stadt ist anders geworden! — Und der Geist Calvins, wo ist er geblieben?

Die einstige Zufluchtsstätte, wo die in ihrem Gewissen Geängsteten still und ruhig ihres Glaubens leben konnten, hat das Gewand der lärmvollen Touristenstadt angenommen. Wohl nur wenige von den Hunderttausenden, die jährlich von allen Weltteilen her, aus den Bahnzügen oder an den Landungsplätzen der Dampfschiffe aussteigen, kommen noch mit lebendigem Interesse für Genfs großartige religiöse Geschichte. Sie wissen wohl, daß hier einmal vor langer Zeit ein Mann wie Calvin gelebt hat, der ein religiöser Riese gewesen wäre, aber ihre Augen und Gedanken wenden sich vielmehr dem Bergriesen Montblanc zu, den der Geist der modernen Technik vermittelt der ins Chamonixtal führenden Bergbahn jedweden leicht zugänglich gemacht hat. Und es wird ja nicht mehr lange dauern, so wird auch auf den Gipfel dieses höchsten Berges von Europa, wie auf die Jungfrau,

eine elektrische Eisenbahn die „nach den Höhen Strebenden“ tragen!

Aber ob der Geist, der mit Kabeln und Zahnradschienen oder noch besser mit Zeppelinschiffen und Flugmaschinen die hohen Gipfel zu Schemeln für die Füße der vergnügungsuchenden Menschen umzuwandeln vermag, auch imstande ist, die Herzen und Gewissen vor den sumpfigen Niederungen der Gottlosigkeit und des unsittlichen Materialismus zu bewahren? Ja freilich, äußerlich wohl dem Himmel näher und reicher in Besitz und Genuß der irdischen Naturschönheiten — innen aber ferner von Gott denn je und ärmer an den heiligen Gütern, welche unsre Vorfahren auf „den Bergen Gottes“ fanden!

Wir lachen heute über jene alten Schweizer, die für die Schönheit der Berge ihres Landes keine Augen hatten — gibt es doch im Wallis nicht weit von Martigny heute noch einen ziemlich rund gebauten Flecken, in welchem alle Häuser nur nach der inneren Straßenseite zu Fenster haben — aber eine starke Predigt ist diese Torheit doch für uns Moderne, die wir soviel nach außen sehen und soviel zu reden wissen von dem, was draußen ist, während wir so arm sind an der Innerlichkeit, die mit geheiligten Geistesaugen das Walten Gottes in der Menschen- und Weltgeschichte und in Gott selbst die Quelle der höchsten Schönheit und Weisheit erkennt!

Es geht noch immer nach dem alten Gesetze: „Wer da hat, dem wird gegeben, und wer nicht hat, dem wird genommen, was er hat.“

Einst kam von der romanischen Schweiz aus und von Genf her das Licht der reineren Gotteserkenntnis ins Tal der Rhone hinab nach Gallien und nach der Provence. Dann ist der Geistesquell in Calvins Stadt beinahe versiegt. Der Rationalismus alter und neuerer Form hat sich auch hier breit gemacht. Hatte doch die Genfer Staatskirche am Anfange der fünfziger Jahre sich eine neue Verfassung gegeben, deren erster Paragraph lautete: „Die Kirche hat kein Bekenntnis“. Wenn man das Licht unter den Scheffel stellt, wie soll das Licht leuchten? Dann war es doch umsonst, wenn auch hundertmal auf den Kirchen und öffentlichen Staatsgebäuden zur Erinnerung an die glorreiche Geschichte die Calvinsdevise stand: „Post tenebras lux“ — „Nach der Finsternis das Licht“.

Und als nach dem Gesetze der modernen Freizügigkeit die Tore der Stadt jedweden Fremden geöffnet worden waren, da strömten sie in hellen Haufen aus Frankreich nach der schönen Stadt am Genfersee und brachten nicht wie einst den Geist der evangelischen Glaubensüberzeugtheit, der sittlichen Zucht und christlichen Heiligung mit. Im Gegenteil, das vom Jesuitismus lange Zeit regierte und dann im bitteren Haß das Joch aller Religiosität abwerfende Frankreich hat viele, viele Tausende seiner Söhne und Töchter in die einstige Hochburg evangelischer Frömmigkeit gesandt, die von dem Evangelium der heiligen Schrift Calvius nichts wissen oder wissen wollen. Von den 132700 Einwohnern des Kantons Genf sind nach der Statistik von 1910 67630 Katholiken. Davon kommen zu den 20000 eingeborenen genferischen und schweizerischen Katholiken 30000 aus Frankreich und 15000 aus Italien und 2600 aus anderen Ländern, auch aus Deutschland und Österreich eingewanderte, ohne politisches Stimmrecht sich hier aufhaltende römische Katholiken.

Im ganzen genommen: 54000 Protestanten gegen 78000 römische Katholiken, russische Orthodoxe, Griechen, Armenier, Türken und Heiden . . .

Auch da müssen wir sagen: „Welch eine Wendung“, hinter welcher Gottes Wille und Leitung steht. Und der, welcher die Berge und die Ströme geschaffen hat, ist doch noch immer derselbe, gestern und heute und in Ewigkeit, und sein Liebeswille ist auch noch derselbe mit den Menschen wie in den Tagen eines Irenaeus, Petrus Waldus und Calvin. Sie sollen und können durch das Licht des Evangeliums, durch die Botschaft von der Liebe in Christo Jesu glückliche und selige Menschen werden.

Der heilige Geist Gottes ist nicht gestorben. Und wo er ist, da ist Leben und Bewegung. Da ist die Kraft der Selbstbesinnung, des Mutes und des tapferen Kampfes unter der Fahne des lebendigen Herrn, der vom Himmel her sein Reich regiert.

So hat Genf im Laufe des 19. Jahrhunderts zweimal starke religiöse Erweckungen erfahren, und bis auf diese Stunde sind unter der protestantischen Minderzahl noch 7000 die ihre Knie nicht vor Baal gebeugt haben, sondern die im Glauben an Jesum Christum den Lebendigen sich als lebendige, tatkräftige Christen im Kampfe gegen die starken Strömungen des Bösen,

der Laster der Trunksucht, der Unkeuschheit und der Spielwut bewähren.

Von Genf aus ist (neben Bern) die große segensreiche Bewegung des Blauen Kreuzes ausgegangen, die jetzt mit ihren Wellenschlägen immer weiter über andere Länder sich erstreckt.

Von Genf aus hat die Bewegung zur Wiedereroberung des Sonntags als Ruhetag unter der Führung des Gottesmannes Alexander Lombard ihren Anstoß genommen, die jetzt in der Geseßgebung fast aller Kulturstaaten Platz gewinnt.

In Genf hat der Internationale Bund (la fédération abolitioniste) für Abschaffung der unsittlichen öffentlichen Häuser mit allem daranhängenden Elend und Jammer seinen Mittelpunkt.

In Genf wurde das Rote Kreuz gegründet, das den Verwundeten auf Schlachtfeldern ihre Qualen mindert und für allerlei leibliches Elend Heil- und Heimstätten geschaffen hat.

Von Genf aus wird der große internationale Verband christlicher junger Männer geleitet, zu dem jetzt fast 9000 Vereine mit beinahe 1 Million Mitglieder gehören, die sich um die Fahne des lebendigen Christus scharen.

Das alles sind doch Zeugnisse dafür, daß der Geist des Herrn noch wirkt, wenn auch die Formen anders sind wie in den alten Tagen. Der Geist ist Leben. Und wo der Geist des Herrn wirkt, da führt er vorwärts auf die Höhen immer besserer Erkenntnis und reinerer Freiheit.

Als die Feinde der echten evangelischen Freiheit vor einigen Jahren in Genf aus aller Welt zusammengekommen waren, um hier ihren Unitarierkongreß abzuhalten, da wollten sie als einen Schlag ins Gesicht Calvins dem Spanier Michael Servet ein Denkmal setzen. Sie hatten aber nicht mit dem Freimut und dem Wahrhaftigkeitsjinn der glaubenden Protestanten Genfs und Frankreichs gerechnet. Denn die kamen den Feinden zuvor und setzten an der Stelle, wo einst Servet verbrannt worden war, einen Denkstein mit der Inschrift:

Michael Servet gewidmet.

Als ehrerbietige und dankbare Söhne Calvins, die trotzdem einen Irrtum verwerfen, dem sein Jahrhundert verfallen war, und als treue Anhänger der Gewissensfreiheit

nach den wahren Grundsätzen der Reformation und des Evangeliums, haben wir dieses Sühnedenkmal am 27. Oktober 1903 errichtet.

Dort sollten alle Wanderer, welche in der fremden Gotteswelt die Spuren seiner Wunder und seiner Wahrheit sehen möchten hingehen und bewundern, was protestantischer, am Evangelium zu lauterster Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit erzogener Sinn vermag.

Und wenn in den letzten Jahren der von Frankreich her über den Jura und durch die Rhoneöffnung kommende Sturmwind der Kirchenfeindschaft auch in Genf die schon längst und zwar gerade von den gläubigen Christen vorbereiteten Gedanken der Trennung der Kirche vom Staat zur Ausreise brachten, so hat das nach menschlichem Absehen nicht zum Schaden, sondern nur zur Belebung und Förderung nicht bloß des kirchlichen, sondern auch des evangelischen christlichen Lebens gedient.

Die Wahrheit und die Liebe sind doch stärker als die Lüge und der Haß.

Und Gottes Gedanken und seine Wege sind noch immer höher als der Menschen Wege und Gedanken, denn sie sind Gedanken aus dem Abgrund seiner Liebe, die im Meer der ewigen Liebe enden sollen.

Und so mögen denn diese an dem Leitfaden des Rhonestromes aneinander gereihten Gedanken ihren Abschluß finden in dem Liede eines deutschen Pastors aus dem Bayernlande, der eine Zeitlang in der lutherischen Kirche zu Genf stellvertretend predigte und seine Eindrücke über den Rhonestrom in folgendem Liede ausgesprochen hat:

Die Rhone rauscht.

Die Rhone rauscht, ihr weißer Schaum
Tanzt auf smaragdnen Wellen.
An die Brüstung gelehnt, lausch ich im Traum
Dem Geplauder der Wasser, der schnellen.

Sie erzählen vom fernen Wunderland
Mit seinen Karfunkelpalästen,
Wo der Elfenreigen im Zaubergewand
Sich wiegt bei nächtigen Festen.

Auch dort gesellt sich zur Lust das Leid,
 Oft weckt das verborgne Sehnen
 Nach des Tages verbotner Herrlichkeit
 Der Geister heimliche Tränen.

Und die Tränen werden zum rauschenden Quell,
 Der sprudelt empor aus der Tiefe,
 Er jauchzt ans Licht, als ob zur Stell
 Die Braut der Bräutigam rief.

Doch ach! wie so hoch thront des Tages Gestirn
 In unerreichbarer Weite,
 Kalt streift sein Auge den glänzenden Firn
 Gewappnet zu ewigem Streite.

Da faßt den Verschmähten grimmiges Weh,
 Er stürzt sich von Felsen und Schlünden,
 Aufwühlt er die Erde zum wogenden See,
 Kann Raft noch Ruhe nicht finden.

Verschlossen ist ihm der Mutterschoß,
 Denn seit er zum Lichte geboren,
 Ist Dulden und Wandern sein bleibendes Los,
 Die Heimat hat er verloren.

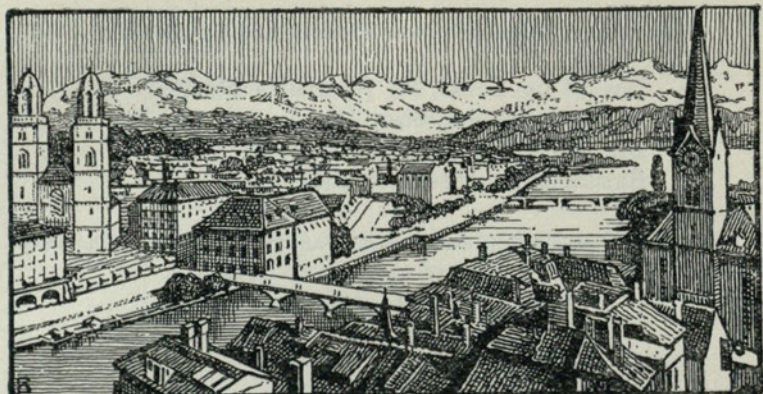
Und wo seine Wellen vom Lichte durchglüht
 Den silbernen Gürtel weben,
 Da sind viel tausend Blumen erblüht,
 Da schwellen üppig die Reben,

Da dehnt das Gefilde in wechselnder Pracht
 Sich bis zum endlosen Meere,
 Das ist der Liebe segnende Macht,
 Und dies die verborgene Lehre:

Es muß der trotzige Menscheninn
 Von erträumten Höhen sich senken,
 Um seine Blicke zum Himmel hin
 Zur göttlichen Gnade zu lenken.

Das ist die Sonne, die segnend verklärt
Die natürlich wogenden Triebe:
Bis unsere Wallfahrt, ob lange sie währt,
Ausmündet ins Meer der Liebe.*)

*) Aus alten Töpfen, von Samuel Bach (S. Lauterbach) Wunsiedel-
Neustadt a. d. Aisch.



Die deutsche Schweiz

Von Dr. Hadorf.

„Die Erde ist des Herrn, der Erdboden, und was darauf wohnet.“ So trägt die Erde auch überall den Stempel ihres Schöpfers und Baumeisters aufgedrückt, ist voller Wunder und voller Schönheit, wo man hinschaut mit einem für wahre Schönheit und wahre Größe empfänglichen Auge. Ob es ein reiner Kristall ist aus dem Urgestein der Alpen oder eine Lilie des Feldes, ob ein Wassertropfen aus dem Ozean oder die Knospe eines Baumes, ob die heiße Wüste Sahara oder der unermessliche Gletscher der Polarregion, ob die Heide in den Pampas von Südamerika oder der Golf von Neapel, ob die lieblichen Berge von Thüringen oder die zerrissene wilde Felseneinsamkeit der Dolomiten, ob der üppige Urwald der Tropen oder eine herrliche Alpweide am Fuß der Firnen, überall ist Schönheit die Fülle, überall sind Zeugen der Größe und Majestät Gottes, überall Wunder über Wunder. „Alle Lande sind seiner Ehre voll“, und „es ist keine Sprache noch Rede, da man nicht ihre Stimme höre.“

Damit wir aber diese Stimmen hören und diese Wunder sehen, müssen wir wieder lernen, mit der Natur allein zu sein. Sie enthüllt ihre Schönheiten erst in der Einsamkeit und kann nicht reden, bevor unsere Seele stille geworden ist. Sie ist eine keusche Jungfrau, die sich scheu vor allem Gemeinen zurückzieht. Wer sie gewinnen will, muß ihr reine Liebe entgegenbringen. Es ist ein hartes, aber zutreffendes Wort, das Ruskin einmal

ausgesprochen, daß die gänzliche Achtlosigkeit gegen die Schönheit des Himmels, die Reinheit der Ströme und das Leben der Tiere und Blumen die physische Folge einer geistigen Niederträchtigkeit ist. Viele unserer Zeitkrankheiten hängen mit einer Entfremdung von der Natur, mit einer unnatürlichen Lebens- und Arbeitsweise zusammen, mit einem Mißbrauch der Gaben der Natur, wie es das hochgesteigerte Kulturleben mit sich gebracht hat, so daß man auch von den Menschen unserer Tage sagen könnte: sie haben Augen und sehen nicht; sie haben Ohren und hören nicht! Es ist darum wahr und notwendig, daß wir zuerst Einkehr in uns selbst halten müssen, um Gott zu suchen. Erst dann fallen die Hüllen ganz, die uns hindern, Gott in seinen Werken zu erkennen. Oswald Heer, der schweizerische Naturforscher, schließt sein großes Werk über die Urwelt der Schweiz mit den schönen Worten: „Je tiefer wir eindringen in die Erkenntnis der Natur, desto inniger wird auch unsre Überzeugung, daß nur der Glaube an einen allmächtigen und allweisen Schöpfer, der Himmel und Erde nach ewig vorbedachtem Plane erschaffen hat, die Rätsel der Natur wie die des menschlichen Lebens zu lösen vermöge. Es ist daher nicht allein des Menschen Herz, das uns Gott verkündet, sondern auch die Natur, und erst wenn wir von diesem Standpunkte aus die wunderbare Geschichte unsres Landes und seiner Pflanzen- und Tierwelt betrachten, wird sie uns im rechten Lichte erscheinen und den höchsten Genuß gewähren.“

Die wunderbare Geschichte unsres Landes! Ja, sie beginnt nicht erst mit den ältesten geschichtlich nachweisbaren Bewohnern, den Pfahlbauern, sondern in der grauen Vorzeit, als die Berge wurden und das Meer die Felsen bespülte, als die Gletscher das Land bedeckten und wieder zurückgingen. Sie hört aber auch nicht auf mit der Zeit, in der der Erdboden zur Ruhe kam und das Land ungefähr die Gestalt annahm, die es heute aufweist, sondern sie setzt sich fort in der Geschichte der Menschen bis in die Gegenwart. Wie ein roter Faden zieht sich durch diese ganze Geschichte das Wirken Gottes hindurch, der seinen Schöpfungsplan zur Vollendung bringt, auf daß alle Lande seiner Ehre voll werden. So zeugt denn auch das Land, von dem auf den nachfolgenden Blättern die Rede sein soll, von der Größe und der Erhabenheit Gottes durch die Werke

der Schöpfung und durch seine Offenbarung in der Geschichte.

* * *

Wer kennt sie nicht, die schöne freie Schweiz, das Land der Sehnsucht für ungezählte Tausende! Wer einmal die Herrlichkeit der silberglänzenden Firne und Gletscher geschaut hat, den zieht es immer wieder hin nach den Bergen. In das Herz von Europa ist sie eingebettet, wo die Alpen ihre höchsten Erhebungen und ihre schönsten Formen aufweisen. — Vier Völkerstämme mit vier verschiedenen Sprachen, deutsch, französisch, italienisch und romanisch sprechend, bewohnen die Gaue und Alpentäler der Schweiz. Zum Teil sind es Alemannen im deutschen Sprachgebiet, zum Teil Burgundionen in der Westschweiz, die sich mit den Überresten der keltischen Ureinwohner und der römischen Ansiedler verschmolzen haben. Dazu kommen die Italiener im Tessin und in dem angrenzenden Misox und die Rhätoromanen in den Bündner Bergen. Sie alle sind durch eine gemeinsame Geschichte, durch eine gemeinsame Kultur und Denkungsart, durch den starken Einfluß der Natur und eine leidenschaftliche Liebe zu den heimatischen Bergen zu einem Volk, zu einer Nation verschmolzen, trotz der Unterschiede der Sprache und der Konfession, der besonderen wirtschaftlichen Lebens- und Erwerbsbedingungen und der geographischen Gegensätze des Landes. In diesem Nationalgefühl ruht die Stärke dieses kleinen Staates.

Zu den Großmächten Europas gehört die Schweiz nicht. Die Zeit ist endgültig vorbei, in der die gefürchteten Kriegsheere der alten Schweizer dem Kaiser und Reich Troß boten, und den mächtigen Fürsten von Burgund in drei glorreichen aber blutigen Schlachten aufs Haupt schlugen, um die Freiheit und Unabhängigkeit des Landes zu wahren. Aber noch lebt genug des starken, auf die Freiheit eifersüchtigen kriegerischen Geistes in dem Schweizervolk, um die Unabhängigkeit gegen jeden Eingriff von außen zu schützen.

Die Schweiz hat sich auch unter den veränderten Verhältnissen der Neuzeit eine geachtete Stellung zu erobern gewußt. Sie ist ein Bindeglied zwischen den Nationen Europas, ja der Welt geworden, vermöge der vielen internationalen Institutionen, deren Leitung diesem neutralen Lande anvertraut worden ist. Und

wie es kein einziges wichtiges Ereignis in der neueren Geschichte Europas gibt, von dem die Schweiz nicht beeinflusst worden wäre, so nimmt die Schweiz auch Anteil an der Geistesgeschichte der umliegenden Länder. Ihre großen Männer, Zwingli und Calvin, Albrecht von Haller, Lavater und Pestalozzi, sie haben sich unter den Führern und Erziehern der Menschheit einen Platz gesichert, der ihrer Heimat zur Ehre gereicht. Vorbildlich und für den Frieden Europas verheißungsvoll ist dieser friedliche Ausgleich und Wettstreit französischer, deutscher und südländischer Kultur, diese gegenseitige Befruchtung deutschen und welschen Geistes, diese durch das Zusammenwohnen und Zusammenleben bedingte heilsame Verbrüderung und Verschmelzung verschiedener Völkerstämme unter dem Gesichtspunkt einer höheren gottgewollten Einheit, bei der die Selbständigkeit und Eigenart der einzelnen Stämme und Bürger trotzdem zu ihrem Rechte kommt.

Das Land ist von Natur nicht reich. Es birgt keine ausgedehnten Schätze an Eisenerzen, Kohle, Silber und Gold. Auch wächst auf seiner Hochebene nicht genug Getreide, um seinen Bewohnern das tägliche Brot zu sichern. Die Natur hat dieses Volk zu harter Arbeit und zur Genügsamkeit erzogen. Sie hat ihm ein schweres Blut gegeben, in das der Granit der Alpen übergegangen ist. Seine Eigenart ist wortkarg und langsam, trotzig und beharrlich. Es hat gelernt, alles dem Boden abzurufen. Die deutsche Mundart, die in den Bergen gesprochen wird, ist rau, dem Bewohner der deutschen Tiefebene unverständlich. Seine wirtschaftliche Zukunft liegt in den Wasserkraften, die es dienstbar zu machen begonnen hat. Aber der Segen der harten Arbeit und der eisernen Beharrlichkeit fällt jedem Fremden alsbald in die Augen. Jeder Fuß nutzbaren Landes ist sorgfältig bebaut. Von den gefährlichsten Hängen trägt der Senne das kostbare Wildheu zu Tale. Am Fuß der Gletscher, wo das fürnehmste Gras wächst, das Adel- oder Edelgras, das dem „Adelboden“ seinen Namen gegeben hat, weidet das Vieh der auserlesensten Rasse Europas, durch kluge Zucht und sorgfältige Pflege vor Entartung geschützt, mit seinem Herdengeläute ein Stück idyllischer Poesie mitten in einer wilden zerrissenen Felsenwelt. Sauber und reinlich sind die Sennhütten, schmuck die schönen Dörfer der Hochebene, schön die altertümlichen Städte mit den an die kriegerische Vergangenheit erinnernden Über-

resten von Türmen, Mauern und Schanzen. Wohlgepflegte breite Straßen verbinden Stadt und Land, führen zwischen Felswänden und Gletschern über die Pässe von einem Tal ins andre. Ein enggezogenes Netz von Eisenbahnen mit sicherem Betrieb vermittelt den lokalen und den internationalen Verkehr, verbindet Deutschland mit Italien, Paris mit Mailand und Wien, Marseille mit München und Prag. An den Flüssen und um die großen Städte des Flachlandes entsteht eine Fabrik nach der andern, und in den Bergen bieten die Hotels und die Gasthäuser dem Fremden Obdach und Unterkunft. Wenn im Sommer und im Winter der Strom der Fremden sich in unser Land ergießt, um sich zu erlaben an seiner Schönheit, um sich zu stärken in der staubfreien, reinen Atmosphäre, tut unser Land seine Pforten weit auf, um die Gäste würdig zu empfangen, und ihnen den Tisch reichlich zu decken, damit sie sich daheim fühlen im Herzen Europas. Bergbahnen führen die Müden und die Bequemen mühelos auf die aussichtsreichsten Gipfel, wo sich dem Schönheitstrunkenen Auge eines unverdorbenen und nicht blasierten Menschen der reinsten Genuß bietet, den es auf Erden gibt. Wer aber die Mühe nicht scheut, wer zum Bergstock und zum Gletscherpickel greift, und am Seil des Führers, an seiner sichern Hand und unter seiner kundigen Leitung über Firnschnee und Felsgräte die höchsten Spitzen erklimmt, den belohnt diese oft gefährvolle Mühe mit einem der gewaltigsten seelischen Eindrücke, die fast zu stark sind für ein armes, schwaches Menschenherz.

Größer zu werden und die Grenzen durch kriegerische Eroberungen weiter zu stecken, ist unserm Lande versagt. Das weiß der Schweizer wohl. Größer werden kann unser Land nur nach innen und nach oben, nach der Seite der Wahrheit und der Seite des Himmels. Wohl haben die trüben Wogen einer alles Hohe und Heilige unterspülenden, zum Teil von außen eingedrungenen Weltanschauung auch in unserm Volk die Fundamente des schlichten Gottesglaubens und der Sittenreinheit erschüttert. Einsichtige Staatsmänner, Erzieher der Jugend und Freunde des Volkes beklagen die Lockerung der alten Sitten, die zunehmende Genußsucht und materialistische Gesinnung. Aber sie klagen nicht nur, sie kämpfen dagegen und bauen darauf, daß das stolze Wort eines zeitgenössischen Dichters, J. V. Widmann doch sich durchringen wird:

Und wo die Väter schritten,
Da geht ein neu Geschlecht,
Und übt in neuen Sitten
Das alte gute Recht.

In diesem Kampfe steht die christliche Kirche des Landes in der vordersten Reihe. Zwar geht seit der Reformation in religiöser und kirchlicher Hinsicht ein tiefer Riß durch unser Volk, und die konfessionellen Gegensätze machen sich oft genug spürbar. Die Kantone der Innerschweiz, die vier Waldstätte und das anstoßende Zug bildeten fortan mit Freiburg und Solothurn die katholische Eidgenossenschaft, während Zürich und Bern, Basel und Schaffhausen mit Glarus und Appenzell a. Rhoden den neuen Glauben annahmen. So ist es auch seither geblieben. Natürlich hat die neue Zeit mit ihrer starken Bevölkerungsbewegung die alten Grenzen und Schranken der rein konfessionellen Gebiete durchbrochen. In den ehemaligen Hochburgen des Protestantismus, in Genf, Zürich und Basel entsteht eine katholische Kirche nach der andern. Umgekehrt bilden sich auch in den katholischen Stammländern blühende evangelische Gemeinden, deren kirchliche Versorgung der protestantisch-kirchliche Hilfsverein, der Bruder des deutschen Gustav Adolf-Vereins, an die Hand genommen hat. Im Sommer sorgt ein Kurpastorationsverein dafür, daß die zahlreichen Sommergäste an den Kurorten in katholischen Landen das Evangelium hören können.

Dennoch darf man über dem Trennenden das Gemeinsame nicht übersehen. Als im ersten Kappelerkrieg den katholischen Truppen der Proviant ausging, stellten sie eine große hölzerne Schüssel mit Milch an die Grenze, zu der die Züricher das Brot herbeibrachten. So aßen sie gemeinsam die Milchsuppe, und wenn einer mit dem Löffel über die Mitte des Gefäßes hinaus einen Brocken zu erhaschen suchte, hieb ihm ein anderer mit dem Löffel auf die Finger und sprach: *Ïß du auf deinem Boden.* Dieser Anblick riß den als Vermittler anwesenden Straßburger Bürgermeister Jakob Sturm so sehr hin, daß er ausrief: „Ihr Eidgenossen seid doch wunderliche Leute, bei aller Zwietracht seid ihr eins und vergeßt der alten Freundschaft nicht.“ So ist es in der Tat! Das Wappen der Schweiz, das weiße Kreuz im roten Feld, verbindet alle Eidgenossen ohne

Unterschied der Konfession und der Sprache, und noch nie hat ein Appell an das Zusammengehörigkeitsgefühl versagt. Schließlich ist auch die Religiosität des Schweizervolkes ein gemeinsamer Charakterzug des Volkes der Berge. Es ist ein frommes Volk, das, ob protestantisch oder katholisch, am Glauben und an der Kirche der Väter von ganzem Herzen festhält. In den katholischen Gegenden, zumal in den Bergen, tritt dieses treue Festhalten an den religiösen Sitten und Gebräuchen oft in erhebendem Maße zutage. Es ist auch für einen Protestanten erbaulich, einer Alpsegnung auf einer der Walliser Bergweiden beizuwohnen, wenn der Priester mit dem Messknaben hinaufsteigt, um die Alp, den Senn und seine Familie, und die weidenden Kühe zu segnen. Um das hohe hölzerne Kreuz, das auf keiner Alp fehlt, knien die Bergleute andächtigen Sinnes und beten ihren Rosenkranz, während die Donner der Lawinen und das Rauschen der Sturzbäche von den Gletschern hoch über den Felswänden das Herdengeläute begleiten. Und dazu die wunderbare Szenerie einer Alp im Vorsommer: das junge, saftige Gras, gleich einem grünen Teppich mit den blauen Sternen des Frühlingsenzians, an den höhergelegenen, steinübersäten Hängen, den Zeugen so vieler Bergstürze, das Gebüsch der Alpenrosen mit ihren dunklen Blättern und tiefroten Blüten, darüber die starren Felswände mit dem tief herabreichenden Lawinenschnee in den Kehlen und Vertiefungen, und dahinter emporragend das blendende Weiß der Gletscher. Wahrlich, da muß einem das Herz aufgehen, wenn Mensch und Natur sich vereinen, den Schöpfer zu preisen.

Ebenso erhebend ist es, wenn nach Sonnenuntergang der Senn das Alphorn ergreift und von einem Vorsprung aus den gegenüberliegenden Alpen den Abendgruß sendet. Mit vier langgezogenen Tönen hebt er an, „Lobet den Herrn,“ und von den Alpen ringsum antwortet es: „Lobet den Herrn“, ein Alphorn nach dem andern. So tönt und klingt es feierlich in die Höhe, bis das Echo die letzten Klänge wiedergibt: „Lobet den Herrn“.

In unsern protestantischen Gegenden tritt die Religion wohl weniger in äußeren Sitten und frommen Gebräuchen zutage. Der reformierte Glaube ist nicht umsonst die Religion der Innerlichkeit und des Geistes. Der Bauer liebt es nicht einmal, seine religiösen Gefühle und Empfindungen vor den Augen eines Fremden auszubreiten und sein Innerstes zu enthüllen. Er hat auch

eine gewisse Scheu vor allem, was nach modernem amerikanischen Religionsbetrieb aussieht, ebenso sehr aber auch vor dem „neu-modischen Unglauben“. Er liebt die Kirche seines Landes, vor allem seine Dorfkirche, und er setzt seinen Stolz darein, daß sie schmuck und sauber sei. Es liegt ihm daran, gute und tätige Pfarrer zu bekommen, und da die protestantischen Kirchen der Schweiz Volkskirchen sind und die Gemeinden das Recht haben, ihre Pfarrer selbst zu wählen, so wird es auch als eine verantwortungsvolle Pflicht angesehen, die rechte Wahl zu treffen. Die Einführung des neugewählten Geistlichen ist denn auch auf dem Lande ein wahres Volksfest, an welchem Hirte und Herde eins werden. Kirchliche Nöte gibt es ja auch in der Schweiz, wo wären solche nicht zu finden? Aber der Segen, der von der Kirche ausgegangen ist und noch ausgeht, ist auch spürbar. Er äußert sich in all den vielen Anstalten für Arme und Kranke, für Kinder und Alte, die der kirchlichen Liebestätigkeit ihre Gründung verdanken. Was aber im stillen und verborgenen geschieht, was der einzelne erlebt als Segen des Evangeliums, das wird einmal die Ewigkeit in vollem Umfang offenbaren. Wenn das Volk des Appenzellerländchens zur jährlichen Landsgemeinde sich versammelt, Tausende von stimmberechtigten Männern, nach alter Sitte das Seitengewehr umgehängt, dann entblößen sie zuerst ihr Haupt und stimmen das alte Landsgemeindelied an:

Alles Leben strömt aus dir.

Bei diesem Glauben will das Schweizervolk bleiben.

Wie könnte es auch anders sein, als daß sich das religiöse Gefühl eines Volkes immer wieder kräftigen muß in einem Lande, in dessen Geschichte sich Gott oft genug bezeugt hat als der Gott, der Gebete erhört und die beschirmt, die auf ihn trauen, in dessen landschaftlicher Schönheit sich die Herrlichkeit des Schöpfers so überwältigend widerspiegelt, daß wir bekennen müssen:

Wenn am Schemel seiner Füße
Und am Thron schon solch ein Schein,
O, was muß an seinem Herzen
Erst für Glanz und Wonne sein.

* * *

Die Schweiz ist ein Bergland, in welchem wir drei parallele Zonen unterscheiden können: den Jura, die Hochebene und die Alpen. Sie bilden einen Bogen in der Richtung von Südwesten nach Nordosten.

Nördlich vom Jura, bereits außerhalb des Berglandes, in der oberrheinischen Tiefebene, da wo der Rhein in scharfer Kurve sich nach Norden wendet, liegt Basel, vermutlich eine römische Gründung. Die Stadt ist für die Verkehrsstraßen von London, Calais, Holland und Belgien, von den Rheinlanden und Südwestdeutschland her das natürliche Eingangstor der Schweiz, vermöge ihrer Lage eine rege und reiche Handelsstadt mit ansehnlicher Industrie. Wunderbar ist der Ausblick von der hohen Pfalz auf den mächtigen grünen Rheinstrom, und hinüber auf die waldigen Höhenzüge des Schwarzwaldes, von denen das Kirchlein von St. Christophona grüßt. Aber nicht weniger schön ist der Blick von einer der Rheinbrücken nach dem linken Ufer des Rheins, mit seinen alten Patrizierhäusern, nach der Pfalz mit dem aus rotem Sandstein erbauten zweitürmigen Münster, und mit dem schlichten Gebäude der Universität, die durch die Jahrhunderte hindurch wahre Kornphäen des Geistes unter ihren Lehrern und Gelehrten zählte, von dem berühmten Erasmus von Rotterdam bis herab zu dem Kunsthistoriker Jakob Burckhardt. Ganz nahe beim Brückenkopf der mittleren Brücke erhebt sich der Turm der St. Martinskirche; er erinnert uns an die Evangelische Missionsanstalt, die 1815 im Pfarrhaus zu St. Martin gegründet worden ist als eine köstliche Frucht der Erweckung zu Anfang des XIX. Jahrhunderts. Getragen von einem immer größer werdenden Kreis von lebendigen Christen in der Schweiz und in Deutschland hat dieses Missionswerk in den fast 100 Jahren seines Bestehens mithelfen dürfen, daß alle Lande der Ehre Gottes voll werden. So vereinigt sich auf dem Boden der Grenzstadt am Rhein die Offenbarung Gottes in einer lieblichen und entzückenden Natur mit seiner Offenbarung in der Geschichte dieser Stadt und der Offenbarung Gottes in der Gegenwart. Im Volksmund heißt die Stadt das „fromme Basel“, und nicht mit Unrecht. Diese Stadt, die mit zwei Landgemeinden einen eigenen kleinen Kanton bildet, hat auf das Geistesleben und auf das religiöse Leben der Schweiz einen ganz bedeutenden Einfluß ausgeübt. Durch Oekolampad für die Reformation ge-

wonnen, ist sie ein festes Bollwerk evangelischer Gesinnung und protestantischen Geistes geworden und geblieben. Neben der Basler Mission ist auch das Werk der freien Evangelisation von St. Chrischona eine Frucht der Erweckungszeit.

Von Basel führen die Eisenbahnstränge nach dem Innern der Schweiz, indem sie in verschiedener Richtung den Jura durchschneiden.

Dieses Gebirge, das im südöstlichen Frankreich von den Alpen abzweigt und dessen Ausläufer jenseits des Rheins, in Schwaben und Franken liegen, umschließt in einem weiten Bogen die schweizerische Hochebene, gegen die seine dunkeln, bewaldeten Hänge, aus denen hier und da ein bizarrer heller Kalkfelsen hervortritt, ziemlich steil abfallen. Von ferne gesehen, zum Beispiel von einem der aussichtsreichen Gipfel der Voralpen, erscheint der Jura als eine leichte, duftigblaue Wellenlinie ohne außergewöhnliche Erhebungen, die den nordwestlichen Horizont abschließt. Steigt man etwas höher, so ragen über den Jura die Kuppen der Vogesen und die bläulich-schwarzen Berge des Schwarzwaldes empor. Der Jura bildet nicht eine einzelne Kette, sondern besteht aus parallelen Höhenzügen, zwischen denen die muldenförmigen Täler liegen. Von einem Tal zum andern und wieder zur Hochebene haben sich oft die Gewässer einen Weg gebrochen, Klus genannt. Da treten die wilden zerrissenen Felswände ganz nahe aneinander heran und lassen nur noch ein kleines Stücklein Himmel frei. An den Lauf der brausenden Gewässer schmiegt sich eng die Straße an, während die Eisenbahn die engsten Stellen im Innern des Berges umgeht. Der Jura weist eine melancholische, weiche, monotone Schönheit auf, die ihre volle Pracht freilich erst im Herbst entfaltet, wenn die Nebel über die Bergweiden mit ihren vereinzelt stehenden Tannen dahinstreichen, und die steilen Hänge der Faltenzüge sich gelb und rot färben. In seinen Tälern wohnt ein lebhaftes, gewerbtätiges Völklein, dem die Natur ein leichtes Blut verliehen hat, um die Schwermut der Landschaft mit heiterem Sinn auszugleichen. In den Juradörfern des Waadtlandes, der Kantone Neuenburg und Bern, ist der Sitz der weltberühmten schweizerischen Uhrenindustrie, während auf den Höhen Landwirtschaft und Viehzucht getrieben wird. Auf einsamen Höfen wohnen mitten im französischen Sprachgebiet altbernische Täuserfamilien,

deren Vorfahren im 17. Jahrhundert um ihres täuferischen Glaubens willen aus ihrer Heimat, dem Emmental, von der streng orthodoxen Berner Regierung vertrieben worden waren und in dem damaligen Fürstbistum Basel, im jetzigen Berner Jura, ein Asyl gefunden haben. Mit derselben Zähigkeit haben sie nicht nur an ihrem Glauben, sondern auch an ihren altväterlichen Sitten und ihrer Sprache festgehalten. Freilich, Militärdienst müssen die Leute auch leisten, aber man gestattet ihnen, zur Schonung ihres Gewissens, als Sanitätsoldaten zu dienen.

Bis hinab an das Ufer des Rheins quer durch die Basler Landschaft und den nördlichen Teil des Aargaus zieht sich der Jura hin, gekrönt von den zahlreichen Ruinen stolzer Schlösser und Burgen, den Zeugen der untergegangenen Herrlichkeit des Raubrittertums. Hier in diesen Tälern haben sich die ersten Glaubensboten angesiedelt, irischottische und englische Mönche vom Kloster Luxeuil, um den noch heidnischen Einwohnern des Landes das Evangelium zu verkündigen. Die Überreste alter romanischer Kirchen im Münstertal und in dem am Ufer des Doubs gelegenen, von Felsen umschlossenen altertümlichen St. Ursanne erinnern noch an die klösterlichen Niederlassungen, die um die Zellen und Gräber dieser Heiligen entstanden waren. Sie sind auf den Römerstraßen, die Basel und die Rheinebene mit der Westschweiz verbanden, in dieses Gebirgsland vorgeedrungen. Wer heute auf einer der schönen Jurastraßen über die zahlreichen Paßübergänge und durch die Klusen wandert, oder von den Juratälern aus einen der Gipfel der letzten südlichsten Kette ersteigt, der begrüßt mit einem Ruf des freudigsten Erstaunens die sich zu seinen Füßen ausbreitende üppig fruchtbare schweizerische Hochebene und dahinter die zahllosen Gipfel der Doralpen und den silberglänzenden Kranz der Hochalpen vom Montblanc bis zum Titlis im Herzen der Schweiz.

Diese Hochebene zwischen Jura und Alpen, zieht sich in einer Breite von 40 bis 50 Kilometern in einem sanften Bogen vom Genfer See bis zum Bodensee. Eben wie Pommern ist das Land freilich nicht. Es ist Hügelland, das sich gegen den Jura etwas abflacht und neigt, so daß die der Nordseite der Alpen entströmenden Flüsse alle in nordwestlicher Richtung gegen die Rinne fließen, in der sich die Wasser in drei lieblichen Seen sammeln, und in der der mächtigste Fluß des Binnenlandes, die am

Sinisteraarnhorn entspringende Aare, dem Jura folgend, ihrer Vereinigung mit dem Rhein zustrebt. Da, wo sich die Aare nach Norden wendet, um durch einen breiten Einschnitt des Jura hindurch in den Rhein zu münden, in der Nähe der alten römischen Siedelung Vindonissa, dem heutigen Windisch bei Brugg, nimmt sie die Reuß auf, die vom Gotthard her kommt und den Vierwaldstätter See durchfließt. Gleich nachher vereinigt sie sich mit der Limmat, der Tochter der Glarneralpen, die aber diesen Namen erst nach ihrem Ausfluß aus dem langgestreckten Züricher See trägt. Die wasserreiche Hochebene mit ihren an die Vor-alpen sich anlehnenden waldigen Anhöhen kann sich zwar an Großartigkeit der landschaftlichen Szenerie mit den Hochalpen nicht messen. Aber es fehlt ihr nicht an überaus idyllischen und abwechslungsreichen Gegenden. Eine Wanderung durch dieses gesegnete Gelände, sei es zwischen den Weinbergen des Neuenburger- und Bieler Sees, sei es durch die Obstgärten des Thurgaus mit dem weiten Blick auf den Untersee, eine Fahrt auf dem Züricher See an den vielen aufblühenden Ortschaften vorbei mit dem Ausblick auf die Hochalpen, sie läßt uns verstehen, warum Klopstock bei einer solchen Fahrt ausgerufen hat: Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht! Ohne Mühe und Beschwerden gewinnt man von einem der vielen in der Hochebene über ihre Umgebung hervorragenden Berge, dem Gurten bei Bern, dem Napf im Emmental, dem Ätliberg bei Zürich, eine überaus lohnende Fernsicht, die uns zugleich die geographische und geologische Struktur des Landes deutlich macht. Da erkennt man, wie weit in grauer Vorzeit die Gletscher herabreichten, wie sie und nachher die Gewässer aus dem Hochgebirge das Material herbeiführten, aus dem jetzt die obersten Schichten der Hochebene bestehen. Die erratischen Blöcke, die sogenannten Findlinge, mächtige Felsblöcke von Granit, erinnern noch an die Zeit, da auch hier die Erde wüste und leer war.

Die Hochebene ist unstreitig der wichtigste Teil des Schweizerlandes. Ihre Bedeutung haben schon die Römer erkannt. Sie legten eine mächtige Militärstraße vom Genfer See bis nach Zürich und der Ostschweiz an, in welche auch die großartigen Alpenstraßen über den Simplon im Westen und die rhätischen Pässe im Osten einmündeten.

In dieser Ebene wurden die großen Schlachten geschlagen,

die über das Schicksal der Schweiz entschieden, am Morgarten, bei Sempach, bei Näfels am Eingang des glarnerischen Linthtales gegen Oesterreich, bei Laupen an der Saane und Sense westlich von Bern gegen den kyburgischen Reichsadel, bei Grandson am Neuenburgersee und bei Murten gegen den Herzog von Burgund, und im Schwaderloch bei Konstanz 1499 gegen den Kaiser. Seither blieb die Unabhängigkeit der Schweiz vom Reich und der habsburgischen Monarchie unbestritten. Was die Gründer des Schweizerbundes im Jahre 1291 am Brunnen und auf der Waldwiese des Rütli am Vierwaldstätter See beschworen hatten, das war in heißen Kämpfen endlich errungen.

Dafür loderte im 16. Jahrhundert und späterhin die unheimliche Flamme des Bruderzwistes empor. In der Höheebene marschierten die Heere der Züricher und Berner auf, um mit den Waffen in der Hand die Geltung des neuen Glaubens zu erzwingen, nachdem es bei der berühmten Badener Disputation 1526 nicht gelungen war, eine Einigung der streitenden Brüder herbeizuführen. Aber in der Kappeler Schlacht, wenige Stunden von Zürich, am südwestlichen Abhang des Albis, siegten 1531 die katholischen Eidgenossen, und Zwingli selbst, der die Truppen begleitet hatte, fiel unter den Streichen der Feinde. Sein Werk, die Reformation in Zürich und Bern und in den verbündeten Städten Basel, Schaffhausen und St. Gallen, blieb zwar bestehen. Es war in den Herzen der Bürger zu tief eingewurzelt. Aber einer weiteren Ausdehnung des evangelischen Glaubens im Schweizerland waren fortan unübersteigbare Schranken gesetzt. Noch dreimal brach der Religionskrieg aus. Bei Dillmergen im aargauischen Freiamt, am untern Laufe der Reuß, wurden 1656 die Berner geschlagen. Am gleichen Orte siegten sie 1712 über die katholischen Truppen. Damit erlangten die Reformierten die Vorherrschaft im Bunde, die ihnen auch 1847 im Sonderbundskriege nicht entrisen werden konnte. Von all den glorreichen Siegen der Eidgenossen heben sich um so dunkler die schweren Niederlagen ab, welche die Schweizer, obschon heldenmütig kämpfend, 1798 von den französischen Revolutionsheeren erlitten. Nach dem Sieg der Franzosen bei Grauholz, eine Stunde vor Bern, mußte sich diese Stadt ergeben, und dem Übergang Berns folgte die blutige Unterwerfung der Nidwaldner und der Schwytzer. Der Fall der alten Eidgenossenschaft war nicht un-

verschuldet. Es fehlte die Zuversicht zum Sieg. Die herrschenden Stände hatten ihre Macht mißbraucht, und ein Gericht über das entartete Geschlecht war von den einsichtigen Freunden des Volkes vorausgesehen worden. Umsonst hatte der große Albrecht von Haller, der Dichter der „Alpen“, seinen Landsleuten die ernste Frage vorgehalten:

Sag' an Helvetien, du Helden-Vaterland,
Wie ist dein altes Volk dem jetzigen verwandt?

Sie verhallte wirkungslos. So mußte der Zusammenbruch kommen. Dieselbe Nation, deren lockere, freie Sitten die oberen Stände nur zu begierig nachgeahmt hatten, machte der alten Eidgenossenschaft ein Ende. Aber auf den Trümmern der alten erstand unter Gottes gnädiger Vorsehung eine neue Eidgenossenschaft, so daß das bei Neuenegg und Grauholz geflossene Blut nicht umsonst vergossen war. Die Untertanenverhältnisse sind aufgehoben worden. Was Schiller in seinem Tell den Männern auf dem Rütli in den Mund legt, der Schwur:

Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr,
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen,

das wurde das hohe Ideal der neuen Schweiz.

Eine neue Zeit ist auch mit dem neuen Jahrhundert angebrochen, eine Zeit des Ausbaues der Volksrechte, des Aufschwungs von Handel, Gewerbe, Industrie und Landwirtschaft, an welchem gleichmäßig die verschiedenen Städte und Gegenden der Schweiz Anteil haben. Dazu hat auch das geistige Leben, das an sieben Universitäten gepflegt wird, eine Blütezeit erlebt. Zürich, die größte Stadt der Schweiz, die Metropole der Ostschweiz, und Bern, die Bundesstadt mit ihren schönen Bundesgebäuden sind die bedeutendsten Städte der deutschen Schweiz geblieben. In Zürich laufen die Fäden des Handels und der Industrie zusammen, Bern ist der Sitz der Bundesregierung, der Mittelpunkt des politischen Lebens. Beide Städte haben trotz ihres starken Wachstums und trotz der gewaltigen Veränderungen, welche die Neuzeit mit sich gebracht hat, trotz der Außenquartiere mit ihren

vielen Mietskasernen, trotz Eisenbahnen und Tramways, wenigstens in der Altstadt ihr schönes altertümliches Stadtbild bewahrt. Wer vom Züricher See her an einem schönen Sommerabend mit dem Dampfboot nach Zürich fährt, den grüßen bei der Einfahrt die Wahrzeichen des alten stolzen Zürich, das Großmünster mit seinen beiden Türmen, die Türme von St. Peter und Fraumünster und die alte gotische Wasserkirche mit dem Zwingliendenkmal. Bern weist an seinem Stadtbild eine Eigentümlichkeit auf, die keine andere größere Schweizerstadt besitzt, und die das Entzücken aller Fremden hervorruft. Es sind seine „Lauben“, Arkaden mit offenen Rundbögen gegen die Straßen, welche die Trottoire überdecken. Auf einer felsigen Halbinsel gelegen, gleich der benachbarten Zähringerstadt Freiburg, von der grünen Aare umrauscht, darf Bern mit seinen älteren und neueren Hochbrücken und mit seinem unvergleichlichen Alpenpanorama, in dessen Mittelpunkt Jungfrau, Mönch und Eiger leuchten, als die schönste Stadt der Schweiz gelten. Sein gotisches Münster, an welchem der Reformator Berns, Berchtold Haller, Pfarrer war, ein Bau aus der Zeit der Spätgotik, seine Türme, sein altertümliches Rathaus mit der großen überdachten Freitreppe, seine alten Häuser mit vorspringenden Erkern, das an einem Markttage in den Straßen der Stadt pulsierende echte und unverfälschte bürgerliche Volksleben, sie sind die Sehenswürdigkeiten dieser Stadt. Neben Bern und Zürich streben auch die andern Städte der Hochebene mächtig in die Höhe, die Industriestädte Winterthur und St. Gallen in der Ostschweiz, das kleine heimelige Aarau an der Aare, die Bischofsstadt Solothurn am gleichen Fluß mit starken Schanzen und Mauern. Vor allem aber verdient die alte Leuchtestadt Luzern, so deutet man ihren Namen, um ihrer unvergleichlichen Lage am Ausfluß des schönsten Sees der Schweiz, des Vierwaldstätter Sees, der Erwähnung. Zinnengekrönte Mauern mit zahlreichen Türmen, welche die Stadt auf der Landseite gegen Angriffe und Überfälle schützten, erinnern an die Zeit der Kämpfe um die junge Schweizerfreiheit, während die vielen Hotelpaläste an dem breiten Quai uns die Bedeutung Luzerns als eines Fremdenzentrums der Neuzeit deutlich machen. Unweit der Hofkirche ist am Eingang des weltberühmten Gletschergartens Thorwaldsens sterbender Löwe in eine Felswand eingehauen. Tödlich verwundet deckt er mit einer Taße das Lilienwappen der

Bourbonen, ein erhabenes Denkmal der Treue und Tapferkeit der Schweizergarde in Paris, die sich für den König Ludwig XVI. niedermeßeln ließ. Hier beginnt die Gotthardbahn, die Deutschland und die Schweiz als die bedeutendste Verkehrsader mit Italien verbindet. In früheren Zeiten fuhr man mit dem Dampfschiff nach Flüelen, wo die Post die Reisenden nach dem Gotthard aufnahm. Der Vierwaldstätter See und seine Umgebung ist ein wahres Dorado. Seine Wasser bespülen stolze Berge, welche die umfassendste Rundsicht gewähren: der Pilatus, der Bürgenstock, das Stanserhorn, der Seelisberg, der Aargenstein, und ganz besonders die Regina montium, der Rigi, an dessen sonnigen, geschützten Hängen Lorbeer und Feigenbäume im Freien wachsen. Zu der paradiesischen Schönheit dieses Fleckchens Erde treten die geschichtlichen Erinnerungen, die die hohle Gasse bei Kühnacht, Brunnen am Ende der Aargenstraße, gegenüber dem Schillerstein, die Telskapelle und das Rütli in jeder Schweizerbrust wecken. Reicht das Nordende des Sees noch in die Hochebene, so liegt sein südlichstes Becken, der Urnersee, bereits im Gebiet der Hochalpen, im Schatten des mächtigen, gletschergepanzerten Urirotstocks.

Die Alpen sind das Juwel des Schweizerlandes, sein Stolz und seine Freude, seine Burg und Schutzwall. Wie der Jura sind auch die Alpen ein langgezogenes Kettengebirge, das sich von der Küste des Mittelmeeres in einem nach Süden offenen Bogen in seinem mittleren und schönsten Teil durch unser Land zieht, um an dem Ufer der Donau eine natürliche Grenze zu finden; die nördliche und die südliche Kette berühren sich an dem ausgedehnten Gebirgsstock des St. Gotthard. Die Einschnitte des Reußtales und des Tessins zerlegen beide Ketten in je eine westliche und eine östliche Hälfte. Zwischen Rhone und Reuß erheben sich die Berneralpen, zwischen Rhone und Tessin die Walliseralpen, östlich der Reuß und nördlich des Vorderrheins die Glarneralpen und südlich vom Vorderrhein und östlich des Tessins das ausgedehnte Gebiet der Graubündneralpen. Jedes dieser Alpengebiete hat seine besondere Schönheit und Eigenart, und unnütz ist es, darüber zu streiten, wo es am schönsten ist. Der eine preist die weltberühmte Aussicht vom Gornergrat auf das grandiose Monterosamassiv und das trohige, einem gekrümmten Riesenfinger gleichende Matterhorn. Ein anderer

rühmt das Amphitheater von Eis und Fels, das ihn in Saasfee umgibt. Diesen zieht es immer wieder ins Berner Oberland, an den blauen Thunersee zu den Füßen der breiten Pyramide des Niefens und der unvergleichlich leuchtenden Gletscher der Blümlisalp, ins Bödéli nach Interlaken, wo zwischen den grünen Kulissen der Vorberge die königliche Braut unter den alpinen Majestäten, die Jungfrau, sich in ihrer ganzen Schönheit enthüllt, oder hinauf am Staubbach vorbei, nach Mürren, oder nach der Wengernalp, wo man die drei Berge Eiger, Mönch und Jungfrau in nächster Nähe hat. Einem andern hat es das rings von hohen Bergen eingeschlossene Alpenthal von Engelberg angetan, wo die Wasser des Titlis und der zerrissenen Spannörter zusammenströmen. Wer aber wandern und sich dazu auch Zeit nehmen kann, der ergreift den Bergstock und eilt nach der schauerlichen Wildnis der Grimsel, und über den obern Teil des Rhonegletschers am Nägelisgrätli vorbei nach der Furka, von wo sich einer der prachtvollsten Ausblicke nach den Berneralpen, vor allem dem Finsteraarhorn, erschließt; von dort hinab ins baumarme, hochgelegene Urserntal und durch die Schöllenschlucht ins Urnerland, oder über den hohen St. Gotthardpaß in das Tessin, oder über den Oberalppaß ins Bündnerland. Längst ist ja die Schönheit des lieblichen Engadins mit seinen drei Seen und der Gletscherwelt des Bernina weltbekannt. Nicht nur im Sommer, sondern mitten im kalten Winter, wenn alles von Schnee und Eis starrt, suchen Tausende St. Moritz auf, in dessen reiner Atmosphäre die helle Winter Sonne über Tag eine sommerliche Wärme ausstrahlt.

So verschiedenartig nun auch die einzelnen Alpengebiete sind mit ihren wechselnden Szenerien und immer neuen Formen, als hätte die schaffende und gestaltende Natur sich selbst überbieten wollen, der Eindruck, den die Alpenwelt auf den empfänglichen Beschauer macht, ist doch überall derselbe, und ihre Schönheit ist dieselbe, unendlich groß, so daß sie keines Malers Pinsel wiedergeben, keines Dichters Begeisterung schildern kann, ein Abglanz wahrer göttlicher Größe und Herrlichkeit.

Ich weiß auch nicht, soll ich der Stunde den Vorzug geben, da die ersten Strahlen der Morgensonne den höchsten Spitzen ein güldenes Krönlein aufsetzen, während im Tale noch die blaue Dämmerung flimmert, oder dem vollen Mittag, wenn Gletscher

und Firnen von blendendem Licht übergossen sind, so daß du dein Auge schützen mußt vor dieser Fülle des Lichts, oder dem stillen Abend, wenn er dir den seltenen Anblick des Alpenglühens schenkt. Du wartest mit Andacht und Sehnsucht, bis die Sonne die Linie des Jura berührt, und im Westen der Abendstern aufgeht. Dann fängt es an zu glühen im ewigen Eis, erst golden, dann röter, als hätte eine unsichtbare Hand die Gletscher in Blut und Blut getaucht. Aber schon rücken von unten die dunklen violetten Schatten herauf. Die zündende Fackel ist erloschen, das Rot erbleicht und mischt sich mit dem weichen Schatten der Nacht, und nach wenigen Minuten liegen die Firne so bleich, so weiß da, als wäre alles Leben mit dem Licht erstorben.

Doch nicht nur die Schönheit des Schöpfers preisen die Alpen. Sie sind in ihrer Erhabenheit, ja mit ihren Schrecknissen auch Zeugen des Gottes, der sich in menschliche Begriffe nicht einspannen läßt. Kein Wunder, daß die Alten, die für Naturschönheiten weniger empfänglich waren, nur mit Furcht und Abscheu von diesen Bergen redeten, die ihre Seelen mit unheimlichem Grauen erfüllten. Wer, der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb, über einen Alpenpaß hatte reisen müssen, wußte nur von den Gefahren und den Furchtbarkeiten des Gebirges zu erzählen, von grauenerregenden Abgründen, von scheußlichen Eismassen, von fürchterlichen, verheerenden Stürmen, von Lawinen und Bergstürzen, von finstern Nebeln, von Drachen und Ungetümen, so daß sich die seltsamsten Vorstellungen bildeten. Etwas von diesem Grauen vor der Wildnis der Berge zittert noch in Schillers Berglied nach, in welchem er die Reise durch die Schöllenen zum Gott hard mit den Worten beginnt:

Am Abgrund leitet der schwindlichte Steg,
 Er führt zwischen Leben und Sterben;
 Es sperren die Riesen den einsamen Weg
 Und drohen dir ewig Verderben.
 Und willst du die schlafende Löwin¹⁾ nicht wecken
 So wandle still durch die Straße der Schrecken.
 Es schwebt eine Brücke²⁾, hoch über dem Rand
 Der furchtbaren Tiefe gebogen.
 Sie ward nicht erbaut von Menschenhand,

¹⁾ Lawine.

²⁾ Die Teufelsbrücke.

Es hätte sich's keiner verwogen;
 Der Strom braust unter ihr spat und früh,
 Speit ewig hinauf und zertrümmert sie nie.

Es öffnet sich schwarz ein schauriges Tor¹⁾,
 Du glaubst dich im Reiche der Schatten,
 Da tut sich ein lachend Gelände²⁾ hervor,
 Wo der Herbst und der Frühling sich gatten;
 Aus des Lebens Mühen und ewiger Qual
 Möcht ich fliehen in dieses glückselige Tal!

Auch wenn wir heutzutage die Schrecknisse der Alpen mit andern Augen anschauen und auch in ihnen die Erhabenheit des Schöpfers staunend bewundern, so haben die Berge doch an Gefährlichkeit nichts eingebüßt. In den Gletscherspalten und an den schwindelnden Felsen lauert der Tod, und wie viele Hunderte, welche die Leidenschaft nach den eisigen Höhen erfaßt hat, haben sie mit einem frühen Tode bezahlen müssen. Sobald die Sonne am Tage wärmer brennt, lösen sich an den steilen Firnen die Steine und sausen Verderben bringend zu Tal, es lösen sich die Lawinen und stürzen donnernd in die Tiefe, und wehe dem Mutigen, der sich dann nicht unter einen überhängenden Felsen flüchten kann. Wie viele, die einmal in ihrem Leben ein Edelweiß pflücken wollten, haben sich dabei verstiegen und sind infolge eines Mißtrittes oder Fehlgriffes gestürzt. Auch der zuverlässigste, der berggewohnte Führer, der oftmals dem Tode ins Angesicht geschaut, ist in den Bergen seines Lebens nicht sicher. Wenn plötzlich ein Unwetter losbricht, wenn der Sturm heult in den zerklüfteten Felsen, wenn der Himmel sich verfinstert und Blitz um Blitz herniederfährt, daß du den Pickel wegwerfen mußt, wenn eisiger Hagel dir ins Gesicht gepeitscht wird, dann gnade dir Gott! Und doch, wer wollte den tadeln, der diesen Gefahren trotzt, der in jugendlichem Wagemut sein Leben aufs Spiel setzt, um mit Anspannung aller Kräfte ein solches Ziel zu erreichen? Wohl dem Volk, wohl dem Lande, das solche Jünglinge und

¹⁾ Das Urnerloch, ein Tunnel, der aus den Schöllenen an der Stelle, wo für die Straße nicht Raum ist, ins Urserental führt.

²⁾ Das Urserental, Andermatt und Hospental.

Männer erzieht. Es sind die Schlechtesten nicht, die im ewigen Schnee gebettet ihr Grab gefunden haben.

Auch das Bergvolk weiß von den Schrecknissen der Alpen ein ernstes Lied zu singen. Die Trümmerfelder von Elm im Glarnerland und von Goldau am Fuß des Rigi und des Roßberges decken friedliche Dörfer und blühende Wiesen. Die Lawinen haben unzählige Hütten, Menschen und Vieh begraben. Die Schneestürme des Winters haben manchem einsamen Wanderer den Tod des Erfrierens gebracht. Wenn die Bergbäche nach einem Gewitter anschwellen, dann bringen ihre tosenden, gelbbraunen Wasser Tod und Verheerung, Verwüstung für das Alpenland. In wenigen Stunden ist oft die Ernte des ganzen Jahres vernichtet. Schwarz wie die Nacht wird plötzlich der Himmel. Fahle, gelbe Nebelflecken jagen, wie aufgeschrecktes Wild, wie Sturmvögel, vor den Wolken dahin. Nun zuckt der erste Strahl und der Donner widerhallt von den gespensterhaften dunklen Felswänden. Unten im Tal läuten die Kirchenglocken Sturm. Das Vieh flüchtet sich unter eine gewaltige Schärmtanne. Dann braust und rauscht es in den Höhen, als hätten die Himmel ihre Schleusen aufgetan. Es donnern die Gießbäche, und es löst sich das Erdreich und wälzt sich, eine braune, schlammige Masse, zu Tal. Endlich läßt der Sturm nach, die Wolken zerteilen sich, ein Stücklein blauer Himmel und die Spitzen der Berge werden sichtbar. Unten aber steht der Mensch vor seiner Hütte und überschaut das Bild der Zerstörung. Keine Wimper zuckt in den wetterfesten Zügen. Er streckt die sehnigen Arme aus und geht, zum Kampf geboren und zum Kampf erzogen, aufs neue an seine Arbeit, weiß er doch, daß eidgenössischer Brudersinn ihm hilft, und daß der Allmächtige den Tapfern segnet.

Du aber empfängst in solchen Stunden den gewaltigsten Eindruck, den der Mensch empfangen kann. Nach dem Gefühl der Bewunderung für die Schönheit der Werke Gottes ahnst du seine Größe und Ewigkeit, spürst du deine eigene Kleinheit und Nichtigkeit. Diese Felswände haben auf zahllose Geschlechter herabgeschaut, die zu ihren Füßen arbeiteten und spielten, lachten und weinten, sich freuten und litten. Sie waren seit Menschengedenken wie sie jetzt sind, du aber bist wie das Gras auf den schmalen Felsbändern, heute grün und morgen welk. Da hebst du deine Augen auf zu den Bergen! Du verstehst jetzt die glänzende Reinheit der

Sirne, ein Abbild dessen, der ohne Flecken und Wandel ist. Ihr Leuchten redet von einer Güte, die alle Morgen neu ist. Die Quellen und Bächlein, die aus den Felsenbrüsten hervorsprudeln, sie sind der Segen, mit dem der Allmächtige die Erde segnet. Du fragst in der Stille, die deine Seele mit Feierlichkeit erfüllt: woher kommt nur die Hilfe? Und die ewigen Berge antworten: meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Da kannst du nicht anders, als mit dem Dichter sagen:

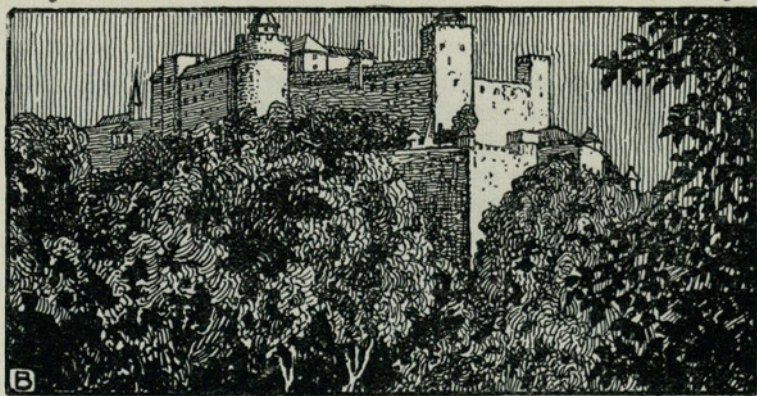
Wie pocht das Herz mir in der Brust
 Trotz meiner jungen Wanderlust,
 Wann, heimgewendet, ich erschäut'
 Die Schneegebirge, süß umblaut,
 Das große stille Leuchten!

Ich atmet' eilig, wie auf Raub,
 Der Märkte Dunst, der Städte Staub.
 Ich sah den Kampf. Was sagest du,
 Mein reines Firnenlicht dazu,
 Du großes stilles Leuchten?

Nie prahlt' ich mit der Heimat noch
 Und liebe sie von Herzen doch,
 In meinem Wesen und Gedicht
 Allüberall ist Firnenlicht,
 Das große stille Leuchten.

Was kann ich für die Heimat tun
 Bevor ich geh' im Grabe ruhn?
 Was geb' ich, das dem Tod entflieht?
 Vielleicht ein Wort, vielleicht ein Lied,
 Ein kleines stilles Leuchten!

(C. S. Meyer.)



Steiermark

Von Wilhelm Hgenstein.

Wenn nach langem, hartem Winter unter Märzstürmen und Aprilschauern der Frühling ins Land zieht, da wacht neues Leben auf. Die Erde bedeckt sich mit einem grünen Schleier. Die Bäume schmücken sich mit frischem Laub. Die Tiere erwachen vom Winterschlaf. Die Menschen grüßen den Frühling mit frohen Liedern. Und solch ein Frühlingserwachen erleben wir jetzt in Österreich. Es ist dort 1898 eine evangelische Bewegung entstanden. Sie ist ein Tatbeweis dafür, daß in einem Lande durch Jahrhunderte das Evangelium verschüttet sein kann und dann noch einmal hervorbricht und sich als siegreiche Macht beweist. Der Hauptherd der Bewegung ist neben Böhmen Steiermark. Ich lade den freundlichen Leser ein zum Besuch der wichtigsten evangelischen Gemeinden dieses herrlichen Alpenlandes.

Wir besteigen in Wien die Südbahn. Sie führt uns bald auf den Semmering. Alles drängt sich im schmalen Seitengang des Zuges zusammen, um die wundervolle Aussicht in die großartige, stets wechselnde Gebirgslandschaft zu genießen. Das Auge kann sich nicht satt sehen an den hohen Bergen mit den grünen Matten. Über schwindelnde Tiefen, durch eine stattliche Zahl Tunnel führt uns die keuchende Maschine.

In Mürzzuschlag steigen wir aus. Ein liebliches Bild taucht vor unseren Augen auf. Vom Berge herab grüßt uns die im Jahre 1900 eingeweihte evangelische Kirche. Die schlanke,

schmucke, herzige Kirche beherrscht das freundliche Mürztal. Ihre Geschichte ist auf das innigste verknüpft mit dem Namen des Dichters Peter Rosegger. Er ist dem Pfarrer Kappus, einem Schwaben, welcher 1899 in das bis dahin fast ganz unversorgte Mürztal kam, ein überaus tatkräftiger Mitarbeiter geworden. Seinem im Jahre 1900 erlassenen Aufruf ist die Kirche hauptsächlich zu danken.

Bei der am 17. Juni 1900 stattfindenden Grundsteinlegung zur Heilandskirche sprach Rosegger zu den Hammerschlägen auf den Grundstein die Worte: „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden.“ Die Einweihung der ersten durch die Los-von-Rom-Bewegung entstandenen evangelischen Kirche in den Alpenländern fand am 18. November 1900 statt. Ein Markstein in der Kirchengeschichte der grünen Steiermark! Rosegger nahm teil an der überaus erhebenden von fast 2000 Personen besuchten Feier; in seiner Bescheidenheit aber hatte er die Bedingung gestellt, daß sein Name bei der Feier nicht genannt würde. Wenn Rosegger auch äußerlich sich nicht getrennt hat von der katholischen Kirche, ist sein Herz doch evangelisch, und darum nimmt er auch gern am evangelischen Gottesdienst teil. Als ihm jemand den Vorwurf machte, daß er zwischen zwei Stühlen sitze, meinte er: „O, das macht nichts, ich rücke mir die zwei Stühle dicht nebeneinander, und dann sitze ich ganz bequem darauf.“ Es sei noch ein sinniges Wort seines Bruders, eines schlichten Landwirtes in Steiermark, erwähnt. Als dieser zum ersten Male dem evangelischen Gottesdienst in Mürzzuschlag beigewohnt hatte und gefragt wurde, wie ihm der Gottesdienst gefallen habe, meinte er: „Ich merk's halt, bei euch Lutheranern ist die Hauptsache die Hauptsache, bei uns Katholiken ist die Nebensache die Hauptsache.“ Welch treffendes, feinsinniges Urteil des schlichten Landmanns! Des Dichters Kinder sind sämtlich übertreten. Als die jüngste Tochter mit 14 Jahren evangelisch geworden war, machte er mit Pfarrer Kappus aus Mürzzuschlag einen Spaziergang. Plötzlich bleibt er stehen und sagt zu ihm: „Wissen Sie, was ich tun möchte?“ — „Nun?“ — „Nach Mariazell wallfahren und der Maria danken, daß meine Kinder evangelisch geworden sind.“ Erstaunt fragt sein Begleiter: „Ja, glauben Sie denn, daß Maria sich darüber freut?“ — „Ohne Zweifel, denn Maria war gut evangelisch.“ Wir lächeln, wenn wir diese

Antwort hören, aber darin zeigt sich der ganze Rosegger. Sein Ideal wäre, daß in derselben Kirche, in der früh 6 Uhr eine deutsche Messe vom katholischen Priester gelesen wird, um 9 Uhr der evangelische Pfarrer eine evangelische Predigt hielt.

Zu der Kirche ist unter dem Nachfolger des Pfarrer Kappus ein Pfarrhaus hinzugekommen. Die Zahl der Übertritte bis 1. Januar 1911 beträgt 533; 311 davon freilich wohnen in der Tochtergemeinde Bruck an der Mur, die die Selbständigkeit anstrebt. Die Arbeit im Mürztal, das sich 45 Kilometer nach Westen erstreckt, ist nicht leicht, da die Glaubensgenossen sehr zerstreut wohnen. Unter der Schneealp und der Raß, den himmelragenden Bergriesen mit ihren Föhrenwäldern und Felsenabhängen, da haufen sie, meist arme Holzknechte, die sich ihre bescheidenen Lebensmittel oft bis zu 20 Kilometer weit herschleppen müssen. Da muß der Pfarrer, der gottlob eine gute Gesundheit hat, zu Rad, zu Schlitten, zu Wagen, zu Fuß — wie es gerade kommt — bei jedem Wetter hinaus, um hier 15 Kinder zu unterrichten, wie in Neuberg oder Mürzsteg, dort Gottesdienst zu halten, wie in Veitsch, dort in einem entlegenen Seitental, einem „Graben“, alten lebensmüden Greisen die Wegzehrung zu geben, oder 15 Holzknechtsfamilien eine Andacht zu halten, — eine harte Arbeit!

Von Mürzzuschlag führt uns die Südbahn in zwei Stunden nach der Hauptstadt der grünen Steiermark, nach Graz. Graz ist eine kerndeutsche Stadt, mit wunderschöner Umgebung; sie kann an Schönheit mit Salzburg wetteifern, rings von hohen Bergen eingeschlossen. Wie lieblich liegt der Hilmteich da, auf dem die Boote lustig schaukeln! Wie wunderbar ist die Fernsicht von der Hilmwarte und dem Schloßberg, der inmitten der Stadt sich als stolzer Kegel erhebt! Am Fuße desselben erstreckt sich der selten schöne Stadtpark, eine Zierde, wie ihn kaum eine zweite Stadt aufzuweisen hat. Die evangelische Gemeinde in Graz, begründet im Jahre 1821, zählte im Jahre 1897 noch 3400 Seelen, während sie Anfang 1911 ca. 7000 betrug, darunter 3212 Übergetretene. Seit 1898 wirkt in Graz Senior Eckardt, ein Sachse von Geburt, der früher zwölf Jahre lang die evangelische Gemeinde in Prag geleitet hat. In seiner Studierstube liegt ein Mauerstein. „Ist Ihnen der Stein noch nicht aufgefallen?“ fragte er mich eines Tages. „Dieser Stein ist mir außer manchem andern von wütenden Tschechen, die in Prag

mein Pfarrhaus bestürmten, in das Schlafzimmer geworfen worden. Die Kinder, von denen das jüngste kaum 14 Tage war, mußten aus dem Bett gerissen und in einem Hinterzimmer in Sicherheit gebracht werden.“ Von ihm kann man sagen, Gott hat den rechten Mann zur rechten Zeit an die rechte Stelle gestellt. Senior Eckardt ist ein tatkräftiger, umsichtiger, unverdrossener Arbeiter, ein Organisator ersten Ranges. Ihm hat die evangelische Gemeinde in Graz, ja die evangelische Kirche in Steiermark und darüber hinaus viel zu danken. Seinen rastlosen Bemühungen ist der großartige Ausbau der Muttergemeinde Graz und die Selbständigkeit der Pfarrgemeinden Fürstenfeld und Stainz zu danken. Er selbst hat von Anfang an die große Bedeutung der evangelischen Bewegung mit scharfem Blick erkannt und sie kraftvoll in die richtigen Bahnen geleitet. Er hat sich jederzeit als der besonnene, väterliche Berater der mehr als 20 jungen Pfarrer und Vikare erwiesen, der nach Möglichkeit jede Individualität sich auswirken ließ. Mir wenigstens hat er durch sein liebevolles Eingehen auf meine jugendlichen Wünsche und Ideen jederzeit die Arbeitsfreudigkeit erhöht. Ihm ist in Graz außer anderem die Einrichtung des Kindergottesdienstes, des evangelischen Töchterheims, der Neubau des Waisenhauses und die Einrichtung einer zweiten Pfarrgemeinde auf der anderen Murseite zu danken. Auch um die vorzüglich geleitete und großes Ansehen auch bei Katholiken genießende evangelische Schule (viele katholische Kinder besuchen sie) hat er die größten Verdienste.

Von Graz führt uns die Bahn in 3½ Stunden an die ungarische Grenze nach Fürstenfeld, „der strammen Grenzwaacht deutscher Kultur und Sitte“. Vor den Drangsalen der Gegenreformation unter Ferdinand II. war dies an Ungarns Grenze gelegene aufblühende entschieden deutsche Städtchen gut evangelisch. In der Chronik der Stadt Fürstenfeld von Lange wird erzählt: „Die lutherische Lehre breitete sich trotz aller Gegenmaßregeln immer mehr und mehr aus; im Jahre 1549 war der größte Teil der Fürstenfelder Bevölkerung dem neuen Glauben zugetan.“ Und ein anderer berichtet (Krauß: Führer durch die nordöstliche Steiermark): „Die 1517 von Wittenberg ausgehende Reformation ergriff bekanntlich auch Steiermark mit elementarer Gewalt, und um das Jahr 1549 war auch der größte Teil der Bevölkerung der Stadt Fürstenfeld „lutherisch“, ja, es wurden in diesem

Jahre vom Magistrate der Stadt sogar die Augustinermönche vertrieben, wie auch zwei Pfarrer von Fürstenfeld lutherische Prediger wurden, und zwar Max Weilhauser (1556) und Thomas Nylius (1571). Mit der gewaltsamen Maßregelung der Bürger durch die unter starker Bedeckung das Land durchziehende Gegenreformationskommission, die am 6. Mai 1600 hier anlangte, erlosch, nachdem viele, zähe an der neuen Lehre hängende Bürger der Heimat für immer den Rücken kehrend, über die ungarische Grenze gewandert waren, auch hier die neue Lehre.“

Noch heute finden wir große deutsch redende evangelische Gemeinden auf ungarischem Gebiet an der steierischen Grenze. Während meiner siebenjährigen Tätigkeit in Fürstenfeld hatte ich lebhafteste Fühlung mit einer Reihe dieser ungarischen Grenzgemeinden; ich habe auf fünf verschiedenen Kanzeln gestanden und von den biedern, treuherzigen Glaubensgenossen viel und opferwillige Unterstützung gefunden. Mit aufrichtiger Dankbarkeit gedenke ich auch der liebevollen Aufnahme in den Pfarrhäusern, besonders im Eltendorfer, wo der inzwischen heimgegangene Pfarrer Tomka mit heiligem Ernst und vorbildlicher Treue mit seiner ihm gleichgesinnten Gattin in großem Segen wirkte. Aus dem benachbarten Ungarn nun kehrten im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, angezogen durch die große über 2000 Arbeiterinnen beschäftigende K. K. Tabakhauptfabrik einige hundert in die Heimat ihrer Väter zurück. Freilich, eine Kirche fanden die Evangelischen nicht vor, ebensowenig gab es evangelischen Religionsunterricht für die Kinder. Der nächste ungarische Pfarrer, Huber in Kaltenbrunn, besorgte die nötigsten Amtshandlungen und hielt auch einigemal Gottesdienst im Kogelmannschen Gasthause zu Fürstenfeld. Als dieses nicht mehr zureichte, stellte ein katholischer Brauereibesitzer, der im vorigem Jahre verstorbene Kajetan Pfersch, seinen in einer Schlucht dicht bei der Stadt gelegenen Eiskeller in hochherziger Weise kostenlos zur Verfügung. Über diesem Eiskeller befand sich ein früher als Tischlerwerkstatt gebrauchter, später unbenußter Saal. In diesem Raum hat die Fürstenfelder Gemeinde vom 13. Oktober 1895 bis zum 2. Februar 1910, also fast 15 Jahre hindurch ihre Gottesdienste gehalten. Eine Stätte, die für den Schreiber dieser Zeilen mit erhebenden, unvergeßlichen Erinnerungen verbunden ist. War der Raum, der zweimal erweitert werden mußte, auch ganz schlicht und einfach, wurden

auch die Türpfosten und die Dielen und Füße der Bänke vom Schwamm zerfressen, versagte im Winter unser Harmonium auch manchmal wegen der Feuchtigkeit den Dienst, der Betsaal wies doch den schönsten Schmuck auf, den man sich für eine Kirche denken kann, eine zahlreiche, nach dem Evangelium vom gekreuzigten Heiland hungernde Gemeinde. Wie oft durfte ich in eine gespannt und dankbar lauschende Menge schauen, auf deren Gesichtern nirgends Unmut über die peinvolle Engigkeit, sondern nur die mannigfachen Abstufungen des Glaubens von der demütigen Ergebung bis zur vertrauensvollen Zuversicht zu lesen waren. Wie kräftig und freudig wurden unsre Choräle gesungen! Wie freute sich die Gemeinde an den zweistimmigen geistlichen Liedern, welche vom Kirchenchor nach der „Missionsharfe“ und der „Frohen Botschaft“ eingeübt wurden. Wie sangesfreudig waren auch die Kinder, welche bis zum Jahre 1899 ohne Religionsunterricht gewesen waren und darum auch unsre Lieder nicht kannten. Wie gern haben sie die Gottesdienste und Familienabende mit ihren Liedern und Deklamationen verschönt! Unvergeßlich ist mir, welche freudige Überraschung wir einer stark schwindsüchtigen Fabrikarbeiterin bereiteten mit den ersten zwei zweistimmigen Liedern. Sie war rührend dankbar für die fast täglichen Besuche, die ich ihr machte. Zum „Vorbeten“ hat sie ja keinen Geistlichen früher gehabt. Sie klagte mir eines Tages: „Ach, könnte ich nur einmal eine Predigt von Ihnen hören oder wenigstens eins der schönen Lieder, welche die Kinder bei Ihnen gelernt haben!“ Den ersten Wunsch zu erfüllen, war unmöglich wegen ihrer großen Schwäche, aber der zweite wurde ihr erfüllt. Es war am 9. Juli 1899, da nahm ich nach dem Gottesdienst 8—10 meiner kleinen Sänger mit in ihre bescheidene Wohnung. Ohne daß die Todkranke die geringste Ahnung hatte, stimmten die Kinder zweistimmig an: „So nimm denn meine Hände und führe mich bis an mein selig Ende und ewiglich,“ dann folgte das ebenso ergreifende: „Harre meine Seele, harre des Herrn.“ Meine Feder ist zu schwach, den Eindruck zu schildern, den diese innigen Lieder auf die Ahnungslose machten. Mit zitternder Stimme und Tränen im Auge stammelte sie uns ihren heißen Dank. Es war die letzte Freude, die wir ihr bereiten konnten. Nach wenigen Wochen trugen wir sie hinaus auf unsern kleinen evangelischen Friedhof. Ein langer Zug, Steirer und Ungarn,

Evangelische und Katholiken, haben ihr das letzte Geleit gegeben. Wie waren wir überrascht, als auf dem Friedhof schon Hunderte von Katholiken warteten! Sie wollten die deutsche Grabrede des ersten evangelischen Geistlichen in Fürstenfeld hören, statt der lateinischen Gebete bei den katholischen Begräbnissen. Für mich, den Anfänger im Amte, war es das erste Begräbnis, das ich überhaupt zu leiten hatte, und doch fiel es mir nicht schwer, vor den 500 bis 600 Hörern zu sprechen. Die Heimgegangene war eine gläubige Jüngerin ihres Herrn und Heilands gewesen und hatte 200 Kronen von ihren Ersparnissen als Baustein fürs künftige Kirchlein in ihrem letzten Willen bestimmt. Wie gern hätte sie noch die Lutherglocken der neuen Kirche gehört! Gott hatte es anders mit ihr beschlossen. An die wehmütigen und doch erhebenden Stunden in ihrem Krankenzüßchen erinnert mich heute noch ein Schreibzeug von Porzellan, das sie vor ihrem Ende mir als Andenken vermachte. So oft mein Blick in meinem Studierzimmer darauf fällt, gedenke ich meiner ersten Kranken. Ebenso dankbar zeigten sich die andern Kranken, es waren meist Lungenkranke. Sie waren ja seelsorgerliche Besuche von früher nicht gewohnt. Wie oft wurde mir der Wunsch geäußert: „Wenn ich nur so lange lebe, bis mich Lutherglocken hinausläuten.“

Ja, der Bau einer Kirche, das war der heiße Wunsch der schlichten Gemeindeglieder. Eine rührende Opferwilligkeit bewies die Arbeitergemeinde. Obwohl die Männer in der Landwirtschaft meist nur 70 Kreuzer verdienten für den Tag und im Winter oft vier Monate ohne Arbeit und Beschäftigung waren, so war doch ihre Opferwilligkeit für kirchliche Bedürfnisse und christliche Liebestätigkeit durchaus anerkennenswert. Im Durchschnitt bringt die 600 Seelen zählende Gemeinde jährlich ca. 2670 Kronen auf; ja, im Jahre 1905 belief sich die Summe infolge einer besonderen Sammlung für den Kirchenbau auf 3377 Kronen. Auch die katholischen Bürger der Stadt haben den Bau der Kirche nach Kräften gefördert. So gab die Verwaltung der Sparkasse 2000 Kronen zum Kirchbau. Noch höher aber ist die Tatsache zu schätzen, daß die katholischen Bürger unter sich 900 Kronen für den Kirchbau sammelten.

Wie bitter schwer wurde mir der Abschied im Jahre 1906 von meiner lieben Eiskellergemeinde, es war ein schmerzliches, ein gewalttames Sichlosreißen auf beiden Seiten.

Unter meinem Nachfolger, Pfarrer Roth, einem eifrigen, gläubigen Schwaben, der mit großer Hingabe und brennendem Eifer am Ausbau der Gemeinde weiterarbeitet samt seiner ihm gleichgesinnten Frau, ist der lang gehegte Wunsch erfüllt. Fürstensefeld hat am 2. Februar 1910 mit Hilfe des Gustav-Adolf-Vereins und der Glaubensgenossen eine evangelische Kirche erhalten. Am 2. August 1909 läuteten die Glocken zum ersten Male. Pfarrer Roth berichtet darüber: Was war das für ein Jubel in unserer Gemeinde, als es hieß: Unsere Glocken sind gekommen! Und als nun gar am Montag, den 2. August, das Probelaüten erscholl und zum ersten Male seit 309 Jahren (seit der Zerstörung der evangelischen Kirche zu Kalsdorf bei Fürstensefeld am 9. und 10. Juni 1600) wiederum evangelische Glocken in der Oststeiermark erklangen, da war kein Halten mehr. In der K. K. Tabakfabrik, wo fast alle Frauen unserer Gemeinde den Unterhalt ihrer Familie verdienen müssen, eilten sie von der Arbeit weg, herab in den Hof, ergriffen standen sie da und lauschten. Träne auf Träne perlte aus den Augen! „Großer Gott, was sind das für herrliche Töne! Wir können's kaum fassen!“ Und himmelhochjauchzend klang's in den Herzen: „Der Herr hat Großes an uns getan, des sind wir fröhlich!“ Und draußen auf dem Felde oder drüben auf den ungarischen Bergen — überall, wo Glieder unserer Gemeinde oder Glaubensgenossen arbeiteten — lauschte alles staunend und dankerfüllt zugleich auf die ungewohnten, weithin schallenden Töne. Unbeschreiblich war diese Bewegung der Herzen. Wenn nur unsere Freunde und Wohltäter im „Reich“, die ganze große Gustav-Adolf-Gemeinde da draußen, diese Stunde hätte miterleben können, sie wäre reichlich belohnt worden für ihre Liebe zur Diaspora!

Am 2. Februar 1910 endlich nahte der Tag, der die Einweihung bringen sollte. Gemäß meinem beim Abschied gegebenen Versprechen nahm ich an dem seltenen Freudentage teil. Ich werde nie aufhören, Gott dafür zu danken, daß ich persönlich von der überwältigenden Freude der hochbeglückten Fürstensefelder Zeuge sein durfte. Ich will nicht reden von der kindlich rührenden Freude des Wiedersehens, aber die Stunde, in der wir vom herrlichen Geläut der neuen Glocken begrüßt wurden, die Stunde, in der wir vor der wuchtigen Kirche standen, in der vom Turm Dankeslieder geblasen wurden, sah viele, viele Tränen rühren-

der Freude und Dankbarkeit. Wie herzbeweglich war der Abschied von dem überfüllten Betsaal, in dem der erste Pfarrer das wehmütige Abschiedswort von der schlichten Holzkanzel sprechen durfte! Und dann der Festzug durch die Bismarck- und Schillerstraße der Stadt. 1000—1200 Personen zogen trotz des strömenden Regens vor die mit wehenden Fahnen geschmückte Kirche; es war ein protestantischer Triumphzug, wie ihn Fürstenfeld noch nicht erlebt hatte. Nach feierlicher Übergabe des Schlüssels zogen wir mit leuchtendem Auge und klopfendem Herzen in die würdige Heilandskirche. Dankbar blickt die Gemeinde rückwärts, zugleich aber hoffnungsvoll vorwärts. Sie legt die Hände nicht in den Schoß. Eine weitere große Aufgabe steht ihr bevor.

Die Fabrikarbeit fast sämtlicher Mütter der Gemeinde läßt die baldige Errichtung eines evangelischen Kinderheims dringend nötig erscheinen. Die Gemeinde hofft mit ihrem rührigen Pfarrer, der ganz im Sinne Wicherns und der Innern Mission arbeitet, auch einen blühenden Jungfrauenverein leitet, daß die brüderliche Liebe der reichsdeutschen Glaubensgenossen auch dies wichtige Werk auszuführen hilft. Vier junge Mädchen sind Diakonissen geworden.

Von Fürstenfeld aus sind auch fünf Predigtstationen gegründet worden, wo zum ersten Male wieder seit 1600 evangelische Gottesdienste gehalten werden. In zwei dieser Predigtstationen mußten wir unsre Toten im Schandwinkel der Selbstmörder und Ungetauften beerdigen. Außerdem wurde uns der Haupteingang des Friedhofs verwehrt, so daß wir erst auf Umwegen durch eine Nebenpforte zu den evangelischen Gräbern gelangen konnten. Am 7. April 1911 wurde noch zu diesem Zwecke in St. Johann i. d. Haide ein Stacheldrahtzaun gezogen!

Verweigerung eines anständigen Begräbnisses ist eins von den vielen Mitteln, welche Rom immer wieder anwendet, um die evangelische Kirche zu bekämpfen. Die meisten Katholiken Steiermarks empfinden solche lieblose Behandlung Evangelischer als eine Schmach und verurteilen solch unchristliches Vorgehen ihrer Kirche energisch. Auch an Angriffen anderer Art fehlt es nicht, z. B. wenn die sogenannten „Missionen“ kommen und mit ihren Heßpredigten die Leidenschaften der fanatischen Katholiken gegen die Protestanten entfachen, wie es im Jahre 1900 der Fall war.

Hunderte von Schmähschriften gegen Luther sind dabei durch die Redemptoristen-Patres verbreitet worden. Als Probe genügt wohl der eine Satz: „Unter allen Anhängern der Reformation in der Gegenwart gibt es keinen so schmutzigen, rohen und unzüchtigen Gesellen, wie dieser ‚Gottesmann‘ war.“

Mehr Kampf noch als Fürstenfeld muß die machtvoll sich entwickelnde Gemeinde Marburg über sich ergehen lassen. Wir erreichen sie nach zweistündiger Fahrt von Graz aus. Marburg ist schön gelegen, warm und weich gebettet an beiden Draufufern. Es ist eine gut deutsche Stadt, die sogar eine Lutherstraße aufweist. Mir steht sie von einem erhebend verlaufenen Gustav-Adolf-Fest, bei dem ich Festprediger sein durfte, in lieber Erinnerung. Während die 1864 gegründete Gemeinde früher nur aus eingewanderten Evangelischen bestand, ist sie in dem letzten Jahrzehnt ganz und gar Übertrittsgemeinde geworden. Nicht weniger als 1457 Katholiken waren bis zum 1. Januar 1911 übergetreten. Allmonatlich wird in der freundlichen, zwischen grünen Bäumen gelegenen Kirche eine Übertrittsfeier gehalten. Der Kirchenchor singt dabei das vom hochbegabten Pfarrer Mahnert, dem Sänger der Los-von-Rom-Bewegung, gedichtete Lied, dessen Refrain lautet: „Der Luther geht durch die Lande“. Und es ist ergreifend, wenn die Übertretenden vor dem Altar stehen und bei leisem Orgelspiel geloben: Wir wollen treu sein bis an den Tod. Die Kirche mußte wegen des guten Kirchenbesuchs schon erweitert werden. Während die Gemeinde vor Beginn der Bewegung kaum 500 Seelen zählte, hat sie sich heute mehr als vervierfacht. Aus 3 Duzend schulpflichtigen Kindern sind heute an die 350 geworden, statt eines Geistlichen arbeiten heute deren 6, statt der 4 monatlichen Gottesdienste werden heute 22, mit den Kindergottesdiensten 26—28 abgehalten, statt an 2 Orten wird heute an 8 Orten gepredigt. Hatte Marburg vor der Bewegung nur eine Tochtergemeinde, Pettau, so sind im letzten Jahrzehnt noch 6 weitere dazu gekommen, von denen 2 inzwischen bereits selbständige Pfarrgemeinden wurden. Ein gutes Zeichen für die Gemeinde ist es auch, daß 2 Diakonissen in Marburg arbeiten und daß ein Abstinentsverein besteht. Wie leidenschaftlich von gegnerischer Seite Pfarrer Mahnert bekämpft wird, beweist der Umstand, daß demselben schon mehrfach von fanatischen bzw. verheßten katholischen Todesurteile zugesandt sind. Ein erhebender Festtag für die

Marburger Protestanten war der 20. November 1910, an dem 3 neue Glocken geweiht werden konnten. Klinget, ihr Glocken, fröhlich dahin, Tag für Tag, und singet ein Lied vom neuerwachten und neuerstarkten Protestantismus; möget ihr immer klingen über einer glaubensstarken, siegesfrohen, liebevollen und tapferen Gemeinde!

Südlicher noch als Marburg liegt Cilli, die liebevolle Stadt an der Sann, die „Perle Steiermarks“. Eingebettet in das erquickende Waldesgrün hochragender Berge, beherrscht von der stolzen, mehr als 1000jährigen Feste Ober-Cilli, auf der einst mächtige deutsche Adelsgeschlechter gehaust haben, ist sie eine Oase für Erholungsuchende, eine deutsche Insel in wildbewegter, slawischer See. Wo Deutsche wohnen, da sollte der Name Cilli nicht fremd sein, ist es doch das letzte sturmumtoste Bollwerk Alldeutschlands gegen die Slawen im Süden.

Im 16. Jahrhundert ist Cilli auch eine evangelische Stadt gewesen. Noch stehen die Ruinen der im Jahre 1600 in die Luft gesprengten Cillier Kirche in Scharfenau. In der ganzen Gegend wurde das Evangelium unter Ferdinand II. so gründlich ausgerottet, daß es 250 Jahre lang schien, als sei es gestorben. Erst um 1850 wieder haben es evangelische Männer und Frauen gewagt, in stillen Abendstunden heimlich in der engen Stube einer Schmiede außerhalb der Stadt zusammenzukommen, um einander zu stärken und aufzurichten in der katholischen Umgebung. Da schlug zur rechten Zeit die Stunde der Erlösung aus langer Knechtschaft. Auch Cilli wurde von der großen Geistesbewegung der Gegenwart ergriffen. 336 Übertritte legen ein be- redtes Zeugnis ab. In der 1901 selbständig gewordenen Pfarr- gemeinde arbeitet in Segen der unermüde Pfarrer May, ein ge- borner Österreicher, der Jahre hindurch in Graz auf dem Gebiete der Inneren Mission, besonders der Jugendpflege, tätig gewesen war. Seinem Feuereifer ist es hauptsächlich zu danken, daß die Gemeinde in den Besitz einer Kirche und eines Pfarrhauses ge- kommen ist. Wie groß die Teilnahme der gesamten Bürgerschaft an dem Vordringen des Protestantismus in Cilli ist, kommt bei Familienabenden zu fast stürmischem Ausbruch. Andererseits wird auf alle mögliche Weise von den römischen Gegnern auf der Kanzel, im Beichtstuhl und in der Presse geheßt. So brachte es das deutsch geschriebene Slowenenblatt, „Die

Südsteirische Presse“, fertig zu schreiben: „Es geht das bestimmte Gerücht um, daß einige von den vielen in jüngster Zeit aus Deutschland nach Österreich eingewanderten Prädikanten eigentlich preußische Offiziere sind . . .“ Natürlich bleiben die traurigen Folgen der Verheerungen nicht aus. Eines Tages fand in Cilli das Begräbnis einer armen Blöden statt, an dem sich eine große Menge neugieriger Katholiken beteiligte. Als nun Pfarrer Man im Hofe vor der versammelten Menge seine Leichenrede hielt, kletterte ein altes Weib auf einen Balken, so daß sie gerade über dem Prediger stand und spuckte ihm von oben herab ins Gesicht!

Auch in den 10 ausgedehnten Gerichtsbezirken, die zum Cillier Pfarramt gehören, regt sich verheißungsvoll evangelisches Leben.

Aus dem Süden Steiermarks lenken wir noch einmal unseren Blick zur Obersteiermark und zwar nach Leoben, der drittgrößten Stadt Steiermarks. Sie ist bedeutend durch ihre Bergakademie und die Eisenwerke der „Alpinen Montan Gesellschaft“. Schon 1528 wurde in Leoben evangelisch gepredigt, 1564 hatten die Protestanten bereits das Übergewicht in der Stadt und 1581 erklärte die ganze Bürgerschaft einhellig, sie wolle Zeit ihres Lebens zur Augsburger Konfession sich halten und verweigerte die Teilnahme an der Fronleichnamsprozession. Am 21. März 1600 kam die Bekehrungskommission nach Leoben. Vorher hatte sie im Ennstal und an der Mur die evangelischen Kirchen geschlossen oder niedergebrannt, die Pfarr- und Schulhäuser zerstört, die Friedhöfe verwüstet und Galgen darauf errichtet, die Prediger und Lehrer verjagt, die evangelischen Bücher verbrannt, die Leute zusammengetrieben und „katholisch gemacht“. In Leoben wurden 12000 evangelische Bücher auf dem Marktplatz verbrannt und den Bürgern mit strenger Strafe und Landesverweisung gedroht, wenn sie nicht zurückkehrten zur Mutter-Kirche. Auf diesem, durch viele Erinnerungen an die evangelische Vergangenheit geheiligten Boden, ist unter dem Einfluß der evangelischen Bewegung eine neue Gemeinde entstanden. Über 3652 Quadratkilometer zerstreut, zählt sie mit ihren 8 Predigtstationen zirka 1700 Seelen, darunter befinden sich 709 Neuprotestanten. Vor 10 Jahren waren es noch 610 Evangelische! In 29 verschiedenen Orten werden 300 Schulkinder vom Pfarrer und seinen 3 Vikaren mit Religionsunterricht versorgt. Am 12. Dezember

1909 konnte die Gemeinde den Rathausaal, in dem sie ihre Gottesdienste gehalten, verlassen und ihren Einzug in die neue Kirche halten. Der kurz vorher begründete Kirchenchor, der die Feier mit einem Hand'schen Chor eröffnete, besteht zur Hälfte aus Katholiken. Auch ein Zeichen der Zeit! Als erstes Lied sang die frohbewegte Gemeinde den Choral: „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort“. Dies Lied hatten die Evangelischen Leobens als letztes gesungen, bevor die Gegenreformation einsetzte. Als erstes sollte es darum in der neuen Kirche erklingen. Möge nun ein mächtiger Aufschwung des Gemeindelebens und des evangelischen Bewußtseins erfolgen!

In Leoben lernte ich auch bei Gelegenheit eines Familienabends den Senior Kotschn, den früheren Pfarrer von Leoben kennen, und zwar an seinem 80. Geburtstag. Der Riesenbezirk von 110 Quadratmeilen, den der Greis allein versah bis zum Jahre 1899, wird heute von acht jungen Geistlichen bedient! Zu seinem Seelsorgebezirk gehörte auch die Gemeinde Gaishorn. Dieselbe befand sich im Jahre 1877 in peinlicher Verlegenheit; sie mußte den Weiterbau der 1872 begonnenen Kirche aus Mangel an Mitteln einstellen. Da gedachte Senior Kotschn daran, daß in Gastein ein evangelischer deutscher Kaiser zum Kurgebrauch sei. Ob der nicht helfen könnte? Und richtig, es war 1878; eines Sonntags nach dem Gottesdienst in Gaishorn stecken der Simon Pilz und der Andreas Mayerhofer mit dem Senior die Köpfe zusammen und reden allerlei Heimliches miteinander. Gar nicht lange nachher waren der Pilz und der Mayerhofer auch schon auf der Fahrt nach Gastein. Eine Audienz beim Kaiser haben sie nicht gehabt; denn der mußte sich noch von dem frevelhaften Attentat Nobilings erholen und empfing gar keinen Besuch. Aber in der Kirche haben sie ihn gesehen, und der Kaiser hat sie freundlich angeschaut und „das werd'n wir nimmer vergess'n, wie er ausg'schaut hat“ — so erzählten sie nachher. Und Emil Frommel hat am Schluß seiner Predigt von der Not der Gaishorner geredet, und Kaiser und andere Kurgäste haben reichlich gespendet.

Am Abend dieses Sonntages brachte Frommel den beiden Steirern die frohe Kunde von der großen Gabe des Kaisers.

„Nun, was meint ihr, wie viel der Kaiser euch geschenkt hat für euer Kirchlein?“ — so fragte er sie.

„O, i bitt' schön,“ sagte der Simon, „fünfzig Gulden!“

„Nein, da mußt du schon höher raten. Wieviel meinst du, Andreas?“

„O,“ sagte der, „i bitt schön, achtzig Gulden.“

„Nein,“ sagte Frommel, „aber noch eintaufendsiebenhundert dazu, dreitausend Mark hat er mir geschickt.“

Als er das sagte, stand der Simon Pilz auf und der Andreas auch, und der Simon ging ans Fenster und schaute hinaus, und die Tränen liefen ihm die Wangen herab, und dem Andreas standen die Tränen auch nahe. „Dös is z' viel,“ sagte der Simon mitten im Weinen. „Was meinen Sie, wenn mir hoam kimmet und saget dös 'm Herrn Senior und d'r Gmeind, die tun uns d'rwürgen vor Freud. Ja, wie soll'n mir dös 'm Kaiser dank'n.“

Und dann sind sie schnell heimgereist; in Schladming trafen sie den Senior Mücke, der hat „frei g'hupft vor lauter Freud“, als er von des Deutschen Kaisers Geschenk hörte. Aber in Wald haben sie's keinem gesagt, nicht einmal der Pfarrerin; vorbei sind sie an ihr gelaufen mit ernstem, geheimnisvollen Gesicht, so daß sie schon fast auf den Gedanken kam, es stehe nicht gut. Erst drinnen dem Pfarrer schütteten sie ihr vor Freude fast zerspringendes Herz und den vollen Geldbeutel aus, — und dann haben sie wieder die Köpfe zusammengesteckt und allerlei Heimliches mit dem geredet, von dem alle gute Gabe kommt.

Am 15. August 1880 ist dann in Gaishorn unter großem Jubel Kirchweih gefeiert worden. Da hat man dankbar des alten Kaisers gedacht — und auch des freundlichen Hofpredigers, der dem Kaiser das Herz so warm gemacht hatte.

Als letzte der neubegründeten steirischen Pfarrgemeinden besuchen wir Rottenmann, eine kleine Stadt von 1200 Einwohnern, herrlich gelegen im Paltental, im schönsten und gebirgigsten Teil der grünen Steiermark. Himmelragende, bis an die Spitze mit dunklen Wäldern und grünen Almen bedeckte Berge und zerklüftete, kahle, steile Felsen, zischende Wildbäche und klare Gebirgsflüsse, herrliche Wälder und tiefgrüne Weiden, kletternde Gemsen und weidendes Vieh ergözen Aug und Herz des Naturfreundes. Das Urgebirge der Rottenmanner Tauern mit der höchsten Erhebung, dem Bösenstein, 2446 m, die Ennstaler Kalkalpen mit dem bekannten „Gefäuse“ und der großartigen Hochtorgruppe und noch ein Teil des herrlichen Salzgebietes mit Wildalpen

liegen im Umkreis der evangelischen Gemeinde, der von der Palten, Enns und Salza durchströmt wird.

Wenn der Pfarrer seine Gemeinde durchwandert, die sich über eine Fläche von 1397 qkm erstreckt, hat er reichlich Gelegenheit, diese Naturschönheiten in größter Abwechslung zu genießen, denn seine ihm anvertrauten etwa 485 Seelen wohnen auf diesem Gebiet in 25 Gemeinden unter mehr als 20000 Katholiken zerstreut. Rottenmann, der Verkehrsknotenpunkt Selztal, der Markt Admont mit der mächtigen Benediktiner-Abtei, sind die Predigtorte, in denen sich die Zerstreuten zum Gottesdienste sammeln und in den Schulen von Rottenmann, Bärndorf, Salztal, Admont und Groß-Reifling (53 km von Rottenmann entfernt) erhalten die Kinder der Gemeinde vom evangelischen Pfarrer ihren Religionsunterricht. Arme Bergbauern, die an den steilen Berglehnen wohnen, bilden den Hauptbestand der Gemeinde. Trotzdem erreichten die Mitgliederbeiträge im Jahre 1910 die Höhe von 2787 Kronen. Insgesamt wurde in der Gemeinde an Kirchsteuern, freiwilligen Spenden und Vereinsbeiträgen die Summe von 7253 Kronen aufgebracht. Das macht auf den Kopf 15 Kronen, gewiß ein Zeichen, daß die Gemeinde die eigenen Kräfte angespannt hat. Sie ist seit kurzem im Besitz eines Pfarr- und Gemeindehauses. Die Kirche fehlt noch. Ein Glied der Rottenmanner Gemeinde war übrigens auch der am 15. Juni 1905 durch einen Jagdunfall ums Leben gekommene berühmte Afrikaforscher Wiszmann. Ich selbst durfte an seiner Bahre auf seinem Gute Weißenbach stehen.

Das Endziel unserer Rundreise ist der 3038 m hohe vielbefungene Dachstein, der sein schneegekröntes Haupt mächtig gen Himmel reckt. Wir verlassen in Schladming, einem beliebten Ort für Sommerfrischler mit großer evangelischer Kirche, die Eisenbahn, machen dem auf Lebenszeit gewählten Superintendenten Lichtenstettner einen Besuch und steigen dann $5/4$ Stunden steil in die Höhe. Welch herrlicher Weg! Ich bin ihn mit dem früheren verdienstvollen Pfarrer der Ramsau, Jungmayer, gegangen, an jenem Junisonntage 1905, an dem wir der feierlichen Einführung des Superintendenten Lichtenstettner beigewohnt hatten. Wenn wir auf der Höhe angelangt sind, etwa 1100 m über dem Meeresspiegel, dann liegt die Dachsteingruppe, der großartigste Gebirgsstock der nördlichen Kalkalpen, in fast greifbarer Nähe

vor uns. Vier Stunden lang und eine Stunde breit erstreckt sich die Ramsau hin, von der der Dichter singt:

Sei mir begrüßt, du holde Au da droben,
 Zum Vater Dachstein kindlich hingeneigt!
 Soll ich das Grün der sanften Matten loben,
 Wo Friede wohnt, der Welt Gewirre schweigt?
 Die Wälder preisen, die zur Höhe ringen?
 Den schroffen Stein, der sich zum Himmel wagt?
 Das lichte Blau, wo sich die Aare schwingen?
 Den hohen Firn, der an den Kämmen ragt?
 O holde Au, du magst dich selber preisen,
 Kein menschlich Lied dein Wunderbild erfasst!
 Nur eines kannst du: mich zum Schöpfer weisen,
 Vor dessen Schöne die Natur erblaßt.

Ja, ein schönes Stück Erde ist die hohe „Au“, die mit majestätischer und doch überaus sänftigender Ruhe zum Fuße des Dachstein sich hinzieht. Wie mancher, der das Getriebe der Großstadt oder die Mühen des Amtes in den schönen Sommerwochen vergessen will, lenkt seine Schritte da hinauf. Da badet er in reiner Alpenluft die abgespannten Nerven, da erquickt er sich an der großartigen und doch lieblichen Bergnatur, da blickt er hinein ins Herz eines biederen Alpenvolkes. Wenn dich die Frage quält, lieber Leser, wo du deine Sommerferien zubringen sollst, versuch's einmal mit der unvergleichlichen Ramsau. Wenn du die mit aller Bequemlichkeit versehene Alpenpension nicht liebst, sondern einfache ländliche Verhältnisse vorziehst, so bieten dir etliche Bauernhöfe einen gemütlichen Sommeraufenthalt. Nähere Auskunft wird dir gern das evangelische Pfarramt der Ramsau erteilen. Von Salzburg fährst du 2½ Stunden mit dem Schnellzug bis Schladming. Die Bauernhäuser liegen nicht zu einem Dorfe vereint zusammen, sondern einzeln, weit zerstreut. Der Ackerboden ist unfruchtbar, das Vierfache der Saat wird schon als gute Ernte betrachtet. Aber die grünen Matten sind köstlich. So weich sind die Triften, daß der Fuß wie auf einem dicken Teppich wandelt und bei jedem Schritt einsinkt. Unser Herz jubelt, wenn uns die große evangelische Kirche grüßt. „Jesus allein“ trägt sie als Inschrift. Im Jahre 1895 ist sie fertig geworden, mit Hilfe des Gustav-Adolf-Vereins und unter großen Opfern der

1200 Gemeindeglieder. Die Kirche ist immer besetzt. Die Kommunikantenzahl beträgt 117%. In jedem Ramsauer Bauernhose findet man einen Schatz von evangelischen Büchern, Arnds „Wahres Christentum“, Scriver's „Seelenschatz“, Spangenberg's „Postille“ und besonders häufig Gerok's Predigten. Und jeden Sonnabend abend versammelt der Hausvater seine Familie und sein Gesinde und hält ihnen aus seinen Büchern einen Hausgottesdienst. Auch auf der Sennhütte am „Brandriedel“, einer Höhe, dicht unter der Dachsteinspitze, mit wunderherrlichem Blick über das tief unter uns liegende Hochtal der Ramsau, fanden wir die Sennerin nicht ohne Gebetbuch.

Die Ramsau hat eine reich bewegte Geschichte. Nach den Schrecken der Gegenreformation führten die stramm lutherischen Bauern ein Herz und Seele gefährdendes Doppelleben, zu Haus evangelisch, in der Kirche katholisch. Hauptner, weiland Pastor in Schladming, schreibt darüber in seinem Bericht über die evangelische Kirchengemeinde Schladming: „Die Eltern waren Lehrer, Katecheten und Priester ihrer Kinder und Familien fort und fort. Die Bibel, einige Erbauungs- und Gesangbücher bildeten den ganzen Fonds ihrer Belehrung und Erbauung. Was doch der Geist Jesu vermag! Kam da der Samstagabend, wurden Türen und Fenster sorgfältig verschlossen, der Hausvater holte seine Bücher aus dem Verstecke und setzte mit priesterlichem Ernst sich an den Ehrenplatz des Tisches. Alle Hausgenossen sammelten sich um ihn. Dann las jener ein Kapitel aus der Heiligen Schrift und eine Predigt vor und erklärte solches in heiliger Einfalt den Seinen, unterrichtete, tröstete und stärkte sie und pflanzte Mut, Treue und Gottseligkeit in ihre Seelen. Zum Schlusse wurde gebetet und gesungen. Da war heilige Sabbatfeier; da ward die Stube zum Tempel, der Tisch zum Altar, die Familie zur Gemeinde, der Vater zum Seelsorger. Der, welcher verhieß: „Wo zween oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen“, — ja, er war unter ihnen und hauchte sie an mit seinem Geiste, der sie in alle Wahrheit leitete; er war in den Schwachen mächtig, die sich an seiner Gnade genügen ließen. — Doch wehe den Armen, wenn sie von den vielen aufgestellten Spähern bei einem solchen häuslichen Gottesdienste betroffen wurden, oder wenn man bei ihnen auch nur ein evangelisches Buch fand! Geld- und Kerkerstrafen waren die

bitteren Folgen, welche im Wiederholungsfalle zur Verbannung aus dem Vaterlande gesteigert wurden. Um nun derlei Unglück zu vermeiden, wandten die Bedrängten alle Vorsicht und erlaubte List an. Nach jeder Hausandacht, nach jedem Gebete aus einem der verpönten Bücher mußten diese sorgfältig verborgen werden, und zwar unter dem Fußboden, in ausgehöhlten Balken unter dem Dache in der Scheune, in hohlen Bäumen u. dgl. Dennoch half diese Vorsicht nicht immer, denn die Aufseher gingen oft Tag und Nacht umher „wie brüllende Löwen und suchten, welche sie verschlängen,“ wie zu Petri Zeiten. Sie waren den einfachen Menschen gegenüber zu arglistig. Sie wandten sich häufig an die kleinen Kinder, und kein Mittel war ihnen zu schmutzig, um ihre Absichten zu erreichen. . . . Aus dem „Reiche“, namentlich aus dem Ortenburgischen, aus Nürnberg und aus Augsburg ergänzten sie ihre jeweilig eingebüßten Bücher. Noch jetzt besitzen die Nachkommen einzelne solcher Bücher, die ihre Vorfahren durch frommen Gebrauch geheiligt, mit ihren Tränen benetzt und geweiht haben.“

Bis zum Jahre 1781 lastete der Bann auf den Evangelischen. In diesem Jahre ertönte wie ein unfassliches Wunder vom Kaiserthron herab das Wort der Duldung. Der edle Josef II. machte der Gewissensknechtung ein Ende. Eine köstliche, von Wegener erzählte Geschichte ist bezeichnend für den Grad der „Duldung“, deren sich die Protestanten erfreuten. Weil jeder Bauer über seinem Hause ein Glöcklein hängen hatte, mit dem das Gesinde zu den Mahlzeiten gerufen wurde, so glaubten die Ramsauer, auch über dem Schulhause in einem schornsteinähnlichen Holztürmchen ein Glöcklein anbringen zu dürfen, um damit zum Gottesdienst einzuladen. Aber das konnten die katholischen Vikare von Kulm nicht leiden; sie zeigten die Gemeinde wegen Führung eines Glockenturmes an, und das kleine, kaum 30 Zentimeter hohe Glöcklein mußte auf Weisung der Regierung aus dem Türmchen entfernt werden. Um nun doch ein bescheidenes Geläut zu haben, hängten die Ramsauer das Glöcklein unter dem Dachgiebel des Bethauses auf; aber kaum hatten sie das erstemal geläutet, da erschien auf Anzeige des „Kulmpfarrers“ ein Regierungsbeamter und versiegelte eigenhändig den Klöppel des Glöckleins, das nun schweigen mußte, bis es 1849 seinen Mund wieder aufthat und mit seinem hellen Klange den Ramsauern zurief: „Kommt! es ist alles bereit!“

Über den großen Glocken hängt — jetzt mit unversiegeltem

Klöppel — jenes kleine, denkwürdige Glöcklein, und an jedem Reformationsfest vor dem Hauptgeläut wird es fünf Minuten lang geläutet und ruft in das Hochtal hinaus: Gedenket der vorigen Tage! Noch sind einige von denen da, die die Zeit der Toleranz in ihrer Jugend mit durchlebt haben, die oft an dem schweigenden Glöcklein vorübergegangen sind. Wie mag ihnen zumute sein, wenn sie durch den Klang vom Kirchturm her an jene schweren Zeiten erinnert werden! Und dem jungen Geschlecht soll es bedeuten: Macht euch der Väter wert, die in zweihundertjähriger, stiller Treue das Kleinod des Evangeliums für euch bewahrt und bewährt haben! Nach dem Geläut des kleinen „Toleranzglöckleins“ aber schlagen die großen Glocken an und verkünden: Die Nacht ist vergangen, der Tag aber herbeigekommen! —

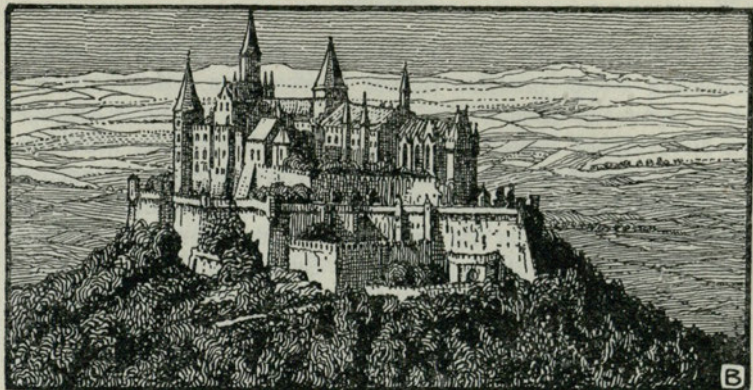
Die Nacht ist vergangen, der Tag aber herbeigekommen. Das Wort gilt auch von der ganzen Kirche in Steiermark. Einen Teil der Gemeinden haben wir kennen gelernt und durften überall neue Fortschritte und Siege wahrnehmen. Welch anderes Bild bietet heute die steirische Kirche als vor 13 Jahren!

Bis 1898 gab es nur 8 evangelische Geistliche, jetzt 26; früher wurde nur an 15 Orten das Evangelium gepredigt, jetzt an mehr als 60 Orten. Früher gab es 9 Kirchen und 6 Pfarrgemeinden, heute 17 Kirchen und 14 Pfarrgemeinden. Dazu kommt eine Reihe neuer Pfarr- und Gemeindehäuser. Auch die Zahl der besonders wichtigen Pfarrfrauen hat sich mehr als verdoppelt. Was das im Lande des Sölibates, „der blutenden Herzwunde der katholischen Kirche“, bedeutet, ahnt nur der, welcher selbst Diasporaverhältnisse kennen gelernt hat. Verdoppelt hat sich auch in den letzten 13 Jahren die Gesamtzahl der Evangelischen in Steiermark, aus 11 500 sind über 22 000 geworden, darunter 7 476 Übergetretene!

Welch eine Wendung durch Gottes Fügung! Wer hätte 1899 noch an solch herrliches Frühlingserwachen denken können! Rom hat mit der evangelischen Bewegung, dieser „herrlichen, wunderbaren Gottestat“, wie sie der Oberhofprediger D. Dibelius-Dresden auf dem großen Gustav-Adolf-Fest in Bielefeld 1909 nannte, einen Verlust erlitten wie keinen zweiten seit der Reformation. Der Sieg unserer Stammes- und Glaubensgenossen in Osterreich kommt auch unserer teuren Kirche in der Heimat zugute. Helfen wir

darum den Glaubensgenossen und denjenigen Katholiken, welche werden wollen, was ihre Väter vor 300 Jahren waren. „Österreich ist heute das hoffnungsreichste Missionsgebiet der evangelischen Kirche.“ Dies Wort eines englischen Protestanten wollen wir beherzigen und der heiligen Sache des Gustav-Adolf-Vereins dieselbe tatkraftige Teilnahme entgegenbringen wie der Heidenmission. Die evangelische Bewegung, für die wir Gott auf den Knien danken und die wir auf betendem Herzen tragen wollen, nimmt trotz aller Feinde Wüthen und Toben weiter ihren stillen Segensgang. Sie bedeutet eine große Stunde in der Geschichte des Reiches Gottes und ruft die heilige Pflicht der Dankbarkeit für empfangenen Gottessegnen in uns wach. Möge sie unter des Herrn Führung ihr hehres Befreiungswerk an dem Volke in Österreich, das 9 Millionen Deutsche zählt, vollenden, auf daß dieses die Wahrheit des Evangeliums erkenne und die Wahrheit es frei mache!

Wachet auf! In allen Landen
 Erheben sich, vom Tod erstanden,
 Die Zeugen frischer Glaubensmacht;
 Werdet müde nicht im Werke,
 Der Gott des Rechts ist unsre Stärke,
 Und seinem Lichte weicht die Nacht.
 So streitet wacker fort
 Und haltet fest am Wort!
 Hoch vom Himmel
 Strahlt uns das Licht,
 Es trüget nicht;
 Der Herr ist unsre Zuversicht!



Schwaben

Von Ernst Schreiner.

Es ist der Länder größtes nicht,
Das schöne Land der biedern Schwaben;
Doch bleibt es wahr, was die Geschichte spricht:
Daß wir von ihm die großen Geister haben.

Herrliches Schwaben, deinen Ruhm soll ich in kurze Worte kleiden? Du unter den reichsten Provinzen des Vaterlandes fürstlich begabtes Land, fürstlich in deiner Geschichte, fürstlich in deinen unaussprechlichen Reizen und fürstlich in deinen edlen Kindern, die du in der Vollkraft deutscher Empfindung und germanischer Urwüchsigkeit geboren! Es wird mir nicht gelingen. Doch mit Freuden will ich durch deine Gaue streifen. Mit Freuden des hohen Lichtes gewahren, dessen Spät- und Frührot auf den Spuren glänzt, die die Söhne der Heimat zurückgelassen.

Ja, wo ist der Heimat lockender Zauber kraftvoller in einem deutschen Lande als in Württembergs traulicher Landschaft, die wie aus einem unerschöpflichen Reichtum heraus sich streckenweise geradezu zu idealer Schönheit gestaltete? Wo wird das Gemüt tiefere Quellen der Anregung finden und das Auge reichere Mannigfaltigkeit? Wo sind so viele farbenprächtige Kleinbilder lieblicher Geländegruppierungen zu finden, aus denen Künstler und Dichter die erhabenen Vorwürfe des Ewig-Menschlichen und zugleich Göttlichen schöpfen mochten, immer neu und immer originell? Dort, wo der mächtige Rhein seine dunkelgrünen

Wasser im imposanten Bette wälzt, mag uns das Gefühl der vaterländischen Größe zuweilen stärker überkommen. Und dort, wo die rauschenden Wogen der Nordsee sich mit tiefem Atemzuge an die deutschen Küsten werfen, mag die Majestät der göttlichen Schöpferherrlichkeit eindringlicher zu Herzen sprechen. Doch die Größe hat zugleich etwas Bedrückendes, und gegenüber der Übermacht der Natur wagt die verschüchterte Menschennatur es nicht sich zur schönsten Blüte zu entfalten. Schwaben aber, mit seinem edel gehaltenen Gleichmaß der Berg- und Talformationen, mit seiner lieblichen Folge von Bildern und trauter Abwechslung bietet die natürliche Grundlage zur Bildung einer ebenso kräftigen als feinsinnigen Rasse, aus der bedeutende Menschen und führende Geister natürlich hervorwachsen konnten. Schwaben hat sozusagen den goldenen Schnitt poetischer Naturschönheit empfangen und dieses wünschenswerte Attribut auch auf seine Bewohner ausgedehnt. Und Schwaben hat das Glück, zu den natürlichen Vorzügen seines Landes und den geistigen seiner Bewohner eine hervorragende Geschichte des christlichen Lebens zu stellen.

Die natürlichen Vorzüge sind in diesem gesegneten Lande wie die schöne Begabung eines Menschen, der zu allen Künsten und Wissenschaften wie geschaffen erscheint. Als Kaiser Wilhelm I. von der Albuine Hohen-Neuffen aus seine Blicke über das schwäbische Panorama hingleiten ließ, da bezeichnete er das lachende Bild als das schönste Land, das er je gesehen. In der That bietet sich gerade von diesem gekrönten Berge aus das eigentliche Herz Württembergs dem entzückten Auge dar. Die sonnenumfluteten Albberge, in die schwermütige Pracht herbstlicher alter Buchenwälder gehüllt, lassen schon die kühnen Felsterrassen der Schweiz vorahnend auftauchen. Wo der nackte Fels hervorspringt in blanker Kraft, da leuchtet es zuweilen wie ein fernes Schneefeld auf. Und wo die sagenumwobenen Mauern der zerfallenen Zwingburgen aufragen, da scheint noch etwas von dem Goldglanz der Kaiserkrone der Hohenstaufen zu schweben, traumhaft und märchenstill. Anders ist das Bild am schwülen Sommertage. Dann wandern gigantisch geformte Haufenwolken wie die Heerzüge verklungener Tage droben am tiefen Azurgewölbe und schweben über ungezählten Kronen der Albwälder in leisem Flug. Drunten aber wogt das Korn und legt sich in breiten goldenen

Bändern weithin. Blühende Auen fassen das Silberband des Neckars in ihre weiche Umarmung, und die schmucken Dörfer blinzeln hell und freundlich durch den Sonnenglast.

Noch müssen wir an jenen stolzgekrönten König der Albberge, an den ruhmumstrahlten Hohenzollern hier gedenken. Schwebt um den Staufen die Erinnerung an Barbarossas doppelteadelte Heldengestalt und zaubert am milden Sommerabend ein Stück der reichsten deutschen Geschichte vor das Auge der Phantasie, so tritt in dem kraftvoll aufsteigenden Kegel des Zollern das freudige, tatenstarke Fürstengeschlecht der besten deutschen Kaiser vor uns hin und läßt unsere Herzen in Dankbarkeit und liebender Verehrung schlagen. Wie ist doch durch den schönen Zollern und die bedeutungsvolle Wiege, die dort oben stand, Schwaben für immer mit den großzügigen Bewegungen der neueren deutschen Geschichte verknüpft. Wie ist ein Strom des Segens aus jenem klaren Bergquell geworden, der auf Gottes Ruf hervorsprang aus diesem Fels. Es ist nicht charakterlose Lobhudelei oder blinde Unterwürfigkeit, die uns der Zollern Ruhm preisen läßt. Es ist mannhafte, gerechte Würdigung all der wirklichen Verdienste, die unser von Gott gesegnetes Kaisergeschlecht um den Aufschwung des geliebten Vaterlandes hat. Und so glänzt unser Auge, wenn es emporblickt zu den Zinnen der Kaiserwiege, und unser Ohr hört etwas von dem Flügelrauschen des Heldenaares, der im Morgenrote einer neuen Zeit emporsteigt über diesem alten Schwabenberg.

Doch dort in der Ferne schwingt sich die sanfte Linie des Schwarzwaldes und grüßt in ernster und vornehmer Ruhe herüber zu dem hellen Nachbargebirge der Alb. Der Schwarzwald! In ihm raunt und rauscht auch so ein Lied, das eine „tiefe, wunder-same Melodei“ hat. Ein Lied von der weichen Innigkeit der Volksseele, von ihrem Hang zur vertiefenden Einsamkeit, zur mystischen Träumerei. Läßt die Alb die schalkige Heiterkeit schwäbischer Bauernmädchen am Dorfbrunnen verstehen, so kündet das Dickicht der melancholischen Tannen des schwäbischen Denkers gehaltvolle Tiefe. Wunderbar ist dieser Wald im Sommer. Der würzige Harzgeruch wandert stundenweit auf den weichen Flügeln der Lüfte und läßt dich tief aufatmen. Und über den elastischen Samt des Moores wandert es sich so leicht in die halbdunkle Stille hinein. Rotgoldenenes Sonnenlicht tropft durch

das duftende Nadelgehänge und spinnt um die ernstesten Sichtenhäupter eine zarte Verklärung. Sie wären sonst zu schwermütig, diese endlosen Säulengänge der Tannen. Wundersamer noch ist dieser Wald im Winter. Ich habe ihn durchwandert in lautloser Stille, über mir einen eisklaren Himmel, um mich tief verummte Gestalten, junge Tannen mit grotesken, blaudentigen Schneekapuzen, gleich Nonnen und Mönchen zu Tausenden in gebückter Andacht stehend mit dicken, weißen Mänteln umhüllt. Und dann die Hundertjährigen! Klirrende Eisbärte, tief herabhängend, schwere Schneelasten in der Geduld des erfahrenen Alters tragend. Aber so hat Schwaben auch Männer gehabt. Und wie das Abendlicht dann die blendende Schneefülle, die gezackten Eiskronen zart röten ließ, so glänzte auf den Angesichtern der besten Söhne Schwabens ein heiliges Licht, das jede Last verklärt. Droben auf der weltfernen Höhe des Kniebis kann man an ganz hellen Tagen hinüberblicken auf die königlichen Riesen der Alpenkette. So herrlich sie auch winken, die schneeigen Kuppen und gletscherblauen Zinnen, Schwaben braucht sie nicht. Ihm ist's genug, daß des Bodensees glitzerndes Wellenspiel an die württembergischen Ufer dünt, daß dort der Blick sich majestätisch weitete zur fürstlichen Schau in die schweigende Welt der Berge. In diesem Abstände wirken die Gewaltigen erhebender als in beschattender Nähe. So locken sie hinaus und hinauf und wecken die schlummernde Wanderlust im schwäbischen Herzen. Und wie haben sie nun einen der besten Söhne des engeren Vaterlandes hinaufgelockt in sonnen-schimmernde Höhen, den ruhmunglänzten, unermüdlischen Nestor der deutschen Erfinder, den Grafen Zeppelin?

Es gehört zum Schönsten, was auf Erden geschaut werden kann, das adlergleiche Schweben des majestätischen Luftschiffes über dem herrlichen, blaugrünen Seespiegel. Hier hat der schwäbische Genius sich in seiner prächtigen Originalität enthüllt und gezeigt, daß er fliegen kann, weil er zwei Pole hat, den himmelanstrebenden Idealismus und die ernsteste, rastlose Tatkraft. So hat Schwaben also auch seinen Strand, an dem die Wogen großer, weltgeschichtlicher Ereignisse anslagen. Aber an diesem Strande ist eigentlich nur das Schiff der neueren Geschichte angelaufen. Drunten im Unterland liegen die eigentlichen Wurzeln der vaterländischen Kraft. Zunächst auch die individuellsten Typen der vaterländischen Schönheit. Wo die sanftgeschwungenen

Serpentinen der Rebhügel beginnen und des Neckars geschäftige Wellen die Staffelterrassen des Weinstockes spiegeln, da ist die Heimat des schwäbischen Volksliedes. Da hat die Romantik, mit der Dichtung goldener Harfe im Arme, tiefe Feuerblicke getan in das Gemüt des schwäbischen Volkslebens, da hat sich jener berühmte Liedersinn entwickelt, der so ganz diesen einfach und schlicht geformten Rebbergen entspricht. Hier schaut die klassisch schöne Kapelle vom Württemberg bedeutungsvoll hinüber nach dem lieben, alten Stuttgart, hier gibt es am Sommerabend Blicke von ergreifender Anmut. Mag die württembergische Traube nicht das feine Arom der Rheintraube besitzen, mag ihr der Esprit der französischen abgehen, sie wird süß im Neckartale, wo der warme Kuß der Sonne liegt. Und sie wird sogar gesucht und erlesen, dort, wo Weinsbergs ruhmgekrönte Höhe dem ahnungsvollen Wanderer entgegenwinkt. Die Weibertreu! Wie reden diese zerbröckelnden Mauern und winddurchrauschten Hallen doch so mächtig von Schwabens großer Vergangenheit! Wie erzählen sie uns mit der Stimme traumvoller Romantik von der tiefen, opferfreudigen Liebe württembergischer Frauen und von den poesieumrankten Tagen schwäbischer Dichterherrlichkeit! So mancher Name, dessen Glanz weit über des Vaterlandes Grenzen strahlte, ist in diese geweihten Mauern eingegraben. Und wie ein sanftes Echo all der köstlichen Lieder eines Kerner, Schwab und Silcher und der feinsinnigen Balladen Uhlands tönt der Äolsharfe sanfte Klage durch das Gemäuer der Ruine. Du stehst und schweigst und fühlst dich von unsichtbaren Zeugen großer Tage umgeben von den Zeugen der ganzen Glanzperiode schwäbischen Geisteslebens. Schillers Vermächtnis trägt die Königskrone davon bei einer Wertung schwäbischer Dichtergrößen. Aber hier auf der Weibertreu sind vor und nach ihm die bedeutendsten Männer Württembergs gestanden und haben mit ihren Namen den Ruhm des Vaterlandes für immer in die Runensteine der Geschichte eingegraben. Was an liebesinniger Naturbetrachtung und an ehrlicher Denkarbeit geleistet wurde, die poetische Verklärung der Heimat und die Philosophie scharfdenkender schwäbischer Köpfe, das fand seinen Sammelpunkt in Kerners gastlichem Hause. Und so gab es eine Zeit, wo der Diamant schwäbischer Geisteskultur von dort aus seine farbenprächtigen Strahlen in alle Welt sandte, wo der Ruhm Württembergs,

eine Heimat der deutschen Denker und Dichter zu sein, begründet wurde.

Es gab jene Zeit. Eine neue ist heraufgestiegen auch über Schwaben und hat neue Anschauungen, neue Probleme gebracht. Leise ist das Zeitalter der Romantik verblüht wie ein wilder Rosenstrauch an den Mauern der Weibertreu. Denn die tiefsten Fragen, die eines Volkes Brust bewegen, sind nicht die Fragen der Ästhetik und künstlerischen Weltwertung. So schön die Blüten der Poesie und Philosophie an dem Volksbaum Württembergs auch standen, so reich jene Zeit an Gedanken schätzen und Geistesjuwelen war, des Volkes bestes Erbe und Krongut waren sie nicht. Und die eigentlichen Spuren göttlicher Gnadenwirkungen und Heimsuchungen, sie liegen nicht in Marbach und nicht in Weinsberg. Württemberg hat über der glänzenden Geschichte seiner hochgeadelten Geistes- und Fürstensöhne eine noch erhabenerere. Das ist die Geschichte des lebendigen Christentums, das Buch, in dem Namen stehen, die von Geschlecht zu Geschlecht fortleuchten werden, gleichwie hohe Alpengipfel über Täler und Berge hinweg weit, weit in die Lande leuchten. Mit der Erklärung und Aufrollung dieser Blätter stehen wir vor den Heiligtümern dieses gesegneten Volkes, zu denen sich Naturschönheiten und Geisteskultur wie Vorhöfe stellen. Das Land, das so manchen feinsinnigen Literaten gebar, hat der Welt auch Propheten und geistesgefalbte Männer gegeben, wie vielleicht kaum ein zweites Land von seiner Größe, seit der Reformation. Männer, die das heilige Feuer des Glaubens durch alle Zeitennöte und Stürme hindurch retteten, und die ihr Angesicht lichterhungrig zum Himmel aufhoben, um die Offenbarungen zu empfangen, die den Künstlern und Poeten nicht enthüllt wurden. Und Männer, die mit echt schwäbischer Kraft und Gründlichkeit in die Goldschächte des göttlichen Wortes hinabstiegen, um die schimmernden Stufen der Wahrheit zu fördern und den Kindern ihrer Zeit darzubieten. Das philosophische Element des schwäbischen Volkscharakters hat in diesen Männern gläubiger Schrifterforschung wunderbare Früchte gezeitigt. In keinem anderen Lande der Reformation hat man wohl so viele biblische Erkenntnis gefunden wie in Schwaben.

Und das gemütvollte Temperament dieser weichen Söhne des deutschen Südens hat durch die Lichtfülle der biblischen Wahrheit und Weisheit eine Verklärung erfahren, wie selten ein Natur-

kolorit irgend einer Volksindividualität. Wie wunderbar sind doch Gottes Gnadenzüge und Geisteswirkungen bei den verschiedenen Völkern dem Grundcharakter ihres Wesens angepaßt! Wie knüpft der Heilige Geist in seiner überzeugenden, aufbauenden und ausgestaltenden Arbeit immer an die Naturanlage an! So war der sinnende, tief grabende Schwabe schon dazu geschaffen, das überkommene Erbe der Reformation zu vertiefen und mit der ganzen Kraft seines Wesens festzuhalten. Als die welterschütternden Hammerschläge von Wittenberg durch die deutschen Lande dröhnten, da klang auch alsogleich ein starkes, freudig bejahendes Echo aus den schwäbischen Tälern wider. Das Volk in seiner frischen, gesunden Natur und Weltauffassung, in seinem selbständigen Denken und offenen Urteil war reif für die Kraft und Wirkung des Evangeliums. Und wo in anderen Ländern die alten Schläuche zerrissen, als der neue Wein in sie gegossen wurde, da erwies sich das württembergische Volk eben als qualifiziert, dem deutschen Protestantismus eine Heimat zu bereiten.

Vor allen anderen tritt uns bei diesen Gedanken das edle, klare Bild von Johannes Brenz vor das Auge. Er war der erste, der die herrliche Galerie der schwäbischen großen Theologen mit seinem Bildnis schmückt. Wie hat doch dieser Mann mit seinem freimütigen Bekenntnis zu den wieder leuchtenden Grundwahrheiten den österreichisch-katholischen Quertreibereien und Gegenstößen standgehalten auch unter den Verfolgungen, die gegen ihn eingeleitet wurden! Wie hat er mit dem schönen, milden Licht echt evangelischer Gottesgelehrsamkeit die römischen Spitzfindigkeiten eifersüchtiger Mönche aus dem Feld geschlagen und durch ein wahrhaft großes Vorbild die Wahrheit der evangelischen Sache auch vor den Augen der Feinde zu einer geschichtlichen Tatsache gemacht! Eine solche treuherzige, echt bieder männliche Erscheinung, ebenso gelehrt als volkstümlich im besten Sinne des Wortes war so recht aus schwäbischem Holze gewachsen. Darum verstand ihn auch der bessere Teil des Volkes und ließ sich von seinem erleuchteten Geiste die Richtlinien der Reformation ziehen, um selbst mit ganzem Herzen dem neuen, längsterhofften Ideal evangelischer Lehr- und Geistesfreiheit nachzustreben. Einst hatte Brenz mit Melancthon zusammen um die heilige Sache des Evangeliums viel geweint; als er sein Lebenswerk vollendet hatte, da hatte wohl die Reformation in Schwaben Ursache, um diesen herrlichen Sohn heilige Tränen zu

vergießen. Eine seiner Biographien schließt bedeutsam: „Brenz, ein echter Sohn seiner schwäbischen Heimat, ausgestattet mit den vorzüglichsten Eigenschaften seines Stammes, mit Gemütsiefe, Treue, Beharrlichkeit und der Gabe, andere zu verstehen und zu tragen, hat der württembergischen Kirche sein Gepräge aufgedrückt, hat sie mit manchen Früchten seines gottinnigen, tiefen, bibelfesten Lebens ausgestattet, die heute noch ihren Wert haben und die ihn behalten werden, wenn manches neuzeitliche Werk verschollen und vergessen sein wird. Hat einst in Öffingen der katholische Pfarrer seinem Freunde, dem evangelischen Diakonus Wolfhard von Cannstatt, heimlich die Werke des Brenz als seinen größten Schatz gezeigt, so darf heute noch, wenn nun bald die vierhundertjährige Geburtstagsfeier des schwäbischen Reformators kommt, die evangelische Kirche in Württemberg das Lebenswerk von Johannes Brenz als eines der größten Gnadengüter ansehen, womit Gott der Herr sie vor manchem andern gesegnet hat.“

(Johannes Brenz, von W. Stähle.)

In Brenz war der erste in Schwaben auf die Zeitbühne getreten, der den unerschöpflichen Reichtum der Bibel dem Volke in noch nie dagewesener Weise enthüllte. Und es war nicht etwa nur der Ideenreichtum und die sprachliche wie poetische Schönheit, die er ins rechte Licht zu rücken verstand. Es war vor allem die Heilstiefe und der Liebesratschluß, der große Erlösungsgedanke, der durch ihn eine verständnisvolle Würdigung fand und den er seinen geliebten Bürgern in Schwäbisch Hall in 25-jähriger treuer Arbeit groß machte. Ein Feuer, das von so kundiger und geistesmächtiger Hand entzündet wurde, konnte denn auch nicht mehr verlöschen. Es brannte weiter, als der erste Reformationssturm schon lange nicht mehr in seine Flammen blies. Es brannte durch die Regierungsjahre französisch denkender und lebender Fürsten, und die leichten Lüfte, die von Paris aus auch über den ernsten Schwarzwald wehten, haben es nicht ausgelöscht. Es brannte durch die Eiskälte der rationalistischen Erstarrung hindurch, die auch Württemberg von dem damals so unglücklichen Baden aus in ihre ertötenden Arme zu schließen drohte. Ja, dieses heilige Geistes- und Glaubensfeuer verbreitete gerade in jenen dunkelsten Zeiten seine schönste Klarheit. Die ganze Kirche war damals wohl jenem Jüngling von Main gleich. Die im ödeften Vernunftglauben

gefangenen Diener der Kirche waren mit wenigen Ausnahmen Sargträger geworden und hielten ein Wiederaufstehen des alten reformatorischen Geistes für ebenso unmöglich wie eine Auferstehung der Toten. Daß in dieser traurigen Zeit nicht auch Württemberg zur weinenden Witwe geworden ist, das bleibt eine der wunderksamsten Gnadenerweisungen des treuen Gottes. Gerade in jenen Tagen der Glaubenslähmung, die Deutschland infolge seines ehebrecherischen Liebäugelns mit dem Babel an der Seine erlitt, schenkte Gott Schwaben Männer von ausgeprägter Frömmigkeit und echter Gelehrsamkeit. Einen festen Felsengrund des Widerstandes gegen diese spätere französische Suggestion des grausamen Atheismus hat der hervorragendste Gottesgelehrte seiner Zeit, Johann Albrecht Bengel, geboren 1687 und gestorben 1752, gelegt. Dieser Theologe von Gottes Gnaden und wahrhaft königliche Schriftforscher taucht wie ein leuchtender Komet am dunklen Himmel seiner Zeit auf. Die Klarheit seines scharfsinnigen Geistes, die Gründlichkeit seiner Forschungen und vor allem seine goldlautere, persönliche Frömmigkeit beriefen ihn dazu, den irrenden Planeten seiner Zeit, um bildlich zu reden, wieder eine feste Bahn des biblischen Glaubens zu weisen. Es war eine dunkle und trübe Zeit in Württemberg, die den historischen Rahmen zu Bengels gewaltigem Bilde lieferte. Herzog Eberhard Ludwig, der „glänzendste Kavalier und schlechteste Regent“, bot dem Volke ein trauriges Bild der Entfittlichung und moralischen Degeneration, ein Bild, das die Roheit und Gottentfremdung des ganzen Hofes auch mit der funkelnden Vergoldung französischer Höferei nicht zu decken vermochte. Essen, Trinken, Pracht, Vergnügungen zweifelhafter Art waren das Lebensprinzip des Hofes geworden. Natürlich wirkte dieses Vorbild von oben auf das ganze Volk. Die Landeskirche war vielfach außerstande, den hungernden Seelen das Brot des Lebens in würdiger Weise zu brechen. Den Geistlichen wurde zwar von der herzoglichen Regierung aus geboten, „ihre theologischen Studien fleißiger fortzusetzen, die Predigt besser auszuarbeiten und praktischer einzurichten“, allein, daß man ihnen das „Recht in ihrem Hause Wein auszuschenken“, nehmen mußte, läßt einen vielsagenden Blick tun in ihre Geistesarmut und Liebe zu einem behaglichen, wenn nicht üppigen Leben. Erscheint es da nicht als ein wirkliches Wunder der Geschichte und der christlichen Kirche, daß ein Mann wie Bengel überhaupt werden

konnte? Und daß er wie ein weithinstrahlendes Licht auf goldenem Leuchter das schöne Bekenntnis seines einfältigen Bibelglaubens hineinleuchten ließ in die Nacht seiner Kirche und seiner Zeit? Bengel ist die Wurzel jenes herrlichen Baumes der positivgläubigen Bibelforschung in Schwaben geworden. Mit ihm beginnt auch wieder eine tiefere Wertung und ein aufgeschlosseneres Verständnis der prophetischen Bücher der heiligen Schrift. Wohl keiner seiner Zeitgenossen hat sich wie er an die Auslegung der tiefsten Geheimnisse der biblischen Prophetie gewagt. Keiner aber hat auch einen so zentralen Blick in Naturzusammenhänge der geistlichen Welt getan und gleichsam die Essenz und innerste Wurzelkraft der einzelnen biblischen Wahrheiten herausgezogen und praktisch verwertet. Wir lernen es allerdings in der wunderbaren Beleuchtung des geschichtlichen Zusammenhangs verstehen, wenn wir bedenken, daß Bengels Mutter eine Urenkelin von Brenz war. Solche Geistesfülle, wie sie in Brenz sich gesammelt hatte, fließt wie eine lebendige Quelle durch Geschlechter hindurch, bis ins tausendste Glied! Und so war es denn auch, als ob von Bengel selbst alle die Brunnlein des Segens, die Zeit seines Lebens von seinem Leibe und Geiste geflossen waren, sich mit und nach seinem Tode erst recht zu einer gewaltigen Lebensquelle vereinigten, an der Unzählige sich erquickten und ihren Seelen tieferes Leben zuführten. Vielleicht hat Albert Knapp die verdiente Würdigung dieses hellen Sternes am Himmel seiner Zeit am schönsten summiert in seinen Worten vom 2. November 1852: „Es soll an diesem freundlich-sonnigen Herbstmorgen nicht vergessen werden, daß heute vor hundert Jahren der Mann Gottes, Dr. Johann Albrecht Bengel, in den Mauern unserer Stadt selig entschlafen ist. Der Tod seiner Heiligen ist wertgeachtet vor dem Herrn, und ihr Gedächtnis soll daher auch allen denjenigen heilig bleiben, die ein Herz für das Reich unseres Gottes und Heilandes in sich tragen. Wer es auch nur einigermaßen erkennt, welcher ein unvergänglicher Segen von diesem edelsten Theologen Württembergs, sowohl durch das seltene Licht seines Charakters und Wandels, als durch seine tiefen, gediegenen Forschungen im Worte der Propheten und Apostel, wie durch die Heranbildung einer gesalbten Schar von Theologen, Geistlichen und Seelsorgern, z. B. eines Oetinger, Steinhöfer, Fricker, Ph. M. Hahn, Burk, Fr. Hiller, Slattich, Roos u. a. nicht nur auf

unser engeres Vaterland bis in die einzelsten Kreise und Herzen, sondern auch auf das Gebiet der ganzen evangelischen Kirche ausgeströmt ist und heute noch ausströmt: den wird dieser Todestag des teuren Vollendeten gewiß tief bewegen und zu stiller Anbetung vor dem Herrn einladen.“ (Joh. Albr. Bengel von Dr. O. Wächter pa. 450.)

So können wir diesen seltenen Mann also auch mit dem wundersamen Bananenbaum vergleichen, der aus seinen Ästen neue Stämme bildet und aus dem kraft seiner unermüdlischen Lebensenergie zuletzt ein ganzer Wald entsteht. Bengels Grab ist wunderbarerweise wie das Grab des Allergrößten im Reiche Gottes nicht mehr bekannt. Aber Bengels Geist kam bald über einen Elisa, einen, der den Prophetenmantel des großen Meisters in seiner Art ebenso meisterhaft trug. Bengel selbst hatte einst in seinen kraftvollen Aussprüchen über das Predigtamt gesagt: „Ein Baum fällt nicht von einem Streich. Braucht er 50 Streiche und der eine tut 3, der andere 45, der dritte 2, bei welchem dann der Baum fällt: welcher hat alsdann am meisten bei dieser Sache Mühe und Arbeit gehabt? Welcher wird mehr Lohn bekommen und welcher weiß am wenigsten, wieviel er beigetragen, daß der Baum gefällt worden? So ist es mit der Arbeit an Seelen auch.“ Allein, ob er schon die 45 Schläge an den Giftbaum des rationalistischen Unglaubens getan, es mußten die Männer nach ihm nicht weniger Schläge tun. Oetinger hat den ehrenvollen Auftrag erhalten, im Geist und in der Kraft eines Bengel an der Wiedergeburt der Kirche zu arbeiten. Und Oetinger hat vor diesem gewaltigen Werke nicht gezittert. Er hat sich wie sein großer Meister es zur innerlichen Lebensaufgabe gemacht, die Autorität der heiligen Schrift gegenüber den verwässerten Begriffen der Zeit von Gott und göttlichen Dingen mächtig zu betonen. So ist er selbst auch wiederum ein Wort seines Gottes an sein schwäbisches Volk geworden. Freilich ein Wort, das nicht so leicht von jedem verstanden wurde, dem es gerade in die Ohren klang. Es gehört fast wiederum geistige Größe dazu, um den Flügen dieses weltweiten, religiösen Genies zu folgen, und viele haben sich mit Kopfschütteln von dem Manne abgewandt, der mit scharfen, tiefeindringenden Schlüssen die universale Größe der Erlösung in allen Reichen fand. Oetinger hat weniger in den Gedanken des Volkes gedacht und in der

Sprache des Volkes geredet; er war Theosoph durch und durch und schwang sich in schwindelnde Höhen empor, in die ihm so leicht keiner folgte. Doch war seine ganze Persönlichkeit ein so lebendiges Zeugnis von der unmittelbaren Wahrheit des göttlichen Wortes, daß er schon dadurch viele Seelen aus den Irrgängen des Vernunftglaubens an die Brunnlein der Stadt Gottes zurückrief. Er war wie ein sanfter Lichtmagnet hineingestellt in einen Kreis lichtungshungriger Seelen, und er hat sie nicht nur angezogen, sondern auch zu Christo hingeführt. Daß einem Manne wie Oetinger, der es wagte, die Kreise seiner religiösen und naturwissenschaftlichen Bildung etwas weiter zu ziehen, als sie von „Amts wegen“ erlaubt waren, auch Feinde erwachsen, wundert uns nicht. Feinde sind eigentlich nur bei verkommenen Menschen belastend; edlen Seelen bezeugen sie ihren Adel. Doch hat er auch seine Würdiger gefunden, schon unter den Zeitgenossen. Der Glanz der geistigen Königskrone, die er trug, blieb nicht allen Augen verborgen, und so weiß der Dichter Schubart von ihm zu bezeugen: „Dieser so verschriene, von wenigen gelesene, und den Wenigsten verstandene große Mann, den man unter dem Kleide, das seine Herrlichkeit verdeckt, beinahe gänzlich verkennt, ihn kennen nur, mit Klopstock zu reden: — — „Die wenig Edeln, Teuren, herzlichen Freunde des liebenswürdigen Mittlers, die mit dem kommenden Weltgericht vertraulichen Seelen. Er wird erst von der besseren Nachwelt gehörig geschätzt und benützt werden. Unter uns ist er jetzt ein Vogel aus der fernsten Himmelszone, der sich nach Norden verschossen hat und weder Luft, Nahrung noch Gesellschaft für sich findet. Wir sind viel zu verdorben, solche Kraftmenschen ganz verstehen zu können. So tief ich im Schutt der Weltmeinung stak, so versteckt mein angeborenes Wahrheitsgefühl war, so empfand ich doch die unwiderstehliche Einfach und Hoheit dieses Mannes, die sich durch Herablassung, Duldung und Bruderfreundlichkeit im lieblichsten Lichte vor mir entfaltete.“ „Kurz, er stand auf einer Sonnenhöhe, und Buben auf einer Erdscholle standen auf den Zehen, streckten sich lächerlich und riefen ihm zu: ‚Du bist ein kleiner Mann! Ein verrückter Schwärmer bist du!‘ Ich wollte schon lange sein Leben schreiben, aber wenn ich an des Mannes Größe hinaufsah, so entsank mir die Feder. Tief und scharf mußte sein Biograph blicken ins Ganze, über das sich nur eine, aber ungeheure Riesen-

idee hinstreckt.“ (S. C. Oetingers Leben und Briefe von Ehmman, pa. 343.) Oetinger starb im Jahre 1782. Sein Lebenswerk gehört mit zu den heiligen Mauern, die Deutschland in der furchtbaren Revolutionszeit von Frankreich trennten. Seine Geistes- und Lebenswirkungen aber waren wie elektrische Ströme, die das liebe Schwabenland durchzitterten und ihm die große Fähigkeit zu glauben bewahrten, als die Lähmungerscheinungen des geistlichen Lebens sich fast im ganzen übrigen Deutschland zeigten.

Es geht weit über den Rahmen dieser Studie hinaus, die ganze Kette in ihren einzelnen Gliedern zu betrachten, die die Geschichte des Christentums mit der Gegenwart verbindet. Es ist so manches goldene Glied, an dem wir still vorüberwandern müssen und dessen Glanz doch hell in die Augen leuchtet. Doch an einem Manne kommen wir nicht vorbei mit flüchtigem Gruße. Einer steht noch vor uns in wuchtiger, ja in monumentaler Größe, der selbst ein Stück schwäbischer Geschichte geworden ist. Das ist der Bauer und Theosoph Michael Hahn. So verwandt auch Hahn mit Oetinger ist, in einem war er generell verschieden, in seiner packenden Volkstümllichkeit und in dem Vermögen, die tiefen, geschauten Wahrheiten in kleine Münze auszuwechseln, mit welcher das Volk rechnen und begreifen konnte. Wenn die Größe eines Mannes nach dem Einfluß bemessen werden kann, den er auch nach seinem Tode noch ausübt, dann ist Hahn einer der größten Geister gewesen, die überhaupt je gelebt haben. Bis in die Gegenwart hinein wirken die Hahnschen Gemeinschaften in Württemberg in großem, wenn auch stillem Segen fort. Hahn hat Tausenden und Abertausenden in Schwaben das Wort Gottes wertvoller gemacht als jedes andere Gut. Er hat als ein ebenso einfacher wie tiefgehender Gottesgelehrter von Gottes Gnaden die Reinheit und geistige Kraft des Wortes ohne menschlich-seelische Beimischungen aufgeschlossen und als ein rechter, schwäbischer Joseph seinen armen Brüdern den ganzen Schatz seines reichen Herzens mitzuteilen gesucht. Aus dem Bauernstande hervorgegangen, ist er in demselben geblieben und hat ihn zum goldenen Gefäß gemacht, in dem seine Lehre und sein Vorbild bis heute mit großer, echt schwäbischer Ehrerbietung aufbewahrt blieb. Wie eine Wiese von vielen kleinen Wassergräben durchzogen wird, so haben die Wasseradern der durch Hahn begründeten Gemeinschaft das ganze Land durchzogen und ihm die geistige Frische mitgeteilt, die es

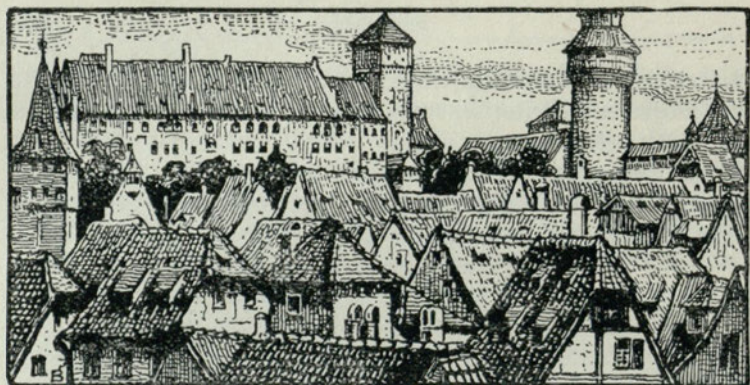
wenigstens auf dem Lande zu einem guten Teile noch besitzt. Hahns Gedanken tragen alle eine durchsichtige Klarheit an sich, wenn sie auch die schöne Form manchmal verachten. Es war auch ganz natürlich, daß sein System nicht in der schweren Saulsrüstung des wissenschaftlichen Lehrens einherschritt. In freier, gänzlich unmittelbarer Weise holte er sich seine Schleudersteine aus dem heiligen Quellgrund des Wortes Gottes herauf und traf damit manchen Riesen des Unglaubens an die Stirn. Er wollte, selbst eine Königsnatur, auch dem Heiligen Geiste das königliche Recht der Freiheit lassen und sein Ohr ganz dem Einfluß der Inspiration leihen. Und er hat das festgehalten, ohne an der Klippe der Schwärmerei und der ungeistlichen Übergeistlichkeit zu zerschellen. Das ist die wunderbare Größe dieses Mannes. Für ihn waren Wort Gottes und Geisteswirken die ausschließlichen Offenbarungsmittel, und siehe, es gefiel Gott, diesem, seinem schlichten Knechte Dinge zu offenbaren, die den meisten Theologen seiner Zeit ein Buch mit sieben Siegeln waren. Seine nüchterne, abgeklärte Art bewahrte ihn davor, irgend eine biblische Wahrheit auf Kosten einer anderen groß zu machen, und das ist an Hahn nicht hoch genug anzuschlagen. Hunderte mit seiner Begabung Ausgestattete wären in geistlichen Hochmut und stolzen Separatismus verfallen. Er aber blieb auch, nach den tiefsten Blicken in das Geheimnis der Haushaltung Gottes der demütige, treue Knecht seines Herrn. Dazu hat die ruhige, besonnene Natur des Schwaben mitgeholfen, die schon von Haus aus zu bedächtiger Objektivität geneigt ist und sich nicht so leicht in eine oberflächliche Begeisterung hineinreißen läßt. Die ganze Innenwelt des Glaubens steht bei Michael Hahn unter der Kontrolle des denkenden Geistes und der stetigen Kraft eines geläuterten Willens. Darum trägt auch seine Lebensarbeit das Gepräge bäuerlicher Gesundheit und heiterer Beständigkeit, ja schwäbischer Konzentration. Indem Hahn es aber verstand, das Erbe Oetingers auf einfachere Erkenntnisformen zurückzuführen und in der Sprache des Volkes auszuteilen, hat er die großen Gedanken und Pläne des Reiches Gottes als ein gewaltiger Haushalter des Herrn vielleicht in doppeltem Maße gefördert als Oetinger und Bengel. Das Volk muß erreicht werden, wenn ein Land die Segnungen des Evangeliums recht genießen soll. Und das Volk im schwäbischen Lande hin und her wurde erreicht. Es war und ist ein unermess-

licher Segen für Volk und Land geworden, daß dieser Mann, voll von den wunderbarsten Lichtgedanken und der wunderbaren Demut, die Schleusen der Gelehrsamkeit, die die köstlichen Wasser der Erkenntnis Gottes zurückhielten in dem Kanal amtlicher Beschränkungen, hochzog und die Lebensflut über die schwäbischen Äcker und Wiesen hinlaufen ließ. Fünfzehn Bände voll köstlicher Bibelgedanken hat der erleuchtete Mann uns hinterlassen. Bedeutungsvoll ist auch sein Ende, denn der innere Wert jedes Menschenlebens zeigt sich zusammengefaßt in seinen letzten Stunden. „Am 20. Januar 1819 traf er in kurzen Reden noch seine letzten Verordnungen, namentlich auch in betreff des Druckes seiner Schriften, wurde immer heiterer und lieblicher, bezeugte wie der Heiland seine Sünden weggenommen und ihn so außerordentlich erquickt habe, daß er ganz getrost sei, und gab seine Freundlichkeit und Dankbarkeit gegen diejenigen zu erkennen, die ihn so liebevoll verpflegten. In dieser heiteren Stimmung mit klarem Bewußtsein, lag er bis zu seinem Ende; seine Augen blieben aufwärts gerichtet, seine Lippen bewegten sich stille, wie eines Betenden. So schied sein Geist sanft und ruhig aus dieser Welt den 20. Januar 1819, abends 7 Uhr im 61. Jahre seines Alters. Die heitere Klarheit seines Geistes ließ ihren freundlichen Schein noch aus dem Antlitze des Toten leuchten, und als die Leiche zu Grabe getragen wurde, brach die Sonne aus dem finsternen Regengewölke, und der siebenfarbige Friedensbogen des Herrn wölbte sich über der Grabstätte.“ (Die Lehre des Johannes Michael Hahn von W. F. Stroh, pa. 11.)

Die vier nur kurz und skizzenhaft gezeichneten Männer, Brenz, Bengel, Oetinger und Hahn sind die vier Geistesriesen, die die Säulen des geistlichen Lebens in Württemberg tragen. Von diesen Vieren kann man sagen, daß einer aus dem anderen herausgewachsen und daß sie alle ein herrliches Merkmal an sich tragen, die tiefe, fast leidenschaftliche Liebe zum Worte Gottes. Aber mit diesen Hauptgestalten haben wir auch nur die Hauptlinien des Reiches Gottes in Schwaben geschaut. Zwischen diesen in blendendes Licht aufragenden Alpengipfeln steht eine ganze Kette herrlicher Berge, stehen Männer, die an die Großen der Gegenwart im Reiche Gottes zum mindesten heranreichen. Wir können sie hier nicht mehr würdigen. Aber wir spüren unsere Herzen in dankbarer Freude klopfen bei dem Namen eines Albert

Knapp. Welche Belebungen sind von diesem reichen Geiste ausgegangen, über den ein Füllhorn der glänzendsten Geistesgaben ausgeschüttet war und der doch mit der tiefsten Inbrunst der Liebe sang: „Ewig soll er mir vor Augen stehen!“ Knapp gehört zu den Fürsten unter dem geistlichen Adel Schwabens. Mit gewaltiger Didaktik und hinreißender Poesie hat er den König seines Herzens in den Mittelpunkt des Denkens und Fühlens derer zu rücken verstanden, die allsonntäglich zu St. Leonhard in Stuttgart zu seinen Füßen saßen. Waren es bei Hahn mehr die einfachen Leute, so zogen Knapps geistvolle Predigten und formvollendeten Lieder auch die Gebildeten mächtig an. Brach die erschütternde Bußpredigt eines Hofacker gar manchem den stolzen Sinn, so hob die edle, feine Sprache seines Freundes gar viele empor in die lichten Reiche des Friedens, die als weinende Magdalenen und verzweifelnde Zöllner am Boden lagen. Und als Knapp sein schönes Licht über das traute Stuttgart leuchten ließ, da strahlte wiederum ein neuer Stern auf, dessen Glanz in klassischem Reichtum ein Hauptkleinod deutscher Dichter- und Christenherrlichkeit geworden ist. Karl Gerok hat Schwabens Ruhm und Schwabens Heil noch größer und tiefer machen dürfen. In ihm war der alte Geist der Romantik der poesievollen Weibertreu wieder aufgestanden, doch nicht um nur die alten Ideale schwäbischer Minne und Treue zu besingen. Der Boden, aus dem seine goldenen Lieder aufblühten, ist heiliges, ist das heilige Land und die heilige Geschichte. Nie zuvor hat ein deutscher Dichter die heilige Religion des Kreuzes so klassisch schön besungen als Gerok. Seine „Palmblätter“ sind wirkliche Blätter vom Lebensbaum und zugleich Blätter der Ruhmespalme Schwabens. Wieviel auch diese Blätter zur „Gesundheit der Heiden“, zum Beleben und Vertiefen des religiösen Lebens in Württemberg beigetragen haben, wird der Tag der Zukunft klar machen. — Man kann ruhig sagen, daß die Geschichte eines Volkes auch die Geschichte seiner großen Männer ist. Die wahrhaft Großen aber sind diejenigen, die ihre Zeit und das Geschlecht nach ihnen auf eine höhere Lebens- und Glaubensstufe gehoben haben. Solche große Geister hat Schwaben mehr als ein anderes Volk gehabt, und darum sind auch die Fußspuren des welterlösenden Heilandes in diesem gesegneten Lande in beglückender Schönheit zu sehen. Ja, diese Spuren sind für die Ewigkeit eingedrückt. Wenn die schönen Lieder der Heimat verklingen

werden und die Ruhmestafeln der irdischen Geschichte zerbrechen in den Wogen der Weltvollendung, dann werden die heiligen Werke der Väter einen neuen Olymp bilden, auf dessen enthülltem Gipfel das ewige Kreuz leuchtend stehen bleibt. Ehre ihrem teuren Angedenken. Ehre dem Gott ihres unvergänglichen Lebens. Sein ist Schwaben und sein die Welt!



Franken

Von August Bomhard.

Jetzt reicht mir Stab und Ordenskleid
der fahrenden Scholaren!
Ich will zur schönen Sommerszeit
ins Land der Franken fahren.

Allum, wo fröhliche deutsche Studenten und sonst wanderlustige Burschen durchs maiengrüne Land streifen, über Berg und Tal, durch Wald und Feld, da klingt aus jugendfrischen Kehlen unseres Scheffels unsterbliches Lied vom „heiligen Veit von Staffelstein“. Auch ich hab es einst in den goldenen Tagen sorgenfreier Studentenzeit an den von den Musen gesegneten Ufern der Regnitz und im felsenstarrenden, buchengrünen Tal der Wiesent recht nach Herzenslust mit trauten Freunden gesungen und von manch einer fränkischen Burgruine aus blinkender Trompete übers weite Land hinschmettern lassen.

Und als zu Anfang dieses Jahres der Herr Herausgeber aus Hamburg schrieb: „Wie wär's mit einem Artikelchen über die Fußspuren Gottes im Frankenland?“ — da fuhr mir alsbald jenes oft gesungene Lied durch den Sinn, und am liebsten hätte ich gleich — wenn auch nicht zu Stab und Ordenskleid — so doch zu Stock und Lodenhut und Wettermantel gegriffen und mit frischen Sohlen unter den Stiefeln und frischem Wandermut im Herzen eine Fahrt ins Land der Franken angetreten, kreuz und quer, immer den Spuren des allmächtigen Gottes nach.

Aber erstlich ist der ausgehende Winter keine gute Zeit zum Wandern auf fränkischen Feld- und Waldwegen, und zum andern muß auch ein fränkischer Landpfarrer wie alle seine Brüder im weiten Reich zur heiligen Passions- und Osterzeit fein zu Hause bleiben und seines Amtes warten. Und bis zur sommerlichen Urlaubszeit — ja, da wird der Herr Herausgeber wohl nicht warten wollen. So bleibt mir denn nichts anderes übrig, als ungewandert zur Feder zu greifen und im Geiste die Wanderfahrt durchs Frankenland anzutreten. Und du, freundliche Mutter Erinnerung, gehe mir zur Seite und zeige mir die eine und andere Stätte, wo zu den Füßen des Allmächtigen bei seinem Gang durch unsere Gaue edelwertiges Leben erblühte! —

„Wo fass' ich dich, unendliche Natur?“ Wo soll ich mit meiner Wanderung beginnen, wo soll ich aufhören? Es ist keine leichte Sache, Reisepläne zu machen, wo doch die Welt allüberall so schön und herrlich ist, und es ist keine leichte Sache, den Fußspuren des lebendigen Gottes nachzugehen in einem Lande, wo seine Gnade und Wahrheit so vielerorten leuchtet. Wollen wir auf den Heerstraßen bleiben, so kommen wir wohl durch manche prächtige Stadt, von der sich viel, viel mehr erzählen ließe, als es auf diesen Blättern geschehen kann. Aber alle Augenblicke lockt uns da und dort eine freundliche Kirchturmspitze überm Föhrenwald zu beträchtlichen Seitensprüngen; dann müssen wir wieder in ein verschwiegenes Tal eindringen oder zu einer hochragenden Burgruine emporklettern oder stundenlang über einsame Heideflächen dahinwandern. Und so wollen wir es denn auch machen, wollen hier einen Blick in volkreiche Städte werfen, dort mit dem Bauern über Feld gehen, hier unser Auge an dem vollentfalteten, vielgestaltigen Menschenleben sättigen, dort wieder an den heimlichen, weltentlegenen Quellen des Lebens lauschen; und wenn es den freundlichen Leser nicht verdrießt, mag er mir ein Weilchen kreuz und quer nachfolgen auf der Wanderfahrt durchs Frankenland! —

Die Franken sind eigentlich — keine Franken! Wenigstens historisch betrachtet. Das alte Eroberervolk der Franken, der „Freien“ hatte ja ursprünglich ganz andere Wohnsitze, und was man heute Frankenland nennt, das beherbergte in germanischer Vorzeit Stammesangehörige der Chatten und Sueven, der Ale-

mannen und Thüringer. Erst als unter den Merowingern die Franken mit gewaltiger Stoßkraft ostwärts drangen, wurden diese Gebiete fränkisch und erst allmählich gelang es der dem Lande aufgezwungenen Fremdherrschaft, was ihr z. B. bei den Bajuwaren und südlichen Alemannen nicht gelang, die altheimische Eigenart zu verdrängen und fränkische Sitte und Sprache, fränkisches Volkstum zur Geltung zu bringen. So entstand Ostfranken, und die drei bayrischen Kreise, die heute noch den fränkischen Namen tragen, sind das einzige Stück, das von dem einst so gewaltigen Volk und Reich der Franken übriggeblieben ist. Denn Frankreich trägt ja nur noch den Namen, dort hat romanisches Wesen das germanische aufgesogen; in Franken dagegen hat sich fränkische Eigenart, freilich stark vermischt mit der Art der damals unterworfenen Stämme, bis auf unsere Tage fortgeerbt.

Und weil nun die heutigen Franken kein ureingefessenes Volk sind, darum kann man auch nicht von einem geschlossenen fränkischen Volkstum reden wie etwa bei den Altbayern oder Niedersachsen, sondern von Norden nach Süden ist ein stetig fortlaufender Übergang zu bemerken. Das läßt sich unschwer aus den verschiedenen Volkscharakteren und aus den Sprachunterschieden erkennen, aus der Bauart der Häuser und Dörfer, aus der ganzen Kultur. Im Norden von Speßart, Rhön und Frankenwald, im Osten und Süden vom Fichtelgebirge und Frankenjura umschlossen, durchströmt vom Main und seinen Trabanten, sowie von Würnitz und Altmühl, die zur Donau streben, so bildet das heutige Frankenland den nördlichen und nordwestlichen Teil des Königreichs Bayern.

Da sitzen an den waldreichen Hängen und auf den schwermütigen Hochflächen des Frankenwaldes und des nördlichen Jura, dann im oberen Maintal bis in die Bamberger Gegend hinab die Oberfranken, ein Volk von Arbeitern und Kleinbauern, die mit zähem Fleiß ihr zum Teil kärgliches Brot verdienen. Keine Großstadt reißt dort ihre alles auffaugenden Fangarme ins grüne Land hinein, aber allenthalben hat eine starke einheimische Industrie den Leuten neue Erwerbsmöglichkeiten geschaffen. Es sind rauhe Menschen, rauh wie ihr Land und wie ihre weltbekannte Nationalspeise, die rohen Kartoffelklöße, Oberländer oder rauhe Knödel genannt. Aber mit einer starken Treue

hängen sie wie alle Gebirgsbewohner an ihrer sagenreichen Heimat. Der Oberfranke vermag es nur schwer in der Fremde auszuhalten; mit magnetischer Gewalt zieht es ihn nach dem Geburtslande mit seinen klaren Bergwässern, seinen Felsen und Wäldern zurück.

Ganz anders die Unterfranken. An den Windungen des Maines, zwischen Steigerwald, Spessart und Rhön bauen sie ihre Äcker und Weinberge, ein bewegliches, weltoffenes Völklein. Auch sie haben es noch zu keiner Großstadt gebracht, aber ihr Ideal ist die Stadt, „wo die Häuser so hoch sind, daß man den Himmel gar nimmer sehen kann.“ Ihre sehnlichen Gedanken und Wünsche wandern mit den glitzernden Wellen des Maines hinab und hinaus in die blaue Ferne, wo weit hinter den Bergen das große, goldene Frankfurt liegt, Frankfurt, wo man so viel Geld verdienen und so schöne Kleider und Hüte tragen kann! Und dann Wiesbaden, Mainz, Köln! Nur hinaus in die weite Welt, den Unterfranken fesselt keine allzu starke Heimatliebe! Überall im westlichen und nördlichen Deutschland trifft man den unterfränkischen Kellner, das unterfränkische Dienstmädchen. Mit einer an Untreue streifenden Leichtigkeit legen sie heimische Sitte und Sprache ab, so daß das Schusterstöchterlein vom Steigerwald, das ein Jahr lang in Sachsen gedient, bei der Rückkehr in die Heimat mit gezierter Mundstellung berichtet: „Och, ich bin 'n Jahr lank in Chemnitz gewesen, habe bei 'ner feinen Herrschaft jedient!“ Aber durch Fleiß und Gewandtheit, durch einen hellen Kopf und ein merkwürdiges Anpassungsvermögen bringen es viele in den großen Städten zu Wohlstand und Bürgerglück, und der Vetter in Frankfurt, der reiche Onkel in Berlin spielt bei den Daheimgebliebenen eine große Rolle. Doch auch sie, die auf der Scholle bleiben, ahmen gerne, wenn sie die Woche hindurch scharf in Feld und Wengert¹⁾ gearbeitet haben, am Sonntag städtisches Wesen nach, und in den weltentlegensten Dörfern kann der erstaunte Pfarrherr des öfteren von der Kanzel herab die allerneusten Hutmoden studieren. Wie denn der Schreiber dieser Zeilen erst verwichenen Winter einen regelrechten Turban von Sammet auf dem Haupt einer derben Bäuerin entdeckt hat! Doch lebt unter dem törichtsten Modeanstrich, den sich die Unter-

¹⁾ Weingarten, Weinberg.

franken vielfach geben, noch ungebrochen ein gut Stück altfränkischer Steifheit, Nüchternheit und Verschlagenheit, und im großen ganzen sind sie doch ein kräftiges, unverdorbenes Volk.

Endlich Mittelfranken. Ein welliges Waldland mit flachen, fruchtbaren Tälern und behäbigen Bauerndörfern, im Nordwesten eine ansteigende Hochfläche, von deren fernem Horizont die Türme des alten herrlichen Rothenburg grüßen, im Nordosten eine Tiefebene, darinnen zwischen den weiten Flächen des Reichswaldes das mächtige Nürnberg sich breitet, im Süden das tief in den Jura eingeschnittene Altmühltal — so dehnt es sich im Herzen Bayerns südlich von seinen beiden fränkischen Schwesterländern, teils gänzlich westabgeschieden, teils mitten im stärksten neuzeitlichen Weltgetriebe stehend. Der Mittelfranke ist gutmütig und freigebig und hält etwas auf ein ehrenfestes Leben nach guter Altväterart. Im Südwesten zeigt seine Art schon starke Verwandtschaft mit der Schwäbischen.

So stellt sich uns bei flüchtiger Betrachtung das dreifach geteilte Frankenland mit seinen Bewohnern dar. Die Sprache der Franken ist hart und knochig, neben dem herzlichen Schwäbischen klingt sie geradezu häßlich, unfreundlich, abstoßend. Zu poetischem Ausdruck scheint sie völlig ungeeignet zu sein, was am besten daraus erhellt, daß dem gebildeten Franken Hebels alemannische Gedichte bei weitem mehr zusagen als z. B. Grübels Schnurren in Nürnberger Mundart. Diese ist allerdings von allen fränkischen Mundarten die unerträglichste; voll Selbstgefühl sagt der Nürnberger: „I bin a Näärbäichä.“ Oder man probiere, wie sich das liebe Schwäbische Volkslied: „Jetzt gang i ans Brünnele, trink aber net,“ in der unterfränkischen Sprache ausnehmen würde: „Hezat Gä i nou zan Brünna, trink odder niet!“ Als ich nach langen Jahren wieder einmal in mein unterfränkisches Heimatdorf am Main kam und in den wohlbekanntem Sluten ein Bad genommen hatte, da sagte der Fährmann, der mich im Kahn aus dem Badehäuschen holte, ein alter Schulkamerad, zu mir: „No, häst aa widder amol in Mee gaboden?“ Will der Unterfranke von einem Menschen sagen, daß er schlecht sei, so lautet das: „Ar it schlacht.“ Und als uns einmal unser alter treuer Holzhacker aus meines Vaters erster Gemeinde besuchte und meine Mutter ihn freundlich fragte, ob ihm ein be-

sonderes Fleisch zu Mittag erwünscht sei, da sagte er trocken: „Gensfläsch mog i niet, odder a Rindfläsch mog i garn.“

Nicht wahr, es ist eine derbe, rauhe Sprache? Aber dem Franken klingt sie so lieblich wie dem Pommer sein Platt. Doch wie weder das Land noch das Volk dem Charakter nach eine geschlossene Einheit bildet, so auch naturgemäß die Sprache. Am unverfälschtesten wird das Fränkische vielleicht in dem Dreieck Würzburg—Ansbach—Nürnberg gesprochen, südlich davon geht es allgemach ins Schwäbische über, am unteren Main nähert es sich dem Hessischen, nördlich von Bad Kissingen, auf das Rhöngebirge zu, schlagen bereits thüringische Laute an unser Ohr, und das Oberfränkische zeigt eine unverkennbare Verwandtschaft mit dem Sächsischen und Schleisischen. Also überall nach den Grenzen hin breite Übergangsgebiete, während z. B. in Südbayern die Sprachgrenzen sich zum Teil haarscharf zwischen den Dörfern hindurchwinden.

Noch ein kurzes Wort, bevor wir unsere Wanderung beginnen, über die Konfessionen im Frankenland. Die konfessionelle Verschiedenheit der Landesteile ist, wie überall in Deutschland, auf die politischen Verhältnisse in der nachreformatorischen Zeit zurückzuführen. Das Gebiet der ehemaligen Markgrafen von Bayreuth und Ansbach ist evangelisch-lutherisch, also der größere Teil von Ober- und Mittelfranken, dazu die altreichsstädtischen Gebiete von Nürnberg, Rothenburg und anderen. Unterfranken dagegen ist zum größten Teil katholisch, denn es ist in der Hauptsache das ehemalige Herrschaftsgebiet der Fürstbischöfe von Würzburg, die sich stolz Herzoge in Franken benannten. Doch sind hier vielerorten auch protestantische Landesteile eingesprengt, die früheren Besitztümer von Reichsgrafen und Reichsstädten, die sich der Reformation zugewandt hatten. Hinwiederum sind in Ober- und Mittelfranken weite Landstriche katholisch, dort wo einst die Krummstäbe von Bamberg und Eichstätt herrschten. Und weil es nun vor Jahrhunderten nicht nur sehr viele Herren gab, sondern deren Gebiete auch noch vielfach zerstreut und ineinandergeschachtelt waren, so kann es einem heutigentags noch in Franken passieren, daß man auf einer Wegstrecke von zwei Stunden viermal hintereinander durch Ortschaften verschiedener Konfession kommt, ja daß ein und dasselbe Dorf zur Hälfte protestantisch, zur Hälfte katholisch ist, weil eben einstmals ein Teil

der Bauern dem protestantischen Grafen, der andere Teil dem katholischen Bischof oder Kloster gehörte. Doch gereicht dieses Nebeneinander keinem zum Schaden, da beide Teile dadurch angespornt werden, um so treuer zu ihrer Kirche zu halten. Freilich, gelegentliche Religionskriege sind nicht ausgeschlossen, namentlich unter der Schuljugend, wie denn einmal ein Kamerad von mir seinem katholischen Banknachbarn die Überlegenheit des Lutherthums dadurch nachdrücklich bewies, daß er ihm mit seiner dicken Bibel über den Kopf schlug. —

Doch es wird Zeit, daß wir unsere Reise antreten. Wir kommen mit dem vorausgehenden Artikel vom Schwabenland her und wählen als Einfallspforte die alte Bischofsstadt Würzburg. Über eine kahle Hochfläche führt uns die alte Straße von Tauberbischofsheim bis dorthin, wo das Gelände sich jählings ins Maintal hinabsenkt. Da grüßt vom benachbarten Hügel die trotzige Feste Marienberg, von der Talsohle bis hinauf zu den Wällen mit riesigen, abwehrstarrenden Mauern und Bastionen besetzt — ein gewaltiges Wahrzeichen der versunkenen weltlichen Bischofsmacht. Und zu unsern Füßen winkt einladend die fromm-fröhliche Stadt, mit ihren vielen Kirchtürmen sich spiegelnd in dem ruhig dahinfließenden, mehrfach überbrückten Mainstrom — trotz mannigfacher Verunstaltung durch die neuzeitliche Kultur ein prächtiger Anblick.

Hier hat einst in Merowingerzeiten der Ire Kynenna mit seinen zwölf Gefährten das Kreuz aufgepflanzt, um nach der Eroberung des Landes durch die Franken den Eingefessenen die Friedensbotschaft des Evangeliums zu bringen. Bis an die fernen blauen Höhen des Steigerwaldes reichte sein Einfluß, und heute noch ist die Erinnerung an den Apostel des Frankenlandes nicht erloschen, der mit seinen Genossen in Würzburg den Märtyrertod erlitt. Die Kinder lernen seinen Namen — Kilian, wie er in lateinischer Fassung im Volksmund erhalten blieb — in den Schulen, und vielerorten findet sich in Unterfranken der Name Kilian sowohl als Ruf- wie auch als Familienname: Einer, den ich kenne, heißt sogar Kilian Kilian!

Wo einst zu Füßen der fränkischen Herzogsburg die stille Klausel des treuen Mönchs gestanden, da wogt jetzt städtisches Leben um den romanischen Dom mit seinen marmorprächtigen

Bischofsarkophagen, um die herrliche gotische Marienkapelle mit ihrer edlen Turmpyramide, um all die mannigfachen heimlichen Klosterhöfe und Kirchen aus der Zeit des Barock und Rokoko. Klerikern und Ordensschwestern begegnet man auf allen Straßen in dem stets eleganten, farbenfrohen, modisch aufgepuzten Menschengewimmel. Durchwandert man aber in stiller Mondnacht die engen Klostergassen und blickt an den Barocktürmen einer prunkhaften Kirche hinauf, dann kommt es über einen, als wälte hier noch immer der Geist des titanenhaften Fürstbischofs Julius Echter, der einst der ganzen Stadt mit gewaltiger Hand sein Gepräge aufgedrückt und sich den traurigen Ruhm erworben hat, in seinen Landen die Reformation mit Stumpf und Stiel ausgerottet zu haben.

Und draußen, umrauscht von den herrlichen Bäumen des Hofgartens, darinnen die Nachtigallen herzbetörend singen, dehnt sich im Mondenschein hinter dem weiten, verschlafenen Platz die riesige Residenz, in verschwenderischer Pracht und märchenhaftem Glanz vor zwei Jahrhunderten von den Bischöfen erbaut, als ihnen der Aufenthalt auf dem Marienberge zu einsiedlerisch und unzeitgemäß geworden war. Da blinken die hohen Fenster, hinter denen einst in den strahlenden Rokokosälen die glänzendsten Feste gefeiert wurden, wie etwa in den Zeiten des Fürstbischofs Fr. Karl von Schönborn, der zugleich Erzbischof von Bamberg war, den uns aber ein Gemälde als äußerst felsen Jagdherrn mit der Flinte im Arm zeigt, wie er einen gewaltig großen Jagdhund liebkost. Da stehen finster die verschlossenen Tore, aus denen einst die fürstlichen Prälaten in goldstrotzenden Karossen gefahren kamen; da flüstern die schattenden Bäume im Nachtwind von einer versunkenen toten Herrlichkeit und um die bemoosten Statuen in den kühlen Winkeln des Parkes schweben die Geister der Vergangenheit. Rücksichtslos hat eine neue Zeit den Glanz und die nach außen gerichtete mächtige Pracht derer, die sich Gottes Diener nannten, weggefegt, hat ihnen mit eiserner Faust die weltliche Macht und Landesherrlichkeit samt ihren prunkenden Palästen genommen, und kaum eine andere Stadt führt uns so anschaulich als gerade Würzburg mit seiner dräuenden Festung und seinem weltfeligen Palais das gnädige Gericht Gottes vor Augen, da er den deutschen Bischöfen zurief: Nicht waffenstarrende Fürstenmacht, nicht überschäumende, austobende

Weltlust ist eures Amtes, sondern demütig treue Hirtenliebe, mit der ihr Menschenseelen dem einigen guten Hirten zuführen sollt! —

Leise gehen wir weiter, den Fußspuren des lebensschaffenden Gottes nach. Im Schatten einer Allee wandeln wir an dem kunstvollen Eisengitter des Hofgartens entlang, dann biegen wir in die blumenduftenden Glazisanlagen ein. Bald stehen wir vor einem neuzeitlichen Gebäude, es ist die Universität. Und wir weihen ein stilles, dankbares Gedenken dem edlen Theologen Schell, der als ein gebrochener Mann ins Grab gesunken ist und nun im Frieden seines Gottes ruht. Die ewige Wahrheit wollte er seinen Schülern aus treumeinendem Herzen verkündigen, fern von dem Gezänke der Welt. Aber die übermächtige römische Geistestyrannie hat ihm durch wüste Heze einen Kampf aufgezwungen, dem die friedliche Gelehrtenseele nicht gewachsen war, und noch über das Grab hinaus wurde er von seinen verbohrtten Gegnern beschimpft. Nicht besser ergeht es denen, die annoch an der Würzburger alma mater ihre Theologie sich mehr von Gott als von Menschen vorschreiben lassen wollen. — Der Mond überflutet mit seinem Lichte das Haus der wahrheitsuchenden Wissenschaft. Sie selbst gleicht dem Monde; auch ihr Licht ist nur ein reflektirtes, oft genug trügerisch und irreführend wie das unsichere Mondlicht; aber treue Gottsucher und Liebhaber der höchsten Wahrheit soll man lieben und ehren.

Noch einmal wandern wir im hellen Sonnenschein durch Würzburgs Gassen. Irgendwo läuten die Glocken, kein Mensch weiß, warum und für wen. Doch siehe, was kommt im Straßengewühl daher und heimelt uns an in der herzlich katholischen Stadt? Es sind ein paar evangelische Pfarrer, die einem Toten das letzte Geleite geben. Rüstig schreiten sie im langen Talar hinter dem schwarzen Wagen her und ehrerbietig hält die Straßbahn, bis der Zug in drangvoller Enge an ihr vorüber ist. Ja, wo einst der Bischof Julius sein unerbittliches Machtwort sprach, da blüht jetzt ein starkes, selbstbewußtes evangelisches Gemeindeleben und im Frieden dürfen nebeneinander Protestanten und Katholiken sich ihres Glaubens freuen. —

Wir verlassen Würzburg. Auf dem weiten Bahnhofsplatz grüßt uns noch einmal von seinem großen Brunnen herab „der Winzer Schutzherr Kilian“ im bischöflichen Ornat. Will der Fremdling verstehen, warum der steinerne Mann hier steht, so

darf er sich nicht mit der verkehrten Antwort des Würzburgers begnügen: „Er war unser erster Bischof,“ sondern er muß auf die vielen, zum Teil uralten Gotteshäuser rings im Lande schauen, von denen manch eines wohl ihm seinen ersten Ursprung verdankt.

Keuchend führt uns die Eisenbahn aus dem Maintal zur Hochebene empor. Hinter der nächsten Station gabeln sich die blinkenden Geleise, links geht es nach Schweinfurt, rechts nach Nürnberg. Wir fahren rechts weiter, aber wir schicken einen grüßenden Gedanken nach der alten Reichsstadt, die uns den großen Dichter schenkte, der das Wort gesprochen: „Am Kreuzesholz zerscheitert der Erde Stolz,“ und dessen edlem Geiste wir manch ein Lied, manch einen Spruch zur Ehre Gottes und seines Sohnes verdanken — Friedrich Rückert.

Höher und höher geht es hinauf zwischen weiten Feldern und kümmerlichen Wäldlein, und siehe, nun tauchen am fernen östlichen Horizont duftig blau die Höhen des Steigerwaldes empor. Ein weißer Punkt auf dunklem Hintergrunde fesselt unser Auge. Es ist die hohe Kirche von Castell, rings im Gau die silberne Kirche genannt, weil sie im Sommersonnenschein silberweiß ins weite Land hinausleuchtet. An ihrer Stelle stand vor 120 und etlichen Jahren noch ein verwittertes altersschwaches Gotteshaus im romanischen Stil. Es konnte auf eine vielhundertjährige bewegte Vergangenheit zurückblicken, es war schon uralt, als in ihm zum erstenmal die kräftigen Lutherlieder klangen, als kein Weihrauch mehr sich zu seinem Gewölbe emporkräuselte und Gottes Wort von Lutherschülern gepredigt wurde. Aber sein Name, der es als Heiligtum Johannes des Täufers kennzeichnete, weist noch über seine Entstehungszeit um ein Erkleckliches zurück, und mit vieler Wahrscheinlichkeit vermutet Sperl, der Historiker Castells, daß ganz zuerst hier ein hölzernes Taufkirchlein gestanden, darinnen die trotzigen Thüringe nach ihrer Unterwerfung durch die Franken erstmalig ihr Haupt vor dem Welt-erlöser gebeugt haben — ob mit Lust oder mit Unlust, wer vermöchte das zu sagen?

Auf dem Hügel hinter Castell steht, von mächtigen Bäumen umschattet, ein alter Turm, der letzte Rest einer Grafenburg. Hier wohnten und herrschten seit unvordenklichen Zeiten die Grafen und Herren zu Castell, deren heute noch blühendes, jetzt

gefürstetes, noch immer mit zäher Heimatliebe ortsansässiges Geschlecht mit großer Wahrscheinlichkeit auf den Frankenherzog Radulf, also etwa auf das Jahr 630 zurückgeht. Keine welterschütternden Taten und Ereignisse weiß die Geschichte von diesem Hause zu berichten, aber eine lange Reihe von tüchtigen, treuen Landesherrn zieht, wenn wir zurückschauen, an unserm geistigen Auge vorüber, und immer wieder leuchten die Tugenden hervor, die dieses Geschlecht durch die dahingleitenden Jahrhunderte geleitet haben, Gottesfurcht und Barmherzigkeit, stets den heranwachsenden Söhnen und Töchtern von treumeinenden Vätern und frommen, edlen Müttern eingepflanzt und so sich forterbend von Geschlecht zu Geschlecht.

Schlagen wir die Blätter der Geschichte dieses Hauses um etliche Jahrhunderte zurück, so wird unser Blick angezogen von den vier glänzenden Söhnen des Grafen Wolfgang, der, obwohl ein Kind der Reformationszeit, sich noch nicht mit den neuen Gedanken befreunden konnte, und der liebwerten Gräfin Martha, die im Bauernkrieg unverschuldet schweres Leid erduldet. Von den vier Brüdern starb einer in jungen Jahren den Schlachtentod, die drei andern aber haben mit zäher Energie die Reformation in ihren Landesteilen durchgeführt, und als nach vielen theologischen Zänkereien die württembergische Kirchenordnung aufgerichtet werden sollte, da hat der Tüchtigste unter ihnen, Graf Heinrich, der Jahre hindurch vormundschaftlicher Statthalter des Herzogtums Württemberg gewesen war, in eigener Person einer Versammlung der streitbaren Pfarrherren die Vorzüge der neuen Ordnung dargetan und ihren Widerstand mit trefflichen theologischen und kirchenpolitischen Argumenten überwunden.

Ein Jahrhundert später finden wir an der Spitze der Grafschaft die fromme Gräfin Dorothea Renata, eine geborene Zinzendorf, die Tante des berühmten Stifters der Brüdergemeinde, im Gegensatz zu ihrem stürmisch drängenden Neffen eine ruhige, nüchtern abwägende Frau. Der Graf wollte die Tante zu seiner eigenen Frömmigkeit bekehren, die Gräfin aber verhärtete fest auf ihrer schlichten, lutherischen Art. Der Briefwechsel zwischen den beiden enthält sehr interessante Dokumente über diese verschiedene Art von Frömmigkeit. So schrieb Zinzendorf, als der Gräfin ein heißgeliebter Sohn gestorben war, unter anderem folgendes: „So sage ich Ihnen denn, herzlichgeliebte Tante, viel-

leicht zulezt: Erbarmen Sie sich über Jesum, Sie sollen auch ein Lohn seines Todes sein. Erbarmen Sie sich über Wolf Georgs arme Seele, der Sie verführet hat, und, wenn Sie verloren gehen, darum mehr leiden muß. Erbarmen Sie sich über mich, der ich um Ihrer Seele willen so viele Jahre voll Angst und Jammers bin . . . Erbarmen Sie sich über sich selbst, damit Sie nicht um den Heiland kommen, und bitten den Herrn, daß er Sie in Zeiten richte, ehe er Ihr Richter wird, so kann er in den Ewigkeiten Ihr wohlgewogener Fürst sein.“ Darauf erwiderte Dorothea Renata: „. . . daß zu viel geurteilt sei wegen des Wolfjörgs Tod, und daß er nicht für meine, noch ich für seine Seele stehen, noch eine die andere vom Tod erretten kann, und, so ihm und mir unsers Heilands seine Erlösung nicht geholfen, würde es zu spät sein, mich über ihn zu erbarmen. Tröste mich also, daß sein und mein Richter auch unser Bruder, Bürge und Bezahler ist, der sich über uns erbarmt, und nicht ich über ihn.“

Ein Sohn dieser starkmutigen Gräfin war Graf Luz, der den Geist seines Veters mit vollen Zügen in sich aufgenommen hatte, ohne doch dessen geniale Kraft zu besitzen. Seine „Pietisterei“ machte der Familie viel Verdruß, aber demütig und unverdrossen ging er seinen Weg und gründete auf dem Rehweiler, einem ärmlichen Dörflein oben im Steigerwald, ein kleines Herrnhut, das bald allerlei pietistische und separatistische Geister der Umgegend an sich zog, mit der Devise: „Zur Ausbreitung des Reiches Gottes im Frankenland.“ Doch wollte es da droben im rauhen Waldland zu keinem rechten Blühen kommen. — Tragikomisch ist das Erlebnis, das Graf Luz auf seiner Reise nach Holland hatte, wo er die verschiedenen Sekten und Sondergemeinden studieren wollte. Dem Beispiel seines großen Veters folgend, predigte er in Elberfeld auf offener Straße das Evangelium. Man hielt ihn für einen staatsgefährlichen Aufrührer und entsandte ein Detachement von 150 Soldaten, ihn und seine vermutlichen Anhänger gefangen zu nehmen. Länger als zwei Wochen mußte er im Gewahrsam zubringen, bis es gelang, die Behörden von seiner absoluten Unschädlichkeit zu überzeugen!¹⁾ —

Anderthalb Jahrhunderte sind seit dem Tode dieses merkwürdigen Mannes dahingegangen; aus seinem großgedachten Un-

¹⁾ S. Aug. Sperl „Castell“. Geschichte eines Dynastengeschlechtes.

ternehmen ist eine solide fränkische Pfarrei geworden. Aber sein Geist ist in neuerer Zeit in jener Gegend wieder lebendig geworden; da und dort wohnen Christen, denen es heiliger Ernst ist mit ihrem Christenstand — Gemeinschaftsleute nennt man sie heutzutage — und treue Seelsorger stehen dafür ein, daß ihr lebendiges Christentum frei bleibt von ungesunder Schwärmerei. Auch J. H. Wicherns Name und Werk hat hier erneuernd und bahnbrechend eingewirkt. Auf seine persönliche Anregung hin entstand nahe bei Castell das schlichte Rettungshaus Trautberg, das damals — ein bescheidener ländlicher Bruder des Rauhen Hauses — aus einer herrschaftlichen Schafschene zu einem Heim für verlassene und verirrte Schäflein Christi umgewandelt wurde, und aus dem schon viele Generationen brauchbarer, innerlich gefestigter Christenmenschen hervorgegangen sind. — Und wenn du Glück hast, kannst du auf diesen Wegen auch einmal einer ehrwürdigen Greisengestalt begegnen, die unwillkürlich deinen Blick fesselt. Es ist der alte Schneider Mümpfer, der nach apostolischer Weise mit Stab und Ledertasche rüstig einherschreitet, ein Bote des Friedens und der Liebe, schneeweiß an Haupthaar und Bart und jugendliches Feuer in den Augen. Er ist aus der ersten Gemeinde meines Vaters und hat ihm einst in den Jahren seiner Erweckung und Umwandlung vom lustigen Trinkbruder zum ernstkämpfenden Jesusjünger durch seine himmelstürmende, ungestüme Art viel zu schaffen gemacht. Jetzt ist sein Wesen längst abgeklärt wie gut vergorener Wein, jugendfrisch durchzieht er das ganze Frankenland und spricht in den Gemeinschaftsversammlungen in volkstümlicher, zu Herzen gehender Weise von dem einen, was not ist; und überall, sei es im engen Freundeskreis in der stillen Mühle am heimatlichen Gründleinsbach oder bei gottsuchenden Seelen auf einsam gelegenen Gehöften oder im großen Saal zu Rothenburg, wo die Brüder geistlichen und weltlichen Standes aus Franken und Schwaben zusammenkommen, überall ist er ein willkommener Gast, denn immer hat er etwas zu geben von dem Frieden, den die Welt nicht gibt. —

Wir verlassen das Casteller Ländchen, und der freundliche Leser verzeihe es dem Verfasser, wenn er ihn über Gebühr lange in seiner Jugendheimat festgehalten hat. Rasch führt uns der Zug hinüber nach Mittelfranken, vorbei an blühenden Dörfern und Märkten und altherwürdigen Städtlein, der wirtschaftlichen

Metropole Frankens, dem goldenen Nürnberg entgegen. Wer vor etwa 100 Jahren dieses Weges kam, vor dessen entzückten Augen erhob sich jungfräulich rein und klar in den blauen Himmel das burggekrönte Bild der herrlichen Reichsstadt mit ihren spitzen Kirchtürmen und massigen Toren. Und wenn einst Albrecht Dürer am frühen Morgen auf den Steinbühel oder zum St. Peterskirchlein hinauswanderte und rückwärts blickend erschaute, wie die hochgebaute Stadt über den flachen Nebeln der breiten Pegnitzwiesen scheinbar losgelöst von der Erde gen Himmel zu schweben schien, so brauchte er aus eigener Phantasie gar nichts mehr hinzuzufügen, wollte er das himmlische Jerusalem darstellen.

Heute ist das leider ganz anders, und ich kann es dir, lieber Wandergenosse, nicht ersparen, mit entsetzten Augen zu schauen, welche Verwüstungen die sogenannte neue Kultur, die nichts anderes ist als eine Barbarei des Mammons, rings um das alte Nürnberg angerichtet hat. Es ist wie wenn man einer Königin ein buntscheckiges Narrenkleid, mit boshaften Teufelsfrazen bemalt, angezogen hätte. Die königliche Gestalt Nürnbergs ist hinter diesen böartigen Bollwerken des Mammonismus versunken und verschwunden wie die schlafende Walküre hinter der wabernden Lohe.

Da sind die Vorstädte, unendlich lange, schnurgerade Straßenzüge mit gleichförmigen Mietskasernen, in denen das Elend wohnt, mit abgezirkelten Rasenplätzen, auf denen die Kinder des Elends spielen dürfen. Dazwischen eine saubere, streng gotische neue Kirche, an der der bewußte Proletarier hohnlächelnd vorübergeht, wenn er sie nicht bei Nacht gelegentlich demoliert — und hinter den sauberen, schnurgeraden, jedes menschliche Gefühl ertötenden Kulissen arbeitet und stampft und schnaubt und faucht es in hundert und hundert Fabriken, speien die häßlichen Schornsteine tagaus, tagein ihre ungeheuren Wolken von Rauch und Gift und Ruß über die Stadt, wird massenhaft Menschenkraft zusammengepfercht, um die unnötigsten Dinge, die tausenderlei Produkte einer modernen Talmikultur hervorzubringen. Das ist die vielgepriesene Industrie, die unser Volk zu neuem Glück führen soll — ja, schau dir's nur genau an, dies neue Glück! Am besten kannst du es sehen, wenn bei Arbeitschluß die Masse der schwächtigen, armjeligen Arbeiter und Arbeiterinnen mit

bleichen, verdrossenen Gesichtern sich in breiten, übelriechenden Strömen aus den Fabriktoren in die Straßen ergießt und heimwärts haftet. Heimwärts? Nein, ein Heim haben sie nicht, nur in einer großen steinernen Kiste ein paar Zigarrenschachteln, aus denen sie jeden Tag von dem allmächtigen Herrn Hausbesitzer wieder hinausgeworfen werden können, wenn es ihm gerade paßt. Ein schwärmerischer Nationalökonom und gefeierter Parlamentarier der Neuzeit nennt diesen ganzen Betrieb, diesen unendlich künstlichen Wirrwarr von Eisenstangen, Schienen, Hämmern, Schornsteinen und Arbeitermassen „moderne Poesie“. Es gibt aber auch Leute, die es anders nennen und Gustav Freytag hat irgendwo die Fabrikshlöte die „Grabsteine des Menschenglückes“ genannt.

Doch nicht von den Sünden des Mammonismus soll hier die Rede sein, sondern von Gottes Werk in aller Welt, so auch in Nürnberg. Hat sich uns beim Hereinfahren im Anschauen der öden Vorstädte, der sinnverwirrenden schreienden Plakate, der rauchenden Essen, der auf das Materielle gerichtete Sinn der modernen Industriestadt beängstigend aufgedrängt, so atmen wir beim Verlassen des Bahnhofes förmlich auf im Anblick des schönen weiten Platzes mit dem Reiterstandbild des Prinzregenten und der dahinter aufstrebenden Stadtmauer mit ihren vielen Türmlein. Wir überschreiten auf einem hölzernen Steg den tiefen Graben und betreten die Stadt durch das Frauentor mit seinem gewaltigen runden Turme. Schon stehen wir mitten auf der Königsstraße und ein wunderbarer Blick tut sich uns auf mitten hinein in altreichsstädtische Herrlichkeit. Um uns her versinkt das Getöse der Straße, das Sausen der Trambahn, das Heulen der Kraftwagen, das Rasseln der Fuhrwerke, das Fluten der Menschenmenge, und wir hören die Steine reden von dem Schönheitssinn, von der Gottesfurcht und himmelanstrebenden Sehnsucht längst versunkener Geschlechter. Drei Kirchen streift das Auge zwischen all den alten und neuen Bürgerhäusern mit ihren Erkern, Türmchen und Giebeln: links im lauschigen Winkel St. Klara, rechts St. Martha, beide mit kleinen spitzen Giebeltürmchen. Geradeaus aber wird das Straßenbild abgeschlossen durch die St. Lorenzkirche mit ihren schlanken, hohen Türmen, von denen der eine mit goldenem Dach weit ins Land hinausleuchtet. Magnetisch zieht uns das wunderbare Bauwerk an,

Schon stehen wir vor dem Hauptportal und schauen staunend hinauf zu der gewaltigen gotischen Rosette zwischen den Türmen. Voll Verlangen treten wir in die kühlen, von farbigen Lichtern durchfluteten Hallen ein und durchwandern in stiller Freude das weite Gotteshaus, immer wieder gefesselt von Meisterwerken, die einst frommer Sinn durch Künstlerhand ins Leben gerufen. Seien es Bildhauerarbeiten, wie das entzückende Sakramentshäuschen von Adam Krafft, das wie eine steinerne Fontäne zum hohen Gewölbe emporspringt, seien es Holzschnitzereien, wie die Verkündigung der Maria von Veit Stof, der sogenannte englische Gruß, der als ein Riesenmedaillon vom Chorgewölbe freischwebend herabhängt, seien es Malereien, die uns traut und anheimelnd das Leben des Heilands und seiner Heiligen vorführen — überall hören wir den heiligen Klang heraus: omnia ad Dei gloriam, alles zur Ehre Gottes. Und mag auch noch so vieles einer verdunkelten, uns fremd gewordenen Religiosität seinen Ursprung verdanken, mag auch manch eine Stiftung der Angst vor Segesfeuer und Hölle entsprungen sein, der Gesamteindruck bleibt doch stark und überwältigend: omnia ad Dei gloriam, und auch die sanft lächelnden Heiligenköpfe, die dort in jener Nische vom naiven Künstler gemalt sind, wie sie samt ihrem goldenen Heiligenschein unter roher Henkershand zu Boden rollen, auch sie sind auf diesen Ton gestimmt.

Stundenlang möchten wir in dem herrlichen Gotteshaus verweilen, im Anschauen versunken, möchten still in einer Ecke sitzen und unsern Blick die Säulenreihen entlang zum sonnigen Chor schweifen lassen, dann wieder langsam hierhin und dorthin schlendern und solchermaßen das ganze Bild unserer Seele unvergeßlich einprägen. Aber wir müssen weiterwandern; es gibt soviel zu schauen, soviel zu denken, soviel zu gedenken! Auf belebter, enger Straße steigen wir hinab zur Pegnitz, überschreiten sie auf der Museumsbrücke und gelangen durch eine schluchtartige Gasse auf den weiten Marktplatz. Wieder grüßen uns zwei wunderbare Gotteshäuser, zur Rechten die Frauenkirche, ein Schmuckkästlein feinsten Art im gotischen Stil, und links im Hintergrund, jenseits des bunt bemalten schönen Brunnens emporragend die Kirche des heiligen Sebaldus, des alten Nürnberger Stadtheiligen. Wir müssen es uns versagen, diese Kirchen zu besuchen, aber in einen stillen Winkel hinter St. Sebald möge mich der freund-

liche Leser auf einen Augenblick begleiten. Da steht parallel zu der wundervollen Nordseite der Sebalduskirche, gegenüber dem Pfarrhof mit seinem historischen Erker, eine schlichte, turmlose Kapelle, einst dem heiligen Mauritius geweiht; und an ihrer Nordseite wiederum, angeklebt wie ein Schwalbennest, steht im engen Gäßlein ein kleinwinziges Haus, eigentlich nur ein halbes Häuslein. Schier kann man auf das Dächlein hinauflangen, und wer als Kind mit Hänsel und Gretel lüstern vor dem Hegenhäuslein gestanden, der muß sich beinahe wundern, daß dieses Dächlein nicht mit Nürnberger Lebkuchen gedeckt ist. Aber er beruhige sich nur, es winken ihm andere Genüsse. Hier wird seit alter Zeit ein vorzügliches Bier verzapft und dazu werden treffliche Bratwürstlein gereicht, freilich so klein und winzig wie alles an diesem Häuslein, so daß man ein Duzend davon bequemlich zum Frühstück verzehren kann. Der vielgereiste Leser hat schon erraten, was ich meine: das Bratwurstglöcklein. „Ei,“ sagt er verwundert, „wo führst du uns hin? Das ist ja der Ort, wo deine norddeutschen Herren Amtsbrüder ganz verstoßen und heimlicher Weise sich den weltlichen Genüssen hingeben! Zwar heißt es in der Überschrift dieses Buches: Alle Lande sind seiner Ehre voll — aber auch das Bratwurstglöcklein?“ Darauf sage ich: „Gemach, mein guter Freund, warum denn nicht? Wo doch die Herren Pastoren so gerne drinnen sitzen? Aber auch abgesehen davon; sei so gut und steige wieder einmal um 400 Jahre hinab, in Nürnberg fällt einem das nicht schwer.“

Es ist Feierabend, und von St. Sebalds Glockenturm läutet die Vesper. St. Lorenz stimmt mit tiefem Klange ein, und bald schwingt und klingt es von den sechzehn großen und kleinen Kirchen dröhnend in den klaren Abendhimmel hinein. In seiner dämmerigen Werkstatt legt der Meister Schuhmacher den Pechdraht beiseite, hängt das Schurzfell an die Wand, geht in die Kammer und zieht seinen Ausgehrock an. Ein zusammengefaltetes Papier steckt er zu sich, dann wandelt er schräg über den Marktplatz hinauf zum Abendtrunk im Bratwurstglöcklein. Der Meister Maler legt Pinsel und Palette aus der Hand und verläßt sein hohes, turmartiges Haus auf halber Höhe des Burgberges; eilend steigt er hinab zum Bratwurstglöcklein. Auf dem Werkstisch beim Meister Holzschneider liegt ein halbfertiger Christuskörper; liebkosend fährt er mit den Fingern darüber hin, wäh-

rend der Lehrbub die Holzspäne zusammenkehrt. Dann schließt der Meister die Werkstatt ab und geht mit gemessenem Schritt — zum Bratwurstglöcklein. Und der Meister Erzgießer legt noch die letzte Hand an das Tonmodell eines feinen Leuchterfigürchens, dann wäscht er sich die Hände, vertauscht den Arbeitskittel mit dem Bürgerrock und geht dem gleichen Ziele zu wie die andern Meister.

Da sitzen sie nun im engen Raum um den Eichenholztisch her, die Männer, deren Ruhm weitem in deutschen Landen klingt, schlichte, bärtige Bürgersleute, aber hinter ihren Stirnen wohnen hohe Gedanken. In der Ecke auf der Bank an der Holzwand Hans Sachs, der Schuhmacher und Poet, noch in jungen Jahren. Neben ihm Albrecht Dürer, der Maler, bereits ergraut, weiter der greise Holzschneider Veit Stoss, der geniale Erzgießer Peter Vischer und noch manch einer, dessen Name uns nicht überliefert ist. Wieder geht die Tür auf und zwei ernste Männer treten ein, Andreas Osiander, der lutherische Prädikant von St. Lorenzen und der Ratschreiber Lazarus Spengler, Luthers persönlicher Freund.

Die Tafelrunde ist geschlossen und in lebhaftem Gespräch tauschen diese Männer ihre Gedanken aus. Osiander, der Reformator Nürnbergs, spricht scharf und bestimmt, seine Rede hat etwas Zwingendes, Hinreißendes, wie er von Luthers neuesten Taten spricht. Begeistert stimmt ihm der Ratschreiber zu. Der Schuhmacher aber greift lächelnd in die Rocktasche, zieht sein Manuskript heraus und liest sein neustes Poem vor, das ihm die Musen eingegeben: „Die Wittembergische Nachtigall.“ Am Sonntag soll es in St. Katharinen Kirche die Feuerprobe in der Genossenschaft der Meistersinger bestehen, den Freunden wird es heute schon vorgelegt und von ihnen mit freudigem Beifall aufgenommen. Dann wandert eine Federzeichnung Dürers von Hand zu Hand und die Meister der Plastik reden von ihren Entwürfen und Aufträgen. —

So war es etwa im Jahre 1520, und nun weiß der Leser, warum ich ihn gerade ins Bratwurstglöcklein geführt habe. Wahrlich, das Herz wird einem warm, wenn man die Namen all dieser genialen Männer hört, die jene wunderbare Zeit des Geistesfrühlings, einen um den andern, hervorgebracht und nebeneinandergestellt hat, der Männer, die ihre hohen Gaben der

Verherrlichung Gottes geweiht und in demütigem Aufblick zu ihm ihre unsterblichen Werke geschaffen haben. Durch Osiander, Spengler und andere wurde der Stadt Nürnberg der ernste Geist der Reformation unauslöschlich eingeprägt, Albrecht Dürers Gemälde und Holzschnitte zur Ehre des Gekreuzigten sind in alle Welt hinausgegangen, Hans Sachsens zahllose ernste und heitere Dichtungen haben ein ganzes Zeitalter erbaut und ergötzt, die Holzfiguren und geschnittenen Altäre eines Veit Stoß schmücken rings im Frankenland so manche Kirche, und die gewaltigen, ehernen Werke Peter Vischers, mit denen er ehrwürdige Gräber zierte, füllen die Welt mit ihrem Ruhm, vom Sebaldusgrab, dem Kleinod Nürnbergs, bis zum Grabmal des Kardinals Friedrich im Dom zu Krakau.

Damals waren die Augen aller Kunstfreunde auf Nürnberg gerichtet; hier, wo die ausgehende Gotik sich im Geiste der großen Meister mit der Renaissance zur höchsten Blüte vereinigte, war der Mittelpunkt edelster Kunst für das ganze deutsche Land. Und dabei haben wir eines Mannes noch gar nicht gedacht, der den Anbruch der großen Zeit nicht mehr erlebte und den wir darum auch nicht in jener glänzenden Tafelrunde aufführen konnten. Wer von der Burg nach St. Johannis Friedhof hinausgeht, der kommt an einer Reihe von steinernen Säulen vorbei, auf denen wuchtige Bildwerke ruhen — die Leidensstationen von Adam Krafft. Der leidende und sterbende Herr Jesus hatte es ihm offenbar besonders angetan, denn in diesen Steinbildern hat er die Passion Christi in herzergreifender Weise dargestellt, ebenso auch in seinen verschiedenen plastischen Darstellungen des Kampfes in Gethsemane und der Grablegung. Alle diese Bildwerke atmen kindliche Frömmigkeit und stimmen den Beschauer zu weltvergessener Andacht: sursum corda — die Herzen in die Höhe!

Doch wir dürfen auch derer nicht vergessen, die solcher Kunst die Möglichkeit gaben, ihre Schwingen zu entfalten, die auch den neuen Gedanken der Reformation die Wege ebneten, die dem Humanismus, überhaupt der ganzen neuen Bildung und Wissenschaft der damaligen Zeit begeistert eine Pflegestätte in ihren Häusern schufen, der edlen Patrizierfamilien Nürnbergs, der Pirkheimer, Tucher, Holzschuher, Imhof, Behaim, Ebner, Krefz, Haller, und wie sie alle heißen. So ist z. B. das Sakramentshäuschen in St. Lorenzen von Konrad Imhof, der Schwe-

bende englische Grufz in der gleichen Kirche von Antonius Tucher gestiftet. Martin Behaim gab sich mit Feuereifer der Erdforschung hin und verfertigte den ersten Erdglobus. Willibald Pirckheimer, den Humanisten, Hans Imhof und Hieronymus Holzschuher kennen wir aus Dürers prächtigen Porträts. —

Vergangenes, nichts als Vergangenes! wird mancher Leser vielleicht sagen. Gewiß; aber Nürnberg ist eine Stadt, die eben auf Schritt und Tritt an Vergangenes erinnert und den Betrachter geradezu zwingt, seinen Geist in die große Vergangenheit zu versenken. Selbst der Kutscher, der dort am Marktplatz auf seinem Bock sitzt und den fremden Herrschaften hinter ihm im Wagen mit bedeutsamer Bewegung seines Peitschenstiels das „Männleinlaufen“ erklärt, ein prächtiges Uhrwerk an der Frauenkirche, das den Kaiser Karl IV. mit sieben Kurfürsten und Herolden zeigt, die an ihm vorüberziehen, kann nicht umhin, tiefsinnige Betrachtungen über Nürnbergs große Vergangenheit anzustellen, wo doch noch sein Geschäft ging, im Gegensatz zur Neuzeit, wo die bösen Automobile einem das Brot wegschnappen — in der stillen Hoffnung, daß ihm diese Betrachtungen ein gutes Trinkgeld eintragen.

Und die Gegenwart? Großstädtisches Wimmeln und Kribbeln auf allen Straßen und Gassen, Hasten und Rennen und Jagen nach Gewinn und Vergnügen, zäher, rastloser Fleiß und lockere Lebenslust — nicht anders als überall. Geschieht's zur Ehre Gottes? Kaum, wenigstens nicht beabsichtigt. — Doch ja! Manches funkelneues Gebäude zieht den Blick auf sich; fragen wir nach seiner Bestimmung, so kommt der hehre Klang wieder herauf: „Gott zu Ehren!“ Da ist eine Anstalt der rettenden, helfenden, bewahrenden Christenliebe, dort eine Schule, darinnen die jungen Seelen zu Gott hingeführt werden. Da sind die alten und neuen Kirchen, in denen Gottes Wort von treuen Männern gepredigt wird, und in manchen sind die Bänke, ja die Gänge bis auf den letzten Platz gefüllt. Noch blüht, wie im ganzen Frankenland, so auch in seiner größten Stadt, reiches kirchliches Leben, hinter dem nicht nur die alte Sitte, sondern oft genug ein starkes religiöses Bedürfnis, ein Fragen nach den höchsten, unvergänglichen Gütern steht. Und gerade dieses Fragen und Suchen hat neuerdings weite Kreise ergriffen, die sonst den lieben Gott einen guten Mann sein ließen. Wir treten in ein bürgerliches

Wirtshaus ein und gewahren mit Staunen, daß da am Bier-
tisch eifrig die Frage des rechten Glaubens erörtert wird, wie
einst in den Tagen der Reformation. Da wirken seit Jahren
zwei Prediger in Nürnberg, die über Bayerns Grenzen hinaus
von sich reden machen — wirken unzweifelhaft in großem Segen.
Sie predigen anders als wir altmodischen Landpfarrer mit unsern
altfränkischen Zuhörern, sie suchen den Bedürfnissen der viel-
fach veränderten neuen Zeit gerecht zu werden, sie wollen mit
großer Liebe die vom Gelderwerb gehezten, auf der Oberfläche
des Lebens schwimmenden Stadtmenschen in die Tiefe führen,
indem sie ihnen die Innerlichkeit des menschlichen Daseins auf-
zeigen und nachweisen, daß diese meist ins Dunkel des Unbewuß-
ten weggesperrte Innerlichkeit heimlich nach Gott schreit, daß
jede Menschenseele dürstet nach dem lebendigen Gott. Und wenn
auch das Hin- und Herstreiten der Leute darüber, ob die beiden
Männer den rechten Glauben haben oder nicht, oft genug töricht
und unverständlich ist, so ist es doch hocherfreulich, daß ein großes
Fragen und Suchen nach den höchsten Dingen angehoben hat.
Es ist ein Zeichen, daß bei vielen der inwendige Mensch anfängt,
sich zu rühren und seine Glieder zu recken, die so lange in tiefem
Schlafe gelegen haben. Ja, neue Kräfte des Christentums haben
begonnen, sich zu regen im alten Nürnberg, besonders auch in
den kräftigen Jugendvereinigungen zur Pflege christlichen Lebens,
und jeder Gottesfreund wird mit großer Freude diese neuen
Triebe des heiligen Geistes begrüßen. —

Wir steigen die gerade, steile Straße zur alten Hohenzollern-
burg empor und werfen einen letzten, abschiednehmenden Blick
auf die herrliche Altstadt, die sich zu unsern Füßen breitet.
Ganz nahe grüßen die spitzen, schlanken Türme von St. Sebald
und Lorenz zu uns herüber, weiter draußen aber versperren
uns die schweren, düstern Rauchfahnen der Fabrikschornsteine
jeden Blick ins freie Land hinaus. Und ein Hoffnungsstrahl blüht
uns auf: Vielleicht, vielleicht wird es doch einmal geschehen, daß
in den häßlichen Werkstätten der ungeheuren Industrie, die jetzt
so vielfach Brutstätten des Unglaubens und der krassesten Gott-
losigkeit sind, wo der Menschenhaß um die Wette mit den großen
Heizungsfeuern emporflammt — daß dort auch einmal, wenn
die feindseligen Kräfte sich ausgetobt haben, ein froheres Ge-
schlecht arbeitet, das die Fühlung mit der Ewigkeit wieder ge-

wonnen und es erkannt hat, daß die soziale Frage nur durch ein frommes Herz gelöst werden kann, sonst durch keine andere Macht in der Welt! —

Durch das lange, dunkle Vestnertor verlassen wir die Burg und wandern die Bucherstraße hinaus gegen Norden. Bald bleiben die Häuser der Stadt hinter uns zurück und vor uns liegt eine weite Ebene, am fernen Horizont von Wäldern und niedrigen Höhenzügen umsäumt, eine eintönige, melancholische Gegend. Wenn wir tüchtig ausschreiten, taucht bald rechterhand hinter Erlensbüschen der uralte Kirchturm von Kraftshof empor. Dort liegt einsam und weltverschollen, nur wenigen bekannt, der „Irrhain“, ein verwilderter, eingefriedigter Park, ein altes Inventarstück aus der Zeit der Schäferpoesie. Da säuseln an warmen Sommerabenden und in empfindsamen Mondscheinnächten die künstlichen Reimereien eines Johann Philipp Harsdörffer, der den Nürnberger Trichter erfand, durch die Wipfel der Eichen und versetzen uns in die Zeit, da aus der abgestorbenen Meistersingerei der ehrsamten Handwerker als neuer Zweig die ebenso handwerksmäßige Singerei der Pegnitzschäfer hervorsproßte. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß diese parfümierte Papierblume in Deutschlands traurigster Zeit aufblühte, und daß hinter all den wunderlichen Schnurrpfeifereien der spizlippigen Schäfer- und Schäferinnenmasken doch ein tüchtiges Streben steckte, das Streben eines niedergetretenen Volkes nach neuer geistiger Kultur. Es waren die ersten Quellschlüßlein des gewaltigen Stromes neu-deutscher Poesie, auf dessen rauschenden Wogen hernachmals ein Goethe und Schiller einherfahren konnten. Vielleicht wird sich der Leser wundern, wenn ich ihm verrate, daß der pegnesische Blumenorden heute noch in Blüte steht und ein sangfrohes Völklein in Altnürnberg's Mauern beherbergt, das alljährlich zur schönen Sommerszeit im Irrhain draußen unter dem Beistand der Erlanger Studentenschaft ein fröhliches Fest feiert.

Doch wir wandern weiter durch einsame Dörfer, zulezt durch den tiefen Reichswald, und jenseits des Waldes grüßen uns schon die charakteristischen Kuppeltürme von Erlangen. Hier schwing dich eilend hindurch, mein Geist, denn wenn du verweilen wolltest und anfangen, deine Erinnerungen auszupacken, traun, dieser Aufsaß müßte doppelt und dreifach so lang werden!

Und doch — einen Augenblick! Hier ist ja so viel Großes

und Gutes zur Ehre Gottes getan worden und so reicher Segen strömt noch fort und fort von hier ins bayrische Land hinaus, daß wir es nicht mit Stillschweigen übergehen können. Welcher Theologe kennt nicht das glänzende Dreigestirn Hofmann—Delitzsch—Thomasius, das in der Mitte des vorigen Jahrhunderts hier Licht verbreitete und dessen Ruhm die Jünglinge aus allen deutschen Gauen nach Erlangen zog, daß ihnen zu den Füßen dieser Männer die Herrlichkeit des neuen und alten Testaments und der Goldschatz evangelischer Kirchenlehre in ungeahnter Weise aufleuchtete! Weiter Frank, der gewaltige Systematiker mit dem zwingenden Geist, und Zeßschwiz; der große praktische Theologe und getreue Mentor der Kandidaten; ihre begeisterten Schüler stehen heute überall in Deutschland im besten Mannesalter. Endlich Zahn, der greise Nestor evangelischer Theologie, der heute noch in jugendlicher Frische lebt und arbeitet, und Kolde, der Lutherbiograph und geistvolle Lehrer der Kirchengeschichte. Die geistigen und geistlichen Werte, die von solchen Männern ausgehen, lassen sich nicht messen und darstellen, aber sie klingen noch nach auf dem entlegensten Waldnest im Herzen des alten Mütterleins, das auf dem Sterbebette seines Heilands froh werden kann! —

Weiter, weiter! Regnitzabwärts führt die Straße durch das weite, fruchtbare, von einem Halbkranz blauender Berge umgebene Flachland nach Forchheim. Hier stehen wir an einem Scheideweg: Sollen wir geradeaus weiter nach Bamberg hinab, allwo im hohen, viertürmigen Dome unter dem herrlichen Riemen-schneiderschen Steinsarkophag der fromme Kaiser Heinrich II. neben seiner Gemahlin Kunigunde ruht und hoch vom Bergesgipfel die stolze Altenburg herabschaut, Bamberg, von wo Bischof Otto der Heilige auszog zur Bekehrung der heidnischen Pomern und Germanisierung des deutschen Ostens — oder sollen wir uns ostwärts wenden, entlang den Windungen der Wiesent, des frischklaren Bergströmleins, dessen kristallene Wellen so verlockend zu unsern Füßen murmeln und uns erzählen von den Herrlichkeiten der fränkischen Schweiz? Ich denke, wir halten es mit Scheffels „Bamberger Domchorknaben“, die der „Frommen Stadt“ entronnen, eine fröhliche Bergfahrt anheben, und wandern die Wiesent hinauf. „Ob Forchheim bei Kirchehrenbach wolln wir zu Berge steigen, dort schwingt sich am Walpurgstag der

Franken Maimarktreigen“ — heute wie vor siebenhundert Jahren. Ja, da liegt es vor uns, das „Walperla“, wie ein uralter heiliger Götterthron, ein gewaltiger, wuchtig aus der Ebene aufsteigender Bergkloß, auf dessen kahler Höhe das Walpurgiskirchlein steht, alljährlich zu Maien Anfang umtobt von einem daseinsfreudigen altfränkischen Marktgetriebe.

Vom Gipfel dieses Berges aus erschauen wir nun die Höhen und Täler der fränkischen Schweiz, wie sich immer ein Bergzug hinter den andern schiebt in allen Farbenshattierungen vom tiefdunklen Grün bis zum hellsten, zartesten Blau ganz weit hinten, wo das Himmelsgewölbe heraufsteigt. Es treibt uns mit Macht, einzudringen in dieses wellige Meer, das der Allmächtige einst für schönheitsdurstige Augen und naturfrohe Herzen hingegossen hat mit seinen schroffen Bergen und Felsenzinnen, mit seinen tiefen Buchenwäldern und seinen engen, grünen, von frischen Bächlein durchströmten Wiesentälern, und das wie geschaffen ist für wanderfreudige Leute. Wundersame Höhlen mit großartigen Tropfsteingebilden ruhen im Schoß der Berge und manch ein kalküberglaster Riesenknochen erinnert uns an die „vorsintflutlichen“ Urtiere, die einst in diesen Höhlen gehaust haben. Und auf den Berggipfeln, auf Höhenrändern und Felszacken die vielen Burgen, theils zerfallen, theils wohl erhalten: Neideck, Streitberg, Gailenreuth, Gößweinstein, Rabeneck, Wiesentfels, Rabenstein, Aufseß, Pottenstein, Egloffstein, Rothenberg, Hohenstein, und wie sie alle heißen! Sie stammen wohl größtenteils aus der Zeit, da die Franken dieses Bergland den slawischen Wenden Schritt für Schritt abgerungen haben, jede Burg ein Markstein der siegreich ostwärts dringenden, altgermanischen Land zurückerobernden deutschen Kultur. Da leuchten sie im Abendsonnenschein, während in den Tälern drunten schon tiefe Schatten sich einnisten und die Mühlen heimlich klappern — nach sturmharter Zeit Bilder seligen Friedens, die das Herz weit und groß und glücklich machen.

Ja, und die Mühlen, obenan die alte liebe Stempfermühle tief unten im engen, felsigen, buchwaldumschatteten Tal der Wiesent! Wie mancher urgewaltige Jauchzer ist hier schon aus übervollem Jünglingsherzen zur Ehre Gottes emporgestiegen — wahrhaftig zur Ehre Gottes! Denn das helle Jauchzen einer unverstaubten, unverrosteten, für alles Große und Schöne empfänglichen Menschenseele ist auch ein Loblied zum Preise des

Schöpfers. Freundlicher, liebevoller Gott, wie oft haben wir in heiliger Ehrfurcht und jubelnder Freude zu allen Jahreszeiten dort in jenem glücklichen Erdenwinkel den streifenden Saum deines Gewandes verspürt! —

Über etliche Waldberge steigen wir am frühen Morgen den ziehenden Wolken nach, durchwandern am Mittag kahle, steinübersäte Hochflächen und felsige Täler und kommen am Abend hinaus in das liebliche Tal des jungen Maines, allwo die oberfränkische Hauptstadt eingebettet liegt, Bayreuth, die alte Markgrafenresidenz. Hier läßt mich die Erinnerung im Stich, nur eins weiß ich zu berichten. Irgendwo draußen vor der Stadt, in ziemlicher Entfernung, steht auf mäßiger Anhöhe ein großer, schlichter Bau; fragen wir den nächsten besten, der uns begegnet, so erfahren wir: Es ist das Wagnertheater. Da steigt vor unserem inneren Auge eine ganz wunderbare Welt von blühenden Bildern und herzerschütternden Tönen und kämpfenden Menschen empor und das unscheinbare Haus verklärt sich uns zur Gralsburg, zum Tempel, darinnen Musik und Poesie, darstellende und bildende Kunst innig verschwistert weihevoll Triumphe feiern, die selbst den rohen Geist halbwilder Dollarmenschen von jenseits des Meeres zu stiller Andacht zwingen. Ach, könnten wir auch hinein und hören, sehen, staunen, uns versenken in die unsterblichen Werke, die Richard Wagners großer Geist geschaffen! Aber, Freund, unser schlotterndes Geldbeutelein erhebt bebenden Einspruch!

Wir fahren durch das wildromantische Pegnitztal mit seinen grotesken Felsbildungen zurück nach Nürnberg zu einem neuen Abstecher ins westliche Gelände. Flach und eben geht es hinein in die mittelfränkische Landschaft, niedrige Bodenwellen mit Föhrenwald bestanden, umsäumen den Horizont. Station Stein. Hier werden die weltberühmten Faberbleistifte gemacht, aber die ganze Anlage sieht eher aus wie ein Rittergut als wie ein moderner Industriebetrieb. Man fühlt sich versucht zu glauben, daß da draußen, fernab von der Großstadt, in der guten reinen Landluft auch das Volk der Arbeiter zufriedener und glücklicher sein kann — wer weiß? —

Es ist eine stille, behagliche Strecke da hinaus nach Ansbach— Trailsheim, und wenn man die grünen Fluren, die träumenden Wälder und Heideflächen und die friedsamten Dörfer ansieht,

kommt einem unwillkürlich Storm in den Sinn: „Kein Klang der aufgeregten Zeit drang noch in diese Einsamkeit.“ Wir dürfen froh und dankbar sein, daß wir im Frankenland noch solch stille, gewissermaßen unberührte Erdenwinkel haben, in denen das laute Schreien und Lärmen der Welt keinen Widerhall findet. In solchen heimlichen Landstrichen liegen die Wurzeln unserer Volkskraft und rieseln die Quellen der Erneuerung des Volkslebens. Die Stille, der Erd- und Waldgeruch sind ein unerläßlicher Gottesodem, der den Menschen zur „lebendigen Seele“ macht und ihn davor bewahrt, daß er zur bloßen Maschine herabsinkt. —

Kloster Heilsbronn! Wir steigen aus und gehen hinab zu der uralten Zisterzienserabtei, von der die edle, kreuzschiffige Kirche noch steht mit dem Kruzifix von Veit Stoß, das den Heiland in ergreifender Weise im Augenblick des Verschwindens darstellt. Ich entsinne mich noch deutlich, daß ich es als Knabe kaum wagte, dieses Bild anzuschauen, weil es mir in seiner herben Realistik Furcht einflößte. Desgleichen konnte ich ein Gruseln nicht unterdrücken, als wir inmitten des weiten Schiffes die Stufen hinabstiegen zur Hohenzollerngruft und dort die Särge der Ahnherren unseres Kaiserhauses stehen sahen. Tröstlicher schon war der Abstieg nebenan zu dem Heilsbrunnlein, dem das Kloster seine Entstehung verdankt und über dem einst die Kirche erbaut wurde. Silberhell sprudelt es aus der Mauer in eine schöne Steinfassung und andächtig durften wir einen Trunk von dem wundertätigen Quell genießen.

Dazumal war unser Führer durch das weihevollte Gotteshaus der alte, längst entschlafene Pfarrer Mergner, eine edle Greisengestalt mit silberweißem Bart. Ich kannte damals noch nicht die Bedeutung dieses Mannes, heute aber gedenke ich dankbar und ehrfürchtig seiner beim Klange der wundersamen Lieder, die ihm aus bittrem Leid und süßer Freude des Lebens entquollen sind. Herzinnig, festfreudig und glaubensstark klingen die neuen Weisen, die er zu den alten Liedern eines Paul Gerhardt, zu ungezählten Volksliedern und religiösen Gedichten gefunden und mit denen er unserm Volk einen Schatz hinterlassen hat, der erst allmählich anfängt aus der Tiefe der Verkennung herauszuleuchten, in späterer Zeit aber vielen Tausenden ihres Herzens Trost und Freude werden wird. Und heute noch freue ich mich, daß

ich an jenem Maimorgen dem ehrwürdigen Mann die Hand drücken durfte, dem ich von dem Leiter unserer Schülerfahrt als entfernter Neffe vorgestellt wurde.

In den altbairischen Wohnstuben hängt in einer bestimmten Ecke das Bild des Gekreuzigten mit dem Weihwasserkeßlein und einem frischen Blumenstrauß darunter, und diese Ecke heißt der „Herrgottswinkel“. Solch einen Herrgottswinkel haben wir jetzt auch betreten, und wo evangelische Christen sind im Lande, da kennt man ihn und weiß ihn zu schätzen. Eine Stunde von Kloster Heilsbronn liegt in sandiger Gegend, von dürftigen Föhrenwäldern umgeben, das Dorf Neuendettelsau. Ist es wirklich ein Dorf? Wir vermeinen ein Landstädtchen zu betreten auf der sauberen Straße, mit Bäumen bepflanzt und mit Gangsteigen zu beiden Seiten. Denn auf den ersten Blick sehen wir es den Häusern an: das sind keine Bauernhäuser, da müssen andere Leute wohnen. Und so ist es denn auch: Hier das Missionshaus, dort das Diakonissen-Mutterhaus, weiter die große Töchterchule, die Blödenanstalt, das Feierabendhaus, das Magdalenium, das neue, ganz modern eingerichtete Krankenhaus, die Anstaltskirche, das Hospiz, die Wohnhäuser für Geistliche und Beamte, eine Reihe von sonstigen Wohngebäuden für Menschen, die nach des Lebens Leid und Bitternis hier eine stille Ruhestätte genießen — und erst hinter dieser großen Kolonie kommt das eigentliche Dorf mit seiner neuen romanischen Kirche, seinen Bauernhöfen und dem Pfarr- und Schulhaus. Wie kommt solch außergewöhnliches Leben in diese weltentlegene Gegend? Wir haben hier ähnlich wie in Kaiserswerth, Hermannsburg, Bethel, ein zwingendes Beispiel dafür, welche Ströme lebendigen Wassers von einer einzigen, wahrhaft christlichen Persönlichkeit ausgehen können, von einem Menschen, der sich ganz in den Dienst Jesu gestellt hat. Hier war es Wilhelm Löhe, „einer jener seltenen Männer, in denen sich die Religion gleichsam verkörpert und Religion wird, ein auf dem Boden des Luthertums gewachsener Vinzenz von Paula oder Franz von Assisi,“ der im Jahr 1854 als Pfarrer von Neuendettelsau den Plan faßte, Jungfrauen für den Dienst christlicher Barmherzigkeit auszubilden. Er tat dies zunächst in seinem Hause, bald aber wuchs das Werk, es mußte draußen auf der sandigen Flur ein Haus um das andere gebaut werden, und so entstand im Laufe der Jahrzehnte die Kolonie des Reiches Gottes, die

Schwestern und Brüder zu tätiger Liebe erzieht und aussendet und die seit 25 Jahren auch eine gesegnete Heidenmission in Deutsch-Neuguinea treibt. Dazu kommen die mannigfachen Außenwerke rings im Lande, die Blödenhäuser in Pölsingen, Bruckberg, Himmelkron, die große Mädchenerziehungsanstalt in Nürnberg, die vielen Diakonissenstationen in Städten und auf dem Lande, die Erholungshäuser für Schwestern und andere Christenleute an verschiedenen Orten. Es ruht ein mächtiger Gottessegens auf diesem einst in starkem Glauben und brennender Liebe angefangenen Werk, das uns anmutet wie eine evangelische Kloster-niederlassung, darinnen die Menschen erst von der Welt abgesondert und in der Stille mit köstlichem Gehalt erfüllt werden, um hernach die Welt mit der Liebe Christi zu durchdringen.

Eine starke Stunde südlich von Dettelsau liegt im grünen Talgrunde der fränkischen Rezat, des einen Quellbaches der Rednitz, ein kleines Städtlein, dessen Name gleichwie der Name des Baches andeutet, daß hier einst in vorgeschichtlicher Zeit Wenden ihre Niederlassung hatten. Es ist Windsbach, auch nicht bekannt in der großen Welt; aber in wie vielen bayrischen Pfarrern, Beamten, Ärzten, Offizieren erwachen beim Klang dieses Namens die gemischtesten Erinnerungen heiterer und trauriger Art! Denn hier liegt auf lustiger Höhe vor dem oberen Thor das Pfarrwaisenhaus, das vor nahezu achtzig Jahren als kleines, unscheinbares Waisenhäuslein von Dekan Brandt gegründet wurde. Auch diese Anstalt hat sich stattlich entwickelt und beherbergt seit vielen Jahren stets achtzig Knaben, zu denen die Pfarrhäuser immer das größte Kontingent stellen. Man kann über ein Zusammenleben von so vielen Kindern sehr verschiedener Meinung sein, und auch die ehemaligen Zöglinge des Pfarrwaisenhauses sind verschiedener Ansicht darüber; aber das eine ist gewiß, daß schon viele, fern von den städtischen Schulgelegenheiten wohnende Väter und Mütter dankbar gewesen sind, ihre hoffnungsvollen Knäblein in einer Erziehungsanstalt untergebracht zu wissen, in der ihnen die Fundamente gelehrter Bildung zusammen mit einer christlichen Erziehung zuteil werden.

Aber auch für die Buben, die nun doch einmal um ihres späteren Standes und Berufes willen frühzeitig das Elternhaus verlassen müssen, hat solches Anstaltsleben bei manchen trübseligen Erfahrungen das Gute, daß sie lernen auf eigenen Füßen zu

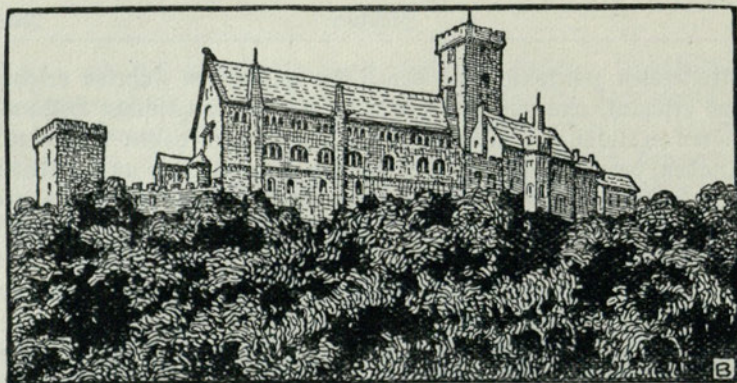
stehen und sich selbständig durchzuschlagen, letzteres freilich oft in sehr wortwörtlichem Sinn. Und was herrscht doch zumeist für ein lebensfrisches, fröhliches Schalten und Walten in so einem unbändigen Völklein, dem auf dem weiten Hof und den umliegenden Wiesen reichlich Gelegenheit zum Austoben gegeben ist! Rasch ist man an die straffe Zeiteinteilung, an die unerbittliche Hausordnung gewöhnt und das Leben ist gesund, das beweisen die vielen kraftstrotzenden Bürschlein, denen man dort begegnet. Und ist die Zeit abgelaufen, wandert man zum allerletztenmal mit selbstverfertiger Papierlaterne in aller Herrgottsfrühe nach Heilsbronn zur Bahnstation — dann merkt man erst, wie lieb und vertraut einem das alte Nest geworden ist, darinnen man fünf lange Jahre seines Lebens zugebracht hat! —

Unsere Wanderung geht ihrem Ende zu. Durchs untere Tor gehen wir hinaus über das steinerne Rezatbrücklein. Bald nimmt uns der herrliche Triesdorfer Wald in seinen Schatten und jenseits desselben winkt uns von ferne ein spitzer Kirchturm, dessen buntfarbige Dachplatten im Sonnenschein glänzen. Dort, in dem katholischen Städtchen Eschenbach, kehren wir ein zu kurzer, nachdenklicher Rast. Denn in der Kirche liegt einer begraben, den wir so wenig vergessen dürfen wie Herrn Walter von der Vogelweide, der seine letzte Ruhestätte in Würzburg gefunden hat, obgleich seine Heimat weitab in den Tiroler Bergen lag. Der aber, den wir meinen, hat hier in Eschenbach sein erstes und letztes Lager gehabt. Es ist Herr Wolfram, der ritterliche Dichter des Parzival. Hier hat er als Schildknappe seines Vaters das Land durchstreift, hier als schüchternen Jüngling einer spröden Rittermaid von Wernfels oder Abenberg seine ersten zarten Minnelieder gesungen, selbst ein „tumber“ träumender Parzival, dem die eigene, knospenhaft verschlossene Innenwelt fast ein noch größeres Rätsel war als die Welt da draußen, die Welt der Könige und Fürsten und kreuzfahrenden Ritter. Allgemach begann es in ihm zu gären und zu drängen, die unbestimmte Sehnsucht nach der goldenen Ferne, nach großen Taten, nach hohen und höchsten Zielen trieb ihn, das Vaterhaus zu verlassen, Frau Aventure hatte Gewalt über ihn gewonnen. Die Wartburg winkte als lockender Hort aller sangesfreudigen Rittersleute, der milde Landgraf nahm Herrn Wolfram gastlich auf, und dort am Hofe des Thüringers gestaltete sich, was der Knappe auf seinen

Streifereien erträumt, was der Ritter auf seinen Fahrten erlebt und erschaut, was der sinnende Sänger aus französischen Heldenmären erlauscht, in sicherem Wachstum zu dem hohen Lied vom Knaben, der auszieht, die Welt kennen zu lernen, der an der Welt dann gründlich Schiffbruch leidet und durch reinen Sinn und hohe Gottesminne zuletzt den heiligen Gral findet — ad Dei gloriam, zur Ehre Gottes! —

Hiermit nehmen wir Abschied vom Frankenland. Manch eine Gegend, manch einen Ort hätte ich noch gerne dem Leser gezeigt, der mir bis hierher gefolgt ist, hätte ihn gar gerne noch in das nahe Ansbach geführt, die alte liebe Markgrafenstadt mit ihrem hohen Schloß und ihren traut behäbigen Türmen von St. Johannes und Gumbertus. Hätte auch noch unverdrossen mit ihm einen Ausflug gemacht ins Altmühltal mit seinen fetten Wiesen und Bauerndörfern, allwo vor siebzig Jahren der alte, gänzlich invalid gewordene Rationalismus von starkmutigen Jünglingen vom Schlage eines Löhe und Mergner mit Schimpf und Schande davongejagt ward, wie der grämliche Winter von den brausenden Stürmen des Frühlings — dann hinauf zum hohen Hesselberg, einem mittelfränkischen Bruder des Walperla, wo noch der Stein gezeigt wird, auf dem einst Gustav Adolf saß und mit seinen glänzenden Augen weit über das Frankenland hinschaute. Aber die Zeit drängt und der Raum wird knapp. Darum Valet, lieber Leser!

Hoch in den Wolken des Himmels, von Engelshänden getragen, schwebt der heilige Gral und hat noch keinen Ort gefunden, wo er zu dauernder Beseeligung der Menschheit sich niederlassen könnte. Aber das sanfte Licht, das von ihm ausgeht und sündenwunde Menschenherzen gesund macht, wirft seine Strahlen weit über das Erdenrund, es leuchtet bald hierhin, bald dorthin, es leuchtet auch kräftig hinein ins Land der Franken! —



Aus Deutschlands Mitte

Von Herm. Alberts, Halberstadt.

„Mei Auge schauet, was Gott gebauet,
zu Seinen Ehren, und uns zu lehren,
wie Sein Vermögen sei mächtig und groß!“

Reisen, soll es anders nicht vergeblich geschehen, will gelernt sein. Denn Aufgabe des Reisenden ist, zu sehen, zu hören, und des Gesehenen und Gehörten innerlich Herr zu werden. Das ist Genuß, aber Arbeit zugleich; es ermuntert, aber macht ebenso sehr müde. Wir wollen Deutschlands Mitte durchwandern nicht wie Parzival, der nicht fragte und darum vergeblich in der Nähe des heiligen Grals war, sondern wach und frisch, horchend und fragend, ob wir im Herzen unsers Vaterlandes, in der Einsamkeit seiner Waldberge und stillen Täler, wie in der Emsigkeit seiner fruchtbaren Fluren und alten Städte, im eignen Herzen vernehmen möchten das große Magnifikat, welches die Schöpfung singt, und das hinreißende Tedeum aller Werke und Kreaturen: „Herr Gott, dich loben wir, Herr Gott, wir danken dir!“

* * *

Wo ist Deutschlands Mitte? Es ist bedeutsam, daß die Schräglinien von der Kurischen Nehrung im Nordosten zur Burgundischen Pforte im Südwesten, und von der Friesischen Küste im Nordwesten zum Mährischen Gesenke im Südosten sich schneiden im Mansfeldischen. Dort ist die Heimat D. Martin Luthers,

der unserm Volk die Bibel wiedergegeben und zugleich uns gelehrt hat, sinnig zu lesen im Buch der Schöpfung und ernst im Buch der Geschichte.

„Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündigt Seiner Hände Werk!“ Über der einfachsten Landschaft wölbt sich das Firmament am höchsten. Hier mag drum unser Wandern beginnen. Es ist da, wo die gelben Sandhügel der Altmark mit ihren Heideflächen in leiser Wellenform blaudämmernd ins Lüneburgische sich erstrecken. Im Vordergrund einige alte zerzauste Kiefern, sich spiegelnd im tiefbraunen Moorwasser, aufwucherndes Baumgezweig umher, daraus weiße Birken sich erheben mit lichtgrünen, zarten Blättern; weiterhin wetterharte nach Osten gebogene Wacholder, ein verfallener Schafstall, Immenstände dabei; dort bei den grauen Granitblöcken eine schräg aufsteigende Rauchsäule, die den Hirten verrät und die ziehende Herde; gen Abend ein breiter Lichtstreif, der über dem milden rosigen Schimmer der Heideblüten nicht verglühen mag, wenn auch die Sonne bereits untergesunken ist, tiefe Einsamkeit und Lautlosigkeit ringsum — das ist die Heide, eine Landschaft voll Herbheit und Größe. In breitem Strom zieht die Elbe daran hin, dem Meere zu. Zäher Fleiß der ersten Bewohner hat die sumpfigen Niederungen entwässert und den kleinen Flußläufen folgend dem Sand des von Föhrenwald bedeckten Landrückens soviel Ertragsfähigkeit abgewonnen, daß um die alten mit roten Ziegelmauern umwehrten Städte her und um die von schweren Feldsteinkirchen überragten Dörfer hin, abgegrenzt von Eichenkamps und durchzogen von Weiden und Elsengebüsch, Weidetriften für Pferde und Kühe sich ausbreiten und Roggen-, Hafer- und Kartoffelfelder mit blauem Flachz dazwischen.

Diese stille Landschaft, in welcher nur die Schienenstränge der Eisenbahn und selten der Schornstein einer Ziegelei oder kleinen landwirtschaftlichen Fabrik an die geräuschvolle Gegenwart gemahnen, führt uns allmählich hinüber zu dem fruchtbarsten Teil von Deutschlands Mitte, der durch reiche Erntegaben und Bodenschätze so gesegneten Ebene von der Ohre südwärts bis zum sächsisch-thüringischen Hügelland. Die tafelebene saftgrüne Flur, bei Magdeburg Börde (d. i. Bu-Erde, angebautes Land) genannt, mit ihren zahlreichen Windmühlen mag an Holland erinnern, und wird wie dieses, so hoch berühmt

auch die Landeskultur ist, meist kurz mit dem Beiwort „langweilig“ abgetan. Wir aber sprechen mit dem Psalmisten: „Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter,“ wenn wir in den volkreichen Städten und in den stadtartigen Dörfern staunend erblicken, wie mit der hochentwickelten Landwirtschaft eine mächtige Industrie sich verbunden hat, die Erträgnisse des Feldes und des Bergbaues zu nutzen. Denn das macht den Reichtum dieser Gegend so groß, daß ebenda, wo nach altem Sprichwort Roß und Reiter im wogenden Korn sich bergen können, die Knappen aus dem bergenden Schoß der Erde glitzernde Salzkristalle fördern, Braunkohle, Porzellanerde und plastischen Ton, Bodenschätze, deren Verwendung durch das lebendige Triebwerk zahlreicher Flüsse sehr erleichtert wird. Größere Schiffslasten zu tragen hat freilich neben der Elbe nur die Saale Wassers genug. Aber daß die auf dem Stromboden der Elbe von Hamburg bis Prag liegende Kette einen kürzeren Seitenstrang bis in den Hafen von Halle entsendet, beweist, welche Bedeutung die Saale durch ihre Nord-Südrichtung, wie vor alters so heute, als Bindeglied des Handelsverkehrs zwischen dem Südosten und Nordwesten Europas hat. In ihrer Nähe sind deshalb auch die drei Großstädte in Deutschlands Mitte entstanden, welche als natürliche Mittelpunkte trotz aller schweren Wechselfälle der Geschichte stets neu aufblühten: Magdeburg, Halle und Leipzig. Die Burg an der Wiesenmähd (das ist die beste Erklärung des Namens Magdeburg) wurde da gegründet, wo unterhalb der Saalemündung im reichen Schwemmland zutage tretendes Urgestein festen Baugrund bot zur Anlegung eines Brückenkopfes, von wo aus der Osten erobert werden konnte. Halle liegt da, wo unter dem Schutz eines hochragenden Steins der ein heiligtum Giebichs (Bezeichnung Godes, des guten Gottes) trug, ein in unerschöpflicher Fülle hervorbrechender Soolequell kostbares Salz spendet. In Leipzig, der freundlichen „Lindenstadt“, treffen die Pleiße, Elster, Luppe und Parthe zusammen, welche, ehe sie sich mit der Saale vereinen, hier mitten im Sumpfland am Rand der norddeutschen Tieflandsbucht einen Ort sichern, trefflich geeignet zum Stapelplatz der Erzeugnisse des gewerbefleißigen Hinterlandes.

Gerade bei diesen in unserer Zeit des Verkehrs zu ungeahnter Größe herangewachsenen Städten finden wir jene für

Deutschlands Mitte so charakteristischen Auenlandschaften, die mit ihrer lachenden Anmut schon hinüberweisen zu der vielgepriesenen, heiter frohen Landschaft, an welche zuerst denkt, wer Deutschlands Mitte nennt. Auf den Wiesenflächen mit gelben Dotterblumen, weißem Schaumkraut und lilafarbigem Hahnenfuß treten Ulmen und Pappeln zu schönen Gruppen zusammen, hier und da ragen tausendjährige Eichen. Wird bei Magdeburg der Blick immer wieder rückwärts gezogen zu dem stolzen Dom mit seinen Türmen und Türmchen und durchbrochenen Fenstern, sucht in der Elsteraue das Auge immer wieder die ehrwürdige Bischofspfalz Merseburg und das Häusermeer Leipzigs mit seinen dunkeln Renaissancegiebeln; findet im Anschauen dieser vom Grün der Bäume freundlich umrahmten Bilder das Gemüt in der Nähe sein Genügen, so lockt die weite Fernsicht von einer der Höhen bei Halle, etwa vom klostergekrönten Lauterberg, gar mächtig den Bergen entgegen zu ziehen.

Was ist das für eine reizvoll neue Landschaft am Durchbruch der Saale und Unstrut durch die thüringische Grenzplatte! An den steil abfallenden Muschelkalkbergen klimmen schattende Buchen empor, die Buntsandsteinlehnen sind mit Weinreben und Obst bepflanzt, von den Felskanten grüßen altersgraue Burgen und Schlösser, am hellen Fluß folgen Wehr, Mühlen und Brücken einander, die Wege und Straßen verbinden auf- und absteigend die durch Gartenbeete und Baumreihen von den farbigen Feldern gesonderten Dörfer um St. Marien zur Pforte her mit Naumburg und Jena, und „der Himmel fern und nah, der ist so still und feierlich, so ganz, als wollt' er öffnen sich“ über diesem lieblichen Eden in Deutschlands Mitte.

Wir schreiten fürbaß. Am raschen Bach in leicht gesenkter Mulde führt der Pfad hin durch blütenübersätes taufrisches Wiesengras; rankende Hecken der Wildrose grenzen die Rodungen, die in langen Streifen zum Waldrand sich ziehen, die Wärme der Sonne auffaugend zum Wachsen und Reifen von Halm und Korn; spielende Lichtflecken schimmern durch den Forst, an mancher Waldblöße eröffnet sich der Blick auf den dichtbesiedelten Gau zu unseren Füßen: manch freundlicher Weiler grüßt uns da, manch trauliches Dörfchen; die hohen Essen bei den Häusern zeugen von emsigem Fleiß der anspruchslosen Bewohner. — Die Formen des Gebirges werden bewegter, der Weg hebt zu steigen an.

Wir sind auf der letzten Kammhöhe, wo unter bemoosten schwarzen Tannen durch Heidelbeerkraut und Ginster der geheimnisvolle Rennstieg hinläuft. „Über allen Gipfeln ist Ruh!“ Goldig strahlt im Abendschein fernher das Kreuz auf der Wartburg, und zur Rechten von Erfordia turrita her, wie man in Luthers Tagen die alte Stadt des Bonifatius nannte, flimmert's wundersam von dem großen Marienbild am hohen Münster über den Blumenfeldern, die wie Regenbogenglanz über das Land sich breiten. Gen Süden tun sich die blühenden Gefilde des Maintals auf, nach Ost und West sieht das Auge nur Wald und immer dichteren Wald, nach Norden hin steigt Bergwall auf hinter Bergwall vom Kniffhäuser bis zum Eichsfeld und zu den in blauer Dämmerung verschwimmenden Linien des Harzes.

Ob am lauen Sommertag, wenn lieblicher Vogelsang aus allen Büschen schallt, ob in stiller Herbstzeit, wenn die roten Blätter im Nebelrauch fallen, ob in der erhabenen Pracht des Winters, wenn der Sturm die eisumhüllten Äste bricht — wer nur Ohren hat zu hören, dem dringt es in dieser Waldeinsamkeit mächtig zum Herzen: „Der Herr ist in Seinem heiligen Tempel, es sei stille vor Ihm alle Welt!“

Daß in Deutschlands schöner Mitte die Mannigfaltigkeit der Landschaftsbilder des ganzen weiten Vaterlandes im engern Raum zusammengefaßt sei, ist nicht zu viel behauptet. Wir sahen das Tiefland mit seinen Heiden, Fruchtebenen und Auen, das Mittelgebirge mit seinen Rebgeländen, Ackerflächen und Wäldern; ist auch ein Abbild der Alpenfirnen zu finden und des wogenden Meeres? Wohl erblicken wir kleinere Seespiegel in unserer Landschaft eine ganze Menge, vom großen Teich bei Torgau und vielen seeartigen Ausweitungen in der Elbniederung bis zu den rundlichen Einsturzweihern des Zechsteingipses am Südharz; der Grafschaft Mansfeld blieb, nachdem sich eins ihrer beiden blauen Augen, der salzige See, 1892 geschlossen, noch der langgestreckte süße See mit der malerischen Ruine Seeburg am hohen Ufer inmitten der herrlichsten Kirsch- und Aprikosenbäume und üppiger Weinstöcke; in der Altmark glänzt das schöne Oval des tiefen Arendsees mit seiner ernstesten Klosterkirche unter dem Schirmdach rotrindiger Föhren; aber wenn man beim Süßen See an das Schwäbische Meer, beim Arendsee an die Ostsee denken mag, — mit der brandenden Nordsee sind sie nicht vergleichbar.

Und wo ist in Deutschlands Mitte etwas vom Hochgebirge? Die stärkende Mühe einer Brockenwanderung im Winter kann beides vereint bieten, den majestätischen Eindruck der mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel und zugleich den erhabenen Anblick des ewigen Meeres. Oft, wenn schwere kalte Luft die Siedelungen am Nordrand des Harzes wochenlang schier in Trostlosigkeit hüllt, wölbt sich über dem heiligen Berg des alten Sachsenstammes ein klarblauer Himmel. Tiefer Schnee mildert die Rauheit der Klippen, blinkende Eiszapfen wachsen aus den Quellen hervor, hängen schwer von den Felsblöcken hernieder, die von zartesten weißleuchtenden Kristallen übersponnenen Fichten prangen in wahrhaft überirdischem Weihnachtsglanz. Wie bei völliger Windstille das Meer ruht, decken mit violetter Fläche die dichten Nebel Täler und Höhen. Doch mählich wallen sie auf; die Sonnenwärme hat sie leise bewegt, Waldhöhen tauchen inselgleich empor aus der schweigenden Flut. Mit den Wolken hebt sich der Wind auf, in den Gründen und Schluchten beginnt ein mächtiges Brausen und Sausen, mit weißen Kämmen branden die Wogen daher und dahin, bis sie höher und höher steigend sich legen um die eisstarrende Kuppe. Du stehst allein und betest an: „Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für, ehe denn die Berge worden und die Erde und das Meer geschaffen worden, bist du Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit.“ — „Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest?“

* * *

So mannigfaltig und schön wie die Oberfläche, so wechselreich und groß ist die Geschichte von Deutschlands Mitte. Zwar, welcher Volkschlag hier zuerst Hütten gebaut hat, läßt sich nicht sagen. Aber die Reste der Pfahlbauten hin und her in den Brüchen und trockenen Seen, die zahlreichen Feuerstätten und Wohngruben, die Gräber mit ihren Urnen und Steinkisten und den Beigaben an Waffen und Gebrauchsgegenständen, die mächtigen Wallburgen an den Talsperren und Paßwegen mit ihren wertvollen Funden bezeugen, wie frühzeitig die Besiedlung, anfänglich wohl der unbewaldeten ebenen Lößtrecken und leicht anzubauenden Sanddünen, bald aber auch der Flußtäler und Gebirgsränder begonnen hat. Diese Urkunden, welche die Erde selbst bis auf unsere Tage treu geborgen hat, werden ergänzt

durch eine Zusammenstellung der Stätten, die durch ihre Namen als heidnische Opferplätze gekennzeichnet sind: so der Wodansberg bei Quersfurt, Gutens(Wodans)wegen bei Magdeburg, die Ramm, d. i. Rabenberg im ganzen Harzgebiet und auf dem Kniffhäuser, die Thorsteine bei Wernigerode, die Bocks- und Donnersberge.

Römische Schriftsteller erwähnen unsere Gegenden nur gelegentlich des fehlgeschlagenen Versuches, das Cäsarenreich bis an die Elbe auszudehnen: Domitius Ahenobarus errichtete im Jahre 6 n. Chr. etwa bei dem heutigen Städtchen Aken am jenseitigen Elbufer einen Altar des Augustus. Daß bereits vor der Völkerwanderung Indogermanen und zwar Kelten die Mitte Deutschlands innehatten, weisen Sprachkundige an dem Namen des Gebirgszugs der Finne (keltisch penna, Höhe) nach; auch führen sie den so deutsch klingenden Namen Eisenach auf keltische Wortwurzeln zurück; und in Halle (keltisch Salzort) mögen einst keltische Halloren die Salzpflanzen bedient haben. Im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung spätestens beginnt die Hermandurensiedlung, welche erkennlich an der althüringischen Ortsnamenendung „leben“ (= leiba, d. i. wahrscheinlich das Verbleibende, das Erbgut) von der Elbe bis ins Mainland reichte. Das Thüringerreich ist der erste Ansatz zu einem rein deutschen Staatengebilde. Mit ihm tritt unsere Landschaft aus der Dämmerung der Geschichte hervor. In ihr volles Licht wird sie durch Karl den Großen gerückt. Er zwingt die Sachsen unter seine Macht, den nordwestdeutschen Hauptstamm, dem als Lohn für die den merowingischen Franken bei Überwindung der Thüringer im Jahre 531 geleistete Hilfe das Land bis über die Oker hinaus zugefallen war. Seit dem siebenten Jahrhundert besetzten Slawen das Land östlich der Elbe und Saale, ja sie rückten in kleineren Trupps auch über diese Ströme vor bis tief in die Altmark und das Mansfeldische, wie die vielen Stadt- und Dorfnamen auf ow oder au, iz, isch, ig anzeigen. In der gemeinsamen Aufgabe, die Grenzmarken gegen weiteres Vordringen der Wenden im Norden, der Sorben im Süden zu schützen, stählten die Sachsen und Thüringer ihre Kraft, so daß sich in der Folgezeit das vom karolingischen Weltreich abgetrennte Deutsche Königreich auf ihre bewährte Treue stützen konnte. —

Unter Karl d. Gr. mag der Oehder Wald (von „Schutzöde“

an der Oker, dem Grenzfluß zwischen den Sachsen und Thüringern) durch die Erdwälle befestigt sein, auf welche wir heute noch stoßen, wenn wir den Resten der Burg Werla (d. i. Wehrwald) nachforschen. 775 und 780 lagerte hier der gewaltige Kaiser mit seinem Heerbann. Zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit ließen sich die versammelten Ostfalen taufen. Aber die Bekehrung durch den Schwertapostel scheint nicht tief gedrungen zu sein: noch jetzt finden sich im Kieselgeschiebe des braunen Harzflusses manchmal kleine Bleikreuze. Die eben Getauften haben sie weggeworfen, die häßlichen Merkmale der Knechtschaft, sobald der strenge Blick des Frankenherrschers sie nicht mehr traf. In der That wurden die östlichen Sachsen erst unter Ludwig d. Fr. nach Gründung des Bistums Halberstadt dauernd dem Christenglauben gewonnen. Weithin durch den Harzgau grüßen die hohen Türme der alten Bischofsstadt. Wer über den lindengeschmückten Platz, den ehemals die Holtemme umfloß, herzuschreitet zu dem hehren Dom, dem schönsten im Sachsenlande, und in seinem Schatten sieht den „Leggenstein“, über welchen einst unter den Opfermessern heidnischer Priester das Blut der Rosse geronnen ist, wer dann den efeuumrankten Kreuzgang durchwandelt um den stillen Friedhof her, und vorüber an der Krypta der frommen ersten Bischöfe Hildegim und Heimo eintritt in das lichtdurchflutete hohe Gotteshaus und ausblickt zu dem ergreifenden Bild des Gekreuzigten im hohen Chor über dem wunderbaren Lettner, — der wird inne, was das Prophetenwort verkündet: „Finsternis decket das Erdreich und Dunkel die Völker; aber über dir gehet auf der Herr, und Seine Herrlichkeit erscheinet über dir!“

Es wäre eine dankbare Aufgabe, die Herrscher des alten Reiches auf ihren Zügen zu begleiten zu allen den Königshöfen, die wie nirgend sonst im ganzen Deutschland um die grünen Harzberge her zu einem strahlenden Kranz gereiht liegen: Im Norden Dahlum, Seesen, Ilseburg; im Osten und Süden Frose, Walbeck, Allstedt, Tilleda, Wallhausen, Nordhausen und Poehlde — der Raum verbietet es. Nur an zwei Pfälzen dürfen wir nicht vorübergehen, den prächtigsten: Quedlinburg und Goslar.

Wie steigt aus der blütenreichen Ebene vor dem gewaltigen Granitor, daraus die Bode, der Strom von Wodans heiligem Berg, mit Schäumen und Brausen hervorbricht, so majestätisch

auf Münster und Schloß Quedlinburg, von König Heinrich „dem Städtegründer“ und seiner frommen Gemahlin Mechthild gestiftet „zur Pflegeung heiligen christlichen Lebens inmitten der Wildnis!“ Erhielt auch die durch ihre vornehme Schlichtheit so groß wirkende Basilika ihre Gestalt erst 1129 unter Kaiser Lothar und erscheint das ehemals so hochberühmte „Kaiserliche Freiweltliche Frauenstift“ mit seinen zierlichen Giebeln erst als ein Bau des 16. Jahrhunderts, die in den gewachsenen Fels gemeißelte Grufkapelle mit ihren feierlich bemalten Kreuzgewölben, die „Cithar“ mit ihren unschätzbaren Evangelarien, Wandteppichen und Reliquienschrinen stellt uns noch ganz die Zeit der Ottonen vor Augen. Hierhin, wo in 36jähriger Witwenschaft die treue Mutter das Andenken des trefflichen Vaters mit Gebet und Almosen liebevoll pflegte, kehrte Otto d. Gr. immer wieder zurück von seinen gefährvollen Römerzügen und Kriegsfahrten wider die äußeren und inneren Feinde, bis er seine Heldenlaufbahn schloß (973) in eben dem stillen Memleben, wo Heinrich I. eingegangen war, zu Gottes Frieden. Von hier nahm der würdige Erbe der Krone, Otto II., seinen ruhmvollen Ausgang, der allzufrüh in der ewigen Stadt endete (983). Von hier zog aus auch der letzte seines Stammes, der jugendliche Otto III., durch seine griechische Mutter Theophano der Heimat entfremdet, mit schwärmerischem Sinn die Bahnen Kaiser Karls d. Gr. suchend, bis man „den tatenlosen“ in Aachen „zum tatenreichsten“ Mann bettete“ (1002).

Viel ergreifender noch als in Quedlinburg bewegt die Tragik deutscher Geschichte unsere Seele in Goslar. Die Stadt hat etwas Düsteres, wie sie mit ihren dunkeln Schieferhäusern und trutzigen Mauertürmen so hart gegen die von schwarzen Fichten bestandenen schroffen Berge tritt. Aber von den sonnigen Matten des Kaiserbleeks strahlt wiederhergestellt zu alter Herrlichkeit das „clarissimum regni domicilium“, „des Rikes Palenze“, das Kaiserhaus. Das Herz schlägt einem höher in Erinnerung an 11 Kaiser, die hier unter dem Wappenzeichen des schwarzen Adlers auf goldenem Grund bei 23 Reichstagen die Macht des heiligen römischen Reiches deutscher Nation kraftvoll zur Geltung brachten! Jedoch zu den großartigen Trümmern der gebrochenen Klöster und Kirchen auf dem Georgen- und Petersberg vor den Toren trägt der wehende Wind aus den dunkeln Wäldern um

das zerbröckelnde Gemäuer der nahen Harzburg die trübe Kunde: „Wehe dir Land, des König ein Kind ist!“ Nach den glücklichen Tagen unter dem echt frommen, gewissenhaften und unermüdlischen Herrscher Heinrich III., der auf dem Königshof Bodfeld in den Armen des Papstes starb (1056), brach unter seinem in Goslar geborenen Sohn, dem in der Kindheit von herrschsüchtigen Bischöfen irregeleiteten, später durch alles, was ein Königsleben schwer machen kann, Untreue und Verrat, Niederlagen und Verschwörungen gebeugten und doch niemals ganz gebrochenen Heinrich IV. die unglücklichste Zeit herein, deren Geschicke selbst die starke Hand eines Lothar und die gewaltigen Persönlichkeiten Friedrich Rotbarts und Heinrichs VI. nur aufhalten, aber nicht wenden konnten.

Es ist kein Wunder, daß gerade in Deutschlands Mitte bald nach jener schrecklichen Zeit, da des Reiches Macht gebrochen war und die Kirche verweltlichte, das Bild des letzten Vertreters des Kaisergedankens Friedrich II. († 1250) von der Sage mit der Gestalt Karls d. Gr. verschmolzen wurde, der im Unterberg bei Salzburg nur schlafe, um zu kommen, wenn die Not am höchsten sei. So hieß es von dem letzten großen Hohenstaufen, er sei nicht gestorben, er schlafe im Knffhäuser, dort wo die Pfalz Tilleda gestanden hatte, und er komme wieder als Retter und Wiederaufrichter des Reiches. (Erst das beginnende 19. Jahrhundert hat „den alten Barbarossa, den Kaiser Friedrich“ zum Helden der Knffhäusersage gemacht.) —

Jedoch bis zur Erfüllung dieser heißen Sehnsucht des Volkes vergeht ein halbes Jahrtausend! Und wieviel Schweres bricht in diesen langen Jahrhunderten, da nach Zertrümmerung der Reichsgewalt „jedermanns Hand wider jedermann“ war, wie über das gesamte Deutschland so ganz besonders über seine Mitte herein. Zwar es ist ein Zeugnis für die Tüchtigkeit des sächsisch-thüringischen Stammes, daß die seit dem Untergang der Hohenstaufen auftretenden selbständigen Gewalten der geistlichen und weltlichen Fürsten, der Reichsstädte, Grafen und Ritter ihre Landschaften trotz aller verzehrenden Fehden immer wieder zu hoher wirtschaftlicher Blüte brachten, so daß sie hervorragenden Anteil nehmen konnten an den Kulturaufgaben der Zeit. Das von der Altmark aus durch Albrecht den Bären (1142) und von der Mark Meißen aus durch Konrad von Wettin zielbewußt

begonnene großartige Kolonisationswerk der Länder östlich der Elbe wurde kraftvoll fortgesetzt durch Hermann von Salza, der die Söhne Thüringens dem Deutschritterorden an der Weichsel zuführte (1226); der Sängersaal der Wartburg hallte wider vom Preise „alles Hohen, was Menschenherz erhebt“; in der Waldeinsamkeit des Falkensteins im Unterharz verfaßte der Schöffe Eike von Repgow den Sachsenpiegel, ein Gesetzbuch, das bald die Rechtsanschauung von ganz Norddeutschland einheitlich regelte; die Bürger der durch Anschluß an die Hanse und Anknüpfung neuer Handelsbeziehungen in die fernen Ostseeländer zu Macht und Reichtum gelangten Städte wetteiferten mit den Bischöfen im Bau herrlicher Kirchen und schmückten ihre Rathäuser und Junftstuben mit Werken edler Kunst; zu den alten Kloster- und Domschulen gesellen sich als neue Pflegestätten der Wissenschaft die Universitäten von Erfurt, Leipzig und Wittenberg, bald auch von Jena und Helmstedt — wir staunen, die Gaue der Heimat durchwandernd, noch heute über die Fülle schöpferischer Lebenskraft, welche im ausgehenden Mittelalter zur Entfaltung kam.

Aber Fürsten und Adel, Bürgertum und Bauernschaft gehen jeder seinen eigenen Weg, und die Kirche, die geistliche Führerin, ist verweltlicht. Der Haß der Stände verhindert gemeinsames Wirken. Da geschieht in Deutschlands Mitte das Größte, was überhaupt in Deutschland sich ereignet hat: Gott erwählt sich den Bergmannssohn von Mansfeld „zum Rüstzeug, daß er Seinen Namen trage vor den Völkern.“ Die Gewissenstat Martin Luthers ergreift wie mit Sturmesbrausen die ganze Nation. Es merken die Hohen und es fühlen die Geringen: Die Reformation geht dich an! Jetzt steigt „der große Held und Wundermann“ wie der Augustinermönch von Wittenberg ihn wünschte, auf den Thron — und das deutsche Volk, seit drei Jahrhunderten gewaltsam zerrissen, in seinen unteren Schichten schnöde zu Boden getreten, konnte einer Wiedergeburt entgegensehen, in welcher alle seine Schmerzen vergessen wurden. Da ist es das Verhängnis deutscher Geschichte, daß in jenen hoffnungsfrohen Tagen ein kalter Fremdling die Krone trug. Vom Kaisertum zurückgewiesen geriet die große Bewegung zum Teil in verhängnisvolle Bahnen. Der Bauernaufstand wird „in der Blutrinne“ über Frankenhausen am Knffhäuser (1525) erstickt, aber auf der Lothauer Heide

bei Mühlberg an der Elbe (1547) senken sich vor den von Karl V. selbst wider die deutschen Ketzer ins Feld geführten Kriegsscharen des romanischen Südeuropa die Fahnen der in Torgau und Schmalkalden verbündeten Schirmherren des Evangeliums, welche die Inschrift trugen: „Gottes Wort bleibet in Ewigkeit.“ Vorübergehend rettet die wüste Empörung Moritz's von Sachsen vor Magdeburg dem Protestantismus das Dasein, dann wird die Wiege der Reformation ihr Schlachtfeld. Nach den Siegen der Ligisten über die Heerführer der Union an der Desfauer Brücke (25. IV. 1626) und an den Hohlwegen, welche bei Lutter (17. VIII. 1626) aus den Waldbergen des Nordwestharzes in die Ebene führen, fiel mit Magdeburg (1631), „unser Herrgotts Kanzlei“, die ganze Mitte Deutschlands greuelvoller Zerstörung anheim. Wohl sichert Gustav Adolf durch die Schlachten von Breitenfeld (17. IX. 1631) und Lützen (16. XI. 1632) den Fortbestand der evangelischen Sache, aber als ihm widerfahren, was er ahnend beim Betreten des sächsischen Bodens ausgesprochen: „Ich wollte gern sterben, so ich nur meine Intention, die Erhaltung der evangelischen Religion und die Beförderung des Friedens im Reich zu Gottes Ehren ausgeführt habe,“ hauste der Auswurf aller Völker auf der Heimat Erde, dem verwilderten Geschlecht, welches die 30 schrecklichen Kriegsjahre noch in Armut und Schmutz übriggelassen, auch die Erinnerung raubend an das Herrliche, was die deutsche Vergangenheit gehabt.

Unser Vaterland war am Abgrund, aber die Glaubensfreiheit ist gerettet. Ihr Vorkämpfer wird Friedrich Wilhelm der Große Kurfürst. Als er, „ein Fürst ohne Land nur mit Stecken und Schleuder,“ wie ehemals sein Ahnherr Friedrich I., der „Amtmann Gottes“, von der Altmark auszog, um Brandenburg aus der Schwedennot zu befreien, hatten die Bauern auf ihre grobblinnten Fahnen geschrieben: „Wir sind Bauern von geringem Gut und dienen unserm gnädigsten Kurfürsten und Herrn mit Gut und Blut“ (1675). Die Treue, welche aus diesen ungelenkten Worten spricht, und die Treue, mit welcher der große Held seine Landeskinder den Nachfolgern auf dem Thron befiehlt: „Ihr sollt das Regiment von Gottes wegen so führen, als wenn es nicht eure Sache wäre, sondern die des Volkes“, geben dem gesamten Erdteil zuerst kund, daß im Geist der Reformation ein

Volk mit einem Herrscherhaus sich verbunden hat, die fest zusammenstehend in Mühen und Kämpfen Deutschland wieder geben werden, was es verloren hat.

Eben, als den niedergetretenen Landschaften unter der gewissenhaften Verwaltung des Schöpfers der preußischen Volksschule Friedrich Wilhelm I. die Anfänge der Gesittung zurückgegeben waren, brach das siebenjährige Kriegswetter los, schwer sich entladend wieder über unsern Gegenden. Von Roßbach (5. XI. 1757) bis Torgau (3. XI. 1760) und Hubertusburg (1763) ist nach der Entfernung gemessen nicht weit, aber wer ermißt das Elend, welches zwischen jenem Ruhmestag und dem durch den letzten teuren Sieg errungenen Frieden die Bevölkerung getroffen hat? Doch in rastloser Arbeit gelingt es dem großen Friedrich, die Wunden des Krieges zu heilen. Wachsender Wohlstand verschafft die Möglichkeit besserer Lebensführung und verfeinerter Bildung; vor allem: das Nationalgefühl hat im „alten Fritz“ einen lebendigen Mittelpunkt gewonnen. Eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten führt in allen Teilen Deutschlands, vornehmlich aber in seiner Mitte eine bewunderungswürdige Blütezeit deutschen Geistes herbei. In Halle an der vom ersten Preußenkönig begründeten Universität, nachmals zur Erbin Wittenbergs berufen, beginnt unter Francke, Thomasius und Christian Wolf die neue deutsche Wissenschaft sich zu regen; aus derselben Stadt stammt Händel, aus Eisenach Bach — die beiden hohen Meister der Musik; Quedlinburg schenkt Deutschland seinen ersten großen Dichter, Klopstock; der Stendaler Winkelmann findet den einfachen Satz, daß Kunst Darstellung des Schönen ist; in Leipzig Gottsched und Gellert, in Halberstadt Gleim, in Wolfenbüttel Lessing erlösen unser Volk aus dem Bann der Franzosennachahmung; Bürger aus Molmerswende begabt es mit Balladen von kaum wieder erreichter Macht; und in Weimar kommt die Zeit, welche „der Philosoph von Sanssouci“ vorhergesagt hatte, „wo in deutscher Sprache unvergänglich Schönes geschaffen wird.“ Der Frankfurter Goethe (seine Voreltern lebten in Artern a. U.) und der Schwabe Schiller haben an dem Musenhof des Thüringer Landgrafen das Höchste geschaffen, was dem deutschen Geist auf dem Gebiet der Dichtkunst bisher entsprungen ist. Doch, welch ein Widerspruch: Während der Ostpreuße Herder

in Weimar nachwies, „daß jedes echte Dichtwerk mit dem Mutterboden des Vaterlandes und Volkstums unzertrennlich verbunden sei,“ während der Sänger des Messias hoffnungsfreudig verkündete: „Frei, o Deutschland wirst du dereinst, ein Jahrhundert nur noch, so ist es geschehen,“ versank das Geschlecht jener Tage in einen Taumel des „Kosmopolitismus“, jene Auffassung, die alle Menschen als Brüder ansieht und das eigene Volk vergift.

Beispiellos wie das Aufsteigen Preußens gewesen, waren auch seine Niederlagen. Ein einziger Tag zertrümmerte den sich so sicher dünkenden Staat. Bei Jena und Auerstedt (14. X. 1806) fiel der vernichtende Schlag und von den in der allgemeinen Auflösung schmachvoll überlieferten Festungen Erfurt und Magdeburg aus wurde unser Volk gezüchtigt, das mit seinem Glauben sich selbst aufgegeben hatte. Aber die Not der Zwingherrschaft erweckte die eingeschlafene Vaterlandsliebe; heldenhafte Männer rissen mit dem Schwung ihrer Hochgedanken auch die dem Königreich Westfalen und den Rheinbundstaaten zugeteilte Bewohnerschaft von Deutschlands Mitte fort. Man demütigte sich unter Gottes gewaltige Hand und erkannte Sein gerechtes Walten, als nach langer Knechtschaft Schande im Zuge Schills und des schwarzen Herzogs (1809) der Freiheit Morgenrot sich zeigte und durch die Schlachten von Möckern (5. IV. 1813) und Groß-Görschen (2. V. 1813), am Hagelberg und am Elbdamm von Wartenburg und zuletzt „in der Schlacht der Schlachten“ auf den blutgetränkten Gefilden von Leipzig (16.—18. X. 1813) dem sittlich geläuterten Volk die Freiheit und der güldene, werthe, edle Friede wieder erstritten war.

Die durch die unaufhörlichen Truppendurchzüge so hart mitgenommene Mitte Deutschlands traf zu dem äußeren Unglück das tiefe Weh, daß ihre Söhne vielfach gegen die Befreier kämpfen mußten. Um so mehr ehrte die Heimat das Andenken der Braven, welche durch alle Fährnisse zu den Preußen zu gelangen wußten, und dankbar empfand es der letzte Bürgers- und Bauersmann, daß unter den wahrhaft Großen, die sich hohe Verdienste um die Wiederherstellung des Vaterlandes erworben hatten Namen strahlten, welche der Heimat angehörten: Von den Helden des Schwertes Gneisenau (geboren in Schilda), von allen Feld-

herren, die gegen Napoleon kämpften, der hervorragendste, neben ihm der unermüdlige Bülow (aus Falkenberg in der Altmark); von den Helden des Geistes Schleiermacher und Fichte, die schon in Halle und Jena auf die Pflicht sittlicher Erneuerung gedrungen hatten, ferner der Geograph Ritter (aus Quedlinburg) und der Historiker Ranke (aus Wiehe a. U.), welche aus dem Gewirr der Ereignisse die Blicke zu dem emporlenkten, der die Geschicke der Völker in Seiner Hand trägt. Und als im Frühling 1815 Blücher die Landwehren der neueingerichteten Provinz Sachsen zur letzten Entscheidung führte, da entsproß der alten Grenzmark an der Elbe Otto von Bismarck (1. IV. 1815), nach Martin Luther der größte Deutsche. Freilich ehe er sein Lebensziel, unter den Hohenzollern die deutschen Stämme zu einen, wie sie unter den Sachsen, Saliern und Staufen geeint waren, erreichen konnte, sieht der Schicksalsstrom in Deutschlands Mitte, die Unstrut, noch einmal deutsche Brüder bei Langensalza (27. VI. 1866) wider einander stehen; aber es ist noch um ein kleines und das Drohen des Erbfeindes von Westen her mahnt, dem alten Hader zu entsagen. Nun fallen nicht mehr in Deutschlands Mitte die eisernen Würfel, sondern drinnen in Frankreich folgt Sieg auf Sieg. „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!“ lautet des greisen Siegers demütige Botschaft. Alldeutschland erkennt in dem Preußenkönig Wilhelm I., dem barba blanca den erstandenen Rotbart, dem die Kaiserkrone gebührt, und zum Himmel steigt der Lobgesang auf, der zuerst in Deutschlands Mitte erklingen war: „Nun danket alle Gott!“, „Der Herr hat Großes an uns getan, des sind wir fröhlich!“

* * *

Bei der Fülle großer Ereignisse in Deutschlands Mitte war es unmöglich, auch nur annähernd die Namen der geschichtlichen Stätten zu nennen, geschweige denn sie einzeln zu beschreiben. Die gleiche Beschränkung müssen wir uns bei Betrachtung der kirchlichen Begebenheiten auferlegen.

Ziemlich unbestimmt sind die wenigen Nachrichten über das Christentum vor dem Auftreten des Bonifatius. Die Thüringer, welche südlich des Waldes bis zur Donau streiften, mögen von der neuen Religion Kunde gehabt haben; von denen nördlich des Waldes ist es kaum anzunehmen. Am Anfang des

sechsten Jahrhunderts gewann in dem einen Zweig der thüringischen Königsfamilie der Arianismus Aufnahme. Die fränkische Herrschaft begünstigte das Vordringen irischer Missionare. Als Bonifatius 719 in Rom weilte, galt Thüringen als christliches Land. 723 gelingt es ihm, gestützt auf Karl Martell, durch Einführung der kanonischen päpstlichen Satzungen, die kirchlichen Zustände zu ordnen. Als Erzbischof bringt er seine Reformarbeit dadurch zum Abschluß, daß er südlich das Bistum Würzburg und nördlich Erfurt gründet. Die uralte Martinskapelle, welche daselbst auf dem Marienberg an der Stelle eines heiligen Haines von Bonifatius erbaut ist, wie sie jetzt neben dem prächtigen hohen Thor des Domes liegt, der zum Feinsten und Edelsten gehört, was die Gotik auf deutschem Boden geschaffen hat, und neben den drei spitzen, metallenen schimmernden Türmen der Severikirche, macht recht anschaulich, was das Wirken des Bonifatius bedeutete. Indem er die Deutsche Kirche dem Papsttum angliederte, hat er ihr die entscheidenden, mächtig fruchtbaren Lebensantriebe vermittelt, aus welchen die Kirchenherrlichkeit und mit ihr die Kultur des Mittelalters hervorgegangen ist.

Sein Jünger, der Angelsachse Wigbert, predigte das Evangelium von 724—732 in den Gauen am Harz, doch ward erst der Treue Hildegrims, des ersten Halberstädter Bischofs, und seines Bruders Liudger († 809) der Lohn zuteil, daß die lange widerstrebenden Sachsen dem Herzog der Seligkeit sich willig beugten. — Bei Blankenburg a. H. im walddstillen Klostergrund findet sich unter einer moosbewachsenen Klippe eine mächtig große Felsgrotte. Mauerreste dabei lassen deutlich den Grundriß einer Kapelle erkennen. Über der Stelle des ehemaligen Altars wölbt jetzt eine hohe Buche feierlich ihre Krone. „Volkmarsteller“ ist die Einsiedelei geheißten. Aber hundert Jahre zuvor, ehe hier ein Mannskloster gegründet wurde, zur Zeit Ludwigs des Frommen, hatten fromme Jungfrauen, an ihrer Spitze die edle Liutbirg, sich daselbst unter den Schutz des Erzengels Michael gestellt. Der Ruf ihrer Heiligkeit drang so weit, daß der Apostel des Nordens Ansgar von Bremen sie aufsuchte. In dieser Berg-einsamkeit tritt uns Christus unter den Sachsen entgegen, wie „der Heliand“ ihn malt: Um den waltenden Herrn, das Friedekind Gottes, warten die Getreuen auf das Wort ihres Königs. Und Er sahe sie an lange und war ihnen hold in

seinem Herzen, der heilige Volksherr, mild in seinem Gemüte tat er seinen Mund auf und lehrte, wer in der Welt Gott wert geachtet sei: Selig die arm sind durch Demut, denn Gott wird ihnen unvergänglich Leben in der Himmelsau geben."

Hatte in dem Zeitraum von nur 150 Jahren der Glaube die Herzen der Sachsen so tief ergriffen, „thaz sie Kriste sungen in ihren Zungen,“ ja, daß die eben Bekehrten bereits selbst wieder Mission trieben, so hat es fast sechs Jahrhunderte gewährt, bis die Wenden das Christentum annahmen. Magdeburg wurde der Leuchter des Evangeliums für die ganzen Slawenländer. In den hohen Hallen des Domes, die sich über Kaiser Ottos und seiner Gemahlin Editha Gräbern wölben, stärker noch in der stillen Consur und dem grünunspinnenen Kreuzgang des Klosters Unser lieben Frauen wird die Erinnerung wachgerufen an die frommen Erzbischöfe Norbert († 1134) und Wichmann († 1192), welche für die Christianisierung der Wenden das Beste getan haben, indem sie ihnen die ernstesten und fleißigsten Prämonstratenser- und Zisterziensermönche als Missionare sandten. Die Spuren ihrer treuen Arbeit finden wir überall in den vom Erztift Magdeburg gegründeten Bistümern Merseburg, Naumburg-Zeiß, Meißen, Havelberg und Brandenburg, und weiter in der dem Halberstädter und Verdener Sprengel zugewiesenen, erst seit dem zwölften Jahrhundert dem Deutschtum und Christentum wiedergewonnenen Altmark.

Die Macht und die Gefahr des Ideals mittelalterlicher Frömmigkeit tritt uns wahrhaft ergreifend entgegen in der schönsten Klostersruine von Deutschlands Mitte, Paulinzella. Der bröckelnde Wunderbau im einsamen Waldtal ist wie Stein gewordenes Gebet. Wie ist das alles so licht und schön, so ernst und schön, das herrliche Westportal in der reich gegliederten Giebelwand, das Langhaus mit seinen dunkelroten Säulen, dahinein aus dem Grün der Ahorne und dem Dunkel der Tannen wunderfame Lichter spielen, während sich statt des Daches das tiefe Blau des Himmels darüber spannt, — es ist eine Stätte voll einzigartiger Weihe! Aber wenn wir nun nachforschen — die schweigende Stille ringsum ladet dazu ein — was die Benediktinermonche und -Nonnen (Paulinzella war eins der wenigen Doppelklöster dieses Ordens) für das umliegende Land gewirkt haben, so ist es erschrecklich wenig. In dem Streben, ihre Stiftung

größer und herrlicher werden zu lassen als selbst das vorbildliche Hirsau, hat die Gründerin Pauline, die Witwe eines Edlen von Schraplau † 1112, das Kloster allzu reichlich ausgestattet, so daß seine Insassen schon früh faulem Wohlleben verfielen und schwerstes Ärgernis gaben. Der Bauernsturm hat die Klostergebäude hinweggetilgt; die Kirche war noch verschont geblieben, aber da sie keine Andächtigen mehr zur Anbetung sammelte, zwängten die Waldbäume ihre Wurzeln hinein, damit, wo Menschen es versäumt, doch das Rauschen ihrer Wipfel Gottes Lob verkündete.

Wie so ganz anders als diese nach dem Ruhm einer sancta so leidenschaftlich verlangende beata de Schraplau mutet uns jene holdselige Frau an, in der die stärkste seelisch-religiöse Erhebung des Mittelalters Gestalt gewonnen: Elisabeth Landgräfin von Thüringen † 1231, die wir auch als Evangelische, wengleich nicht in Roms Verständnis, eine Heilige nennen können. Was an ihr vorbildlich bleibt für alle Zeiten, ist die in ihrem Wesen und Tun sich ausprägende Gotteskindschaft. Sie hat weder in ihrer Barmherzigkeitsübung noch in ihrer Weltflucht ein Verdienst gesucht, sondern sie wollte Christo dienen, wenn sie mit fast zärtlicher Liebe den Armen gab und die Kranken besuchte. Mit feinem Sinn hat darum M. v. Schwind an die Wand des Kapellenganges auf der Wartburg die erbarmende Liebe der heiligen Elisabeth gemalt nach den schlichten Worten Jesu: „Ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich gespeist; durstig und ihr habt mich getränkt; nackend und ihr habt mich bekleidet; ein Gast und ihr habt mich beherbergt; krank und gefangen und ihr habt mich besucht.“ Und wenn wir in halber Höhe des Burgberges im Schatten breitästiger Buchen von Rasen und Farnkraut überwuchert die Grundmauern suchen des Aussäzigenhospitals, zu dem die hohe Frau alltäglich herabstieg, und den Brunnen dabei, den sie im wasserarmen Gestein für die Pilger fassen ließ, oder wenn wir den Siechenhof zu St. Annen drunten in Eisenach betreten und das zugehörige Kirchlein, darinnen sie Patenstelle vertrat bei armen Kindern, um auch das geistliche Gedeihen derselben auf ihr Gewissen zu nehmen, — ist's nicht, als ob durch Seine Jüngerin der Herr still und eindringlich uns mahnte: „Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr Mir getan!“ —

Nicht weit von der Annenkirche an der Georgenstraße in Eisenach hat eine echte Nachfolgerin der heiligen Elisabeth gewohnt, Frau Cotta. Die Stätte ihres Hauses ist unbekannt, seit Feuersbrunst in der Franzosenzeit sie zerstörte. Aber was die fromme Christin an einem armen ums Brot singenden Knaben getan, wie sie ihm die Hand segnend aufs Haupt gelegt und den hungernden und frierenden pflegend und erfreuend aufgenommen hat, das wird immerdar zu ihrem Gedächtnis gesagt werden.

Wer dieser Knabe war? Daß die Reformation Gottes Werk ist, nicht eines Menschen Tun, nirgend empfindet man es so lebendig als in der kahlen Stube jenes alten Wirtshauses in Eisleben, wo Luther im Lärm des Martinimarktes geboren wurde. „Das, was nichts ist vor der Welt, hat Gott erwählt!“ Seine für das ganze Leben so bedeutsamen ersten Kindheitsjahre hat er in Mansfeld verlebt. In der kleinen Bergstadt treffen zwei ganz gegensätzliche Landschaften zusammen: hier die Harzwälder mit schattiger Kühle und sonnigen Wiesen, dort kahle Schutthalden und ausgebrannte Schlackenhaufen. Die harte zornmütige Strenge neben der heitern Fröhlichkeit im Wesen des Reformators mag den früheren Eindrücken der Heimat zuzuschreiben sein. Wichtig war es auch, daß der „Gottes Namen tragen sollte vor Völkern und Königen“, hier nicht nur fleißige Bergleute kennen lernte und hart ums tägliche Brot arbeitende Bauern, sondern an den edlen Grafen, die von dem stattlichen, hoch über der Stadt gelegenen Schloß aus treu über ihren Untertanen walteten, ersah, was ein gut Regiment zu bedeuten hat. Aber das Entscheidende war doch, daß er der ernstesten frommen Erziehung durch seine Eltern das zarte Gewissen zu danken hatte, welches nicht stille ward, bis es „einen gnädigen Gott kriegte“. In Magdeburg sind unmittelbare Erinnerungen an Luthers Jugend nicht nachzuweisen. An dem damals mit Mainz und Halberstadt verbundenen erzbischöflichen Stuhl ist ihm die Mächtentfaltung mittelalterlichen Kirchentums entgegengetreten. Dem von harten Schicksalschlägen fast ebenso schwer wie die Elbfeste heimgesuchten Erfurt sind wenigstens die äußeren Räume erhalten geblieben, darin der Reformator während jener sieben Jahre gewohnt hat, in denen er sich zu der tiefen Innerlichkeit durchrang, ohne welche er wohl nur ein bedeutender Rechtsgelehrter geworden wäre. Ein in schönen Verhältnissen nach

innen abgestuftes Spitzgewölbe war der Eingang jener Hochschule, „dagegen alle andern nur wie kleine Schützen Schulen galten.“ Da hat der Student Luther bei berühmten Lehrern sein umfassendes Wissen erworben. In dem winkligen Stadtteil an der Gera erheben sich die weitläufigen Gebäude des ehemaligen Augustinerklosters. Mit heiliger Scheu betreten wir die Zelle und Bücherei, wo der durch Schrecken vom Himmel zu Boden Geworfene alle Qualen des Zweifels und Verzweifeln durchlebte, bis Gott nach Seiner Barmherzigkeit ihn tröstete: „Halt dich an Mich, es soll dir jetzt gelingen. Ich geb Mich selber ganz für dich, da will Ich für dich ringen. Denn Ich bin dein und du bist mein, und wo Ich bleib, da sollst du sein: Uns soll der Feind nicht scheiden.“ Was ihm zu seliger Gewißheit geworden war: „der Gerechte wird seines Glaubens leben“ tat er, durch den häßlichen Ablasshandel des Kardinals Albrecht getrieben, in Wittenberg als Seelsorger und Professor öffentlich kund. Wer würde die arme Stadt am sandigen Ufer der Elbe nennen, wenn nicht Gottes Engel Botenläufer geworden wären der Thesen, die den Weg zum Heil wiesen allen danach verlangenden Seelen? Deshalb, soviel Weihstätten Wittenbergs Mauern bergen, gleich am Tor die Eiche, wo Luther die Bannbulle verbrannte, bald dahinter seine Wohnung im giebelgeschmückten Kloster, dicht dabei das Haus Philipp Melancthons mit dem Steintisch im Garten, daran die beiden Freunde das Wohl und Wehe der Kirche berieten, die Stadtkirche, in deren ehrwürdigen Hallen unter dem Schutz der Bekenner — Kurfürsten Friedrichs des Weisen, Johann des Beständigen und Johann Friedrichs — bereits 1522 die deutsche Messe als Liturgie samt Gemeindegesang eingeführt wurde, es zieht uns unwiderstehlich immer wieder hin zu der Tür an der Schloßkirche, wo, seit die Holzplanken, welche einst das Pergament vom Vorabend des Allerheiligentages 1517 getragen, bei der Erstürmung der Festung in den Freiheitskriegen in Flammen aufgegangen sind, jetzt in Erz gegossen die 95 Sprüche stehen wider den Ablass, anhebend: „Da unser Herr und Meister Jesus Christus spricht: Tuet Buße! will Er, daß unser ganzes Leben eine unausgesetzte Buße sei!“

Und das Wort Gottes nahm zu trotz aller Feinde, die es dämpfen wollten, und die Zahl der Jünger ward sehr groß in der deutschen Christenheit — wem würde das Herz nicht stets

aufs neue bewegt, wenn er hört von Luthers Zug nach Worms, wie in Städten und Dörfern meilenweit her die Menge sich drängte, seine Predigt zu hören? Wir stehen in Anbetung noch einmal still auf der waldumrauschten Wartburg in der engen Kammer des Ritterhauses, wo unserm Volk die Bibel in seiner Muttersprache geschenkt wurde. „Wie heilig ist diese Stätte!“ Rückwärts ziehen unsere Gedanken und vorwärts. Als die Deutschen auf den Plan der Weltgeschichte traten, gab ihnen Gott durch Ulfilas die Bibel in die Hand. Aus dem Verderben des Dreißigjährigen Krieges ward Deutschland errettet durch Luthers Bibel. Wird unser geliebtes Volk „halten, was es hat, daß niemand seine Krone nehme?“ —

Was Luther meinte, wenn er den Fürsten des Landes die Aufgabe zuschrieb, in Gottes Namen ihres Amtes zu warten, — in vorbildlicher Weise hat es Herzog Ernst der Fromme († 1675) von Gotha verwirklicht. Als er die Regierung antrat, fand er das Land, wie es im 74. Psalm heißt, „allenthalben jämmerlich verheeret und die Häuser zerrissen.“ Voll Glaubensmut ging er daran, seinen Landeskindern aufzuhelfen. Aufs sorgfältigste pflegte er die Jugenderziehung. Den aus der Schule Entlassenen ließ er noch weiteren Unterricht geben. Damit jeder, auch der gemeine Mann, die heilige Schrift gründlich verstehen und zu seiner Seelen Seligkeit desto besser gebrauchen möge, ließ er eine Volksbibel Ausgabe herstellen mit Bildern geschmückt. Die Kirche sollte der Sammelpunkt werden der Frömmigkeit und der Liebeswerke, die aus dem einen Glauben quellen.

Zur Leitung des gesamten Kirchen- und Schulwesens im Herzogtum Gotha, berief der fromme Fürst von Lübeck her den Hofrat Francke. So ist es gekommen, daß auch die für die Weiterentwicklung der evangelischen Kirche so gesegnete Persönlichkeit August Hermann Francke's nach Deutschlands Mitte verpflanzt wurde. — Den Glaubenszänkereien zwischen Lutheranern und Reformierten war durch den Großen Kurfürsten Einhalt geboten. Die von ihm in den entvölkerten Städten Magdeburg, Halle, Halberstadt, Stendal, Burg, Neuhausenleben, Kalbe und Werben angesiedelten Waldenser, Neupfälzer und Hugenotten hatten als Märtyrer ihres Glaubens und durch ihre wirtschaftliche Tüchtigkeit bald allgemeine Achtung gewonnen. Nun zeigten Männer wie Joh. Arnd aus Ballenstedt, Gottfried Arnold

in Quedlinburg, Christian Skriver und Joh. Adam Steinmeß in Magdeburg dem durch die Drangsale der Religionskämpfe auf die Pflege und Wertschätzung inneren Lebens gewiesenen Geschlecht ihrer Tage, was wahres Christentum sei, und August Hermann Francke, in der Leidenschule der Verfolgung von Erfurt und Leipzig zu dem felsenfesten Vertrauen gereift, daß „die auf den Herrn harren neue Kraft kriegen,“ gab durch seine Gemeindegarbeit in Glaucha, durch seine Lehrtätigkeit an der neugegründeten Universität von Halle, besonders aber durch sein Waisenhaus aller Welt kund, was die Theologie der Wiedergeborenen zu leisten vermöge. „Wer an Mich glaubet, wie die Schrift sagt, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen“ — die hohe Verheißung des Herrn ist an dem Waisenvater von Halle Wahrheit geworden. Wie viele Tausende, die seit 1698 unter dem Adlerschild am Hauptgebäude der Franckeschen Stiftungen als Zöglinge aus und eingegangen sind, haben dankbar bekannt, daß sie hier nicht nur für die Schule, sondern für das Leben gelernt haben! Mit ihnen vereinen sich vor Gottes Angesicht die Heiden in Indien und auf den Inseln fern im Meer, denen durch die hallisch-dänische Mission und hernach durch die Brüdergemeine (ihr Anfang ist in dem vom Grafen Zinzendorf im Waisenhaus gestifteten Senfkornorden zu sehen) das Licht des Lebens gebracht ist. Mit diesen allen falten, eine unsichtbare Gemeinde, ihre Hände die ungezählten Christen, welche durch A. H. Francke „einfältig zu ihrer Erbauung“ die von seinem Mitarbeiter, dem Freiherrn von Canstein, zuerst planmäßig verbreitete Heilige Schrift zu lesen gelehrt sind. Und zum höheren Chor wird der Lobpreis der Gnade, wenn wir den Feierklängen lauschen, die aus dem hallischen Gesangbuch himmelwärts dringen, jener Liedersammlung, welche den Schatz der evangelischen Kirche, das evangelische Kirchenlied, als Erbauungsbuch in die Familien getragen hat.

* * *

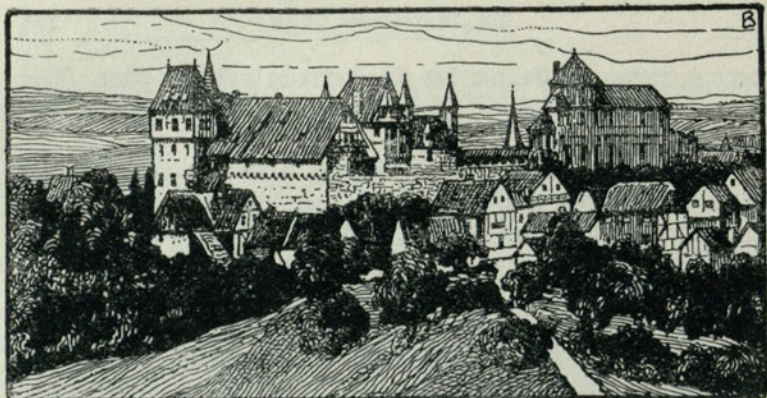
„Singet dem Herrn ein neues Lied, denn Er tut Wunder!“ lieblich ermuntert dazu Berg und Tal und Flur und Feld in Deutschlands Mitte. Gewaltig mahnt des Landes große Geschichte: „Bringet her dem Herrn Ehre und Schmuck.“ Eindringlich erinnert die Fülle geistlicher Gaben: „Vergiß nicht, was

Er dir Gutes getan hat!" — wie hat nun die Bewohnerschaft von Deutschlands Mitte das ihr vertraute reiche Erbe der Vergangenheit gepflegt? Es war der schönste Gewinn der Freiheitskriege, daß Glaube und Liebe, vordem ermattet, kraftvoll wieder auflebten. Man erkannte die Aufgaben, die Gott der Herr durch die Not der Zeit gestellt. Johannes Falk († 1826) erbaute, wie die Inschrift am Lutherhof in Weimar besagt, „nach den Schlachten von Jena, Lützen und Leipzig durch 200 gerettete Knaben dies Haus dem Herrn zu einem ewigen Dankaltar.“ In den meisten Städten hatten sich Frauenvereine gebildet zur Ausrüstung der Krieger und zur Versorgung der Zurückgebliebenen. Auch als das größte Elend geschwunden war, blieb man bei der lieb gewordenen Liebesarbeit: Kranken-, Wöchnerinnen-, Armenvereine entstanden; die Heidenmission, bisher nur von etlichen Stillen im Lande gepflegt, wurde als Aufgabe der Gemeinde erkannt; am Schwedenstein bei Lützen gründete 1832 der Leipziger Superintendent Großmann den Gustav Adolfverein „zur Unterstützung bedrängter Glaubensgenossen, sei es in der Fremde, sei es auch auf deutschem Boden.“ Als es schien, daß die Anregungen der Erweckungszeit wieder unkräftig wurden, rief J. H. Wichern 1848 in Wittenberg an den Gräbern der Reformatoren, der in ihren Grundfesten erbebenden Kirche, die Aufforderung zu: „Eins ist not! daß die Gesamtheit anerkenne: die Arbeit der Innern Mission ist mein. Die rettende Liebe muß in der Kirche als die helle Gottesfackel flammen, die kundmacht, daß Christus eine Gestalt in seinem Volk gewonnen hat.“ Da Gottes Pflugschar so tiefe Furchen in den Herzen gezogen, fand sein Wort eine bereite Statt. Ein goldenes Netz heiliger Liebe überzieht seitdem unsere Landschaft. Wahrlich nicht unwert scheinen die Enkel der Väter. —

Aber wie ein heißer ausdörrender Wind ist der Materialismus auch über unsere gesegneten Gefilde dahin gefahren, viele Seelen erstickend, lähmend, verderbend. So manche Gotteshäuser stehen verlassen, die gottesdienstlichen Handlungen haben an der allgemeinen Teilnahme verloren, Zweifelsucht und Gleichgültigkeit haben aus vielen Häusern den Geist der Andacht und des Gebetes vertrieben; gemeine Genußsucht streckt ihre Krallen aus nach Sittlichkeit und Ehe, und die Selbstsucht rüttelt wie am Glauben so an der Vaterlandsliebe. Schroffer und bewußter

denn je stehen die Gegner des Christentums auf dem Plan. Aber klarer, deutlicher und kräftiger empfindet auch die Kirche ihre Aufgabe in der Welt. —

Gott ist getreu. Der ist es, der noch heute jedwedem finsternen Strom zu gebieten weiß: „bis hieher und nicht weiter, hier sollen sich legen deine stolzen Wellen,“ und in Seinem Rat ist bereits festgesetzt, wann Sein Arm sich ausstrecken und mächtig erweisen wird. Wie Er das tun wird, — ob Er uns wieder einmal einen Mann, ähnlich wie Luther, sendet, oder ob Er uns abermals durch Zeiten gehen läßt, wie ach so oft in den vergangenen Tagen, durch Zeiten einer ungeheuren gemeinsamen Not — wir wissen es nicht. Aber das fühlen wir: ernste Tage bereiten sich vor für unser gesamtes Volk. Wer weiß, wie bald es Proben, schwere Proben seiner Lebenskraft zu bestehen hat. Um so eindringlicher der Mahnruf aus Deutschlands Mitte: „Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark!“ Nur daß wir Treue halten und uns bewähren in unserem persönlichen Christentum, ein jeder an seinem Teil! Denn, ob es sich um unsre Kirche, ob es sich um unser Volk handelt, brauchen wir nicht zu verzagen, sondern auch durch finstere Zeiten hindurch fest vertrauen: „Es streit's für uns der rechte Mann, den Gott hat selbst erkoren: das Feld muß Er behalten!“



Westfalen und Wuppertal zwei alte Heimstätten des Evangeliums

Von Pfarrer Wilh. Busch.

Westfalen.

Lachende, gesegnete Fluren, in denen zum Teil noch der Landmann seine Furchen zieht, in denen aber auch mancherorts die unaufhaltsam vordringende Industrie den Bauersmann verdrängt, hochragende Bergeshöhen, verschwiegene Flußtäler und schöne Flußläufe, sonniges Hügelland, mächtig aufblühende, gewaltige städtische Gemeinwesen, — das ist das Gesicht des Landesteiles, den wir unter dem Namen der preußischen Provinz Westfalen zusammenfassen, des Landes, das der Westfale mit Stolz und Hochgefühl sein Heimatland nennt. Man kann die jetzige Provinz Westfalen in drei Teile teilen, die einen ziemlich einheitlichen Charakter tragen. Da ist das Land zwischen Ruhr und Lippe von der Gegend von Bochum bis zur Gegend von Soest mit dem nordwestlichen Teil des Sauerlandes, die Grafschaft Mark. Zum Herzogtum Westfalen rechnen wir das Land rechts von der Ruhr zwischen ihr und ihrem Zufluß Möhne und südlich von der Ruhr das Bergland an der oberen Ruhr und Lenne. Die Grafschaft Ravensberg umfaßt das Land zwischen dem Fürstentum Lippe und dem von Norden her in die Provinz Westfalen eindringenden Teil der Provinz Hannover. Es würde viel zu weit führen, wollten wir von alter Zeit her erzählen, welche Schicksale diese Lande

durchgemacht haben, bis sie in der preußischen Provinz Westfalen zusammengefaßt wurden.

Daß es ein kräftiger, gesunder Menschenschlag ist mit zäher Tatkraft und festem Willen und persönlichem Selbstständigkeitsbedürfnis, der hier wohnt, das hat die Geschichte des Landes bis in unsere Tage hinein bewiesen; das beweist auch die gewaltige, unvergleichliche industrielle Entwicklung des Landes. Es gibt kaum einen Zweig der Industrie, der nicht seine Pflege fände in diesen Landen. Vorwiegend sind es der Bergbau mit Kohlen- oder Erzgewinnung, Eisen- und Stahlindustrie, Leinwandfabrikation und Leinwandweberei, die in den verschiedenen Landesteilen betrieben werden. Unsere Aufgabe ist's nur, aus den Taten, die Gott in diesen Landen getan hat durch sein Evangelium, einiges zu erzählen.

Zuerst soll uns unser Weg führen in die alte Bischofsstadt Paderborn, die noch heute der Hort katholischen Glaubens in westfälischen Landen ist. Es ist das Jahr 777. In Paderborn tagt ein Reichstag, eine gar ernste Versammlung, über der dumpfe Gewitterschwüle lagerte. Warum? Karl der Große lag in hartem Kampfe mit den Sachsen. Nachdem Bonifatius, der große Missionar und Organisator, manchmal den Wunsch ausgesprochen hatte, auch den Sachsen das Evangelium zu bringen, nachdem er auch das Kloster Fulda hart an der Grenze des Sachsenlandes errichtet hatte als Stützpunkt für einen Evangelisationsfeldzug im Sachsenland, entschloß sich Karl der Große, mit dem Schwert in der Faust die Sachsen zu unterjochen. Das schien ihm eine politische Notwendigkeit. Weil aber eine gründliche Unterwerfung des Sachsenvolkes nur möglich war, wenn es sich auch dem Christentum unterwarf, so kam mit dem fränkischen Kriegsmann auch der christliche Priester. Trotz eifriger Gegenvorstellungen seines Freundes Alkuin gegen diese gewaltsame Christianisierung, die wir gewiß von unserem Standpunkt aus verwerfen, ließ Karl von seinem Vorhaben nicht ab, und es entbrannte ein furchtbares, 33 Jahre dauerndes Ringen (772—804). Gleich beim ersten Zuge der Franken wurde die Sachsenfeste Eresburg im Sturme genommen, und das alte Nationalheiligtum, die Irmensäule, zerstört. Aber kaum hatten die fränkischen Heere das Land wieder verlassen, so zerstörten die Sachsen alle christlichen Kirchen und Kapellen und lehnten sich gegen das verhaßte fränkische Joch auf. Da mußten sie eben auf jenem Reichstage zu Paderborn mit einem

schweren Eide beschwören, daß sie bei neuem Aufstande Leib und Leben verwirkt haben wollten. Aber der gewaltige Sachsenherzog Widukind, an den übrigens heute noch ein Berg mit dem Namen Widukindsberg erinnert, war auf dem Reichstage in Paderborn nicht zugegen und verursachte bald nachher einen neuen furchtbaren Aufruhr. Das fränkische Heer wurde am Berge Suntal geschlagen, die christlichen Priester wurden ermordet, und alle christlichen Kirchen zerstört. Karls Rache war schwer: 4500 Sachsen wurden an einem Tage zu Verden enthauptet. Nach neuer Empörung war wieder ein Reichstag zu Paderborn, auf dem festgesetzt wurde, daß die geringste Widerseßlichkeit gegen die Kirche mit dem Tode bestraft werden solle. Widukind und seine Genossen gaben bald nachher den Widerstand auf und ließen sich taufen. Aber trotzdem hörten die Aufstände nicht auf; erst als Karl im Jahre 804 zehntausend sächsische Familien aus Haus und Hof vertrieben hatte, gab es Ruhe im Lande. Merkwürdig ist es, daß auf diesem von Blut getränkten Boden in verhältnismäßig kurzer Zeit ein ganz besonders inniges, frisches Christenleben sich entfaltete. Zeugnis davon gibt das bekannte Volksepos, der „Heliand“.

Im Mittelalter standen die westfälischen Lande unter der Macht und dem geistigen Einfluß des Erzbistums Köln. In Köln hatten einst die Führer der Scholastik, Albertus Magnus und Thomas von Aquino, als einflußreiche Lehrer gewirkt, und seitdem war Köln der Hort der echt katholischen Wissenschaft; für den Adel von Rheinland und Westfalen war es eine Ehre, dem Domkapitel zu Köln anzugehören. Die rheinisch-westfälischen Lande gehörten zu den treuesten Gauen des römischen Katholizismus. Trotzdem fanden sich schon frühzeitig im Mittelalter starke Einflüsse, welche der Reformation in Westfalen die Wege bereiteten. Wir nennen die Zuwanderung waldensischer Leute, die Entstehung der Männer- und Frauengesellschaften, die unter dem Namen von Begharden und Beghinen bekannt waren und ein dem Umgang mit Gott geweihtes Gemeinschaftsleben erstrebten, die Einflüsse der deutschen Mystiker und der Brüder des gemeinsamen Lebens, von denen für Westfalen wohl vor anderen nur Johann Wessel und Thomas von Kempen in Betracht kommen. Es kam auch für das Westfalenland die Stunde, in welcher der frische Hauch der Reformation ganze Volkskreise erfaßte und

der neuen Lehre in den Herzen Bahn machte. Es wäre nun überaus reizvoll, einen Gang durch die westfälischen Städte zu machen und überall zu sehen, wie das Evangelium sich unter gar mannigfachen Kämpfen durchsetzte. Wir müssen uns darauf beschränken, das eine oder andere Bild herauszugreifen.

Wir begeben uns zunächst in die alte, gute Stadt Lippstadt. Im Jahre 1524 kehrten zwei junge Augustinermönche, Westermann und Koiten, die drei Jahre in Wittenberg Theologie studiert hatten, nach Lippstadt zurück, voll von den Eindrücken, welche sie zu Luthers Füßen empfangen hatten. Als bald fingen sie an zu predigen von dem einen, was den Menschen selig macht, und im Volk schlug ihre Predigt durch. Westermann veröffentlichte vier Jahre vor Luther (1525) einen Katechismus, der Luthers Lehre weithin bekannt machte. Nun konnte Köln nicht ruhig zusehen. Ein Dominikaner kam nach Lippstadt und versuchte zuerst die keßerischen Prediger eines Besseren zu belehren. Sie hielten ihm aber stand mit guten Schriftgründen. Da wandte er sich an die Bürgerschaft, verdammt die Lehre der beiden Augustiner als lutherische Kezerei und ließ auch 21 Artikel gegen diese Kezer drucken und verbreiten. Allein sein ganzes Auftreten erreichte nur das Gegenteil von dem, was er gewollt. Die Bewegung schritt weiter fort, auch Klöster, sogar das Dominikanerkloster wurden davon ergriffen. Das Volk brach in seiner Mehrzahl mit dem Papismus und die Zahl der evangelischen Prediger wurde bald um zwei vermehrt.

Als allerdings Lippstadt daran ging, dem ganzen Kirchenwesen neue, evangelische Ordnungen zu geben, da legten sich verschiedene Gegner, vor allem Herzog Johann von Cleve, ins Mittel, um die Wiederherstellung der katholischen Ordnungen zu erzwingen. Die Bürger Lippstadts blieben fest. Als sie aber anfangen, den städtischen Rat von allen Anhängern des Papismus zu säubern, da kam es so weit, daß der Herzog durch Abschneidung aller Zufuhr die Stadt zwang, sich ihm auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Eine Reihe von angesehenen Bürgern, darunter auch die evangelischen Prediger, wurden verbannt, einzelne Geldstrafen wurden auferlegt, aber dennoch brachten es die Bürger bei den nachfolgenden Verhandlungen fertig, das evangelische Kirchenwesen zu retten und zu sichern. Lippstadt blieb eine vorwiegend evangelische Stadt.

Noch ein anderes Bild sei in Umrissen gezeichnet. Soest, die stark bevölkerte, mächtige Stadt, hatte damals eine ganz andere Bedeutung als heute. Ihre Flagge mit dem Schlüssel im roten Felde war überall, auch auf dem Meere, wohl bekannt. Die zahlreiche Geistlichkeit in Soest rekrutierte sich aus den reichsten Bürgerfamilien. Die Geistlichkeit und der Rat der Stadt hatten eng verbundene Interessengemeinschaft; die Geistlichkeit beherrschte die Stadt und hatte eine ganze Reihe von Vorrechten, welche von dem Volke als lästig empfunden wurden. Die Reformation ließ sich trotz diesen mächtigen Gegnern nicht von Soest fernhalten. Kaufleute brachten von ihren Reisen eingehende Kunde von der Kirchenverbesserung mit; Luthers Freunde, Spalatin und Myconius, hielten sich eine Zeitlang in der Stadt auf und fanden Anhänger für die neuen Gedanken. Da begannen mit einem Male die Schüler der Kurrende die schönen deutschen Lutherlieder vor den Häusern zu singen, und bald wurden sie in den Häusern auch gesungen. Die Bewegung ging weiter; bald traten einige Prediger in evangelischem Sinne auf. Der Rat versuchte durch berühmte katholische Prediger eine Gegenarbeit; aber alles war vergeblich; am 22. Dezember 1531 mußte der Rat dem Drängen der Bürgerschaft auf Freiheit der Religionsübung nachgeben; am Weihnachtsfest sang man in den Kirchen fröhlich deutsche Weihnachtslieder, und darauf erfolgte, allerdings unter mancherlei Kämpfen, die Neuordnung des Kirchenwesens, zu deren Durchführung Dr. de Brune von Luther als Superintendent nach Soest gesandt wurde. Derselbe wäre nicht zum Ziele gekommen, wenn nicht ein kleines Ereignis die Sache gewaltsam gefördert hätte. Als am Sonntag Lätare des Jahres 1533 der Superintendent an seiner Kanzel Rad und Galgen angemalt fand und auf der Kanzel ein Säckchen, ein faules Ei, zwei Steine und einen Feuerbrand enthaltend, da klagte er laut über den Hohn, den die päpstlich Gesinnten dem Evangelium antäten. Das war das Signal, daß die Versammelten das Gotteshaus verließen, sich in Wehr und Waffen unter dem Klang der Sturmglocke zusammenrotteten und vor den Rat zogen. Jetzt zog der Rat vor, dem Drucke nachzugeben, und in rascher Folge wurde die evangelische Kirchenordnung eingeführt; die päpstlich gebliebene Geistlichkeit verließ die Stadt. Soest war für das Evangelium erobert. Auch hier war es also das Volk, aus dessen

Mitte heraus der Ruf nach Erneuerung der Kirche kam, und durch das diese Erneuerung durchgeführt wurde.

Wir wandern weiter nach Münster, der Hauptstadt der jetzigen Provinz Westfalen. Nicht von der Gründung der evangelischen Gemeinde in Münster, die auch unter mancherlei Kampf geschah, sondern von einer Katastrophe wollen wir berichten, welche der Sache der Reformation unsäglichen Schaden gebracht hat. Einer der ersten Verkündiger des lautereren Evangeliums war ganz in den Bann des wiedertäuferischen Geistes geraten, wie er damals durch die Lande ging. So fanden die Wiedertäufer im Januar 1534 bei ihrem Einbruch in Münster wohl vorbereiteten Boden. Es bildete sich eine große Gemeinde von „Gläubigen“. Sie wollten aller Lust der Welt entsagen, sich untereinander wie Brüder und Schwestern lieben, auf allen Überfluß zugunsten der Armen verzichten, keinen Schmuck tragen, keinen Zins nehmen. Die Gemeinschaft der Ungläubigen, d. h. aller Andersdenkenden mieden sie. In Versammlungen, zu denen nur Gläubige Zutritt erhielten, wurde gepredigt und des Herrn Mahl gehalten. Zuerst enthielten sie sich aller Gewalttätigkeiten und wollten sich in Geduld die Leiden, welche der Ankunft des Herrn und der Offenbarung seiner Herrlichkeit vorangehen mußten, gefallen lassen. Dies wurde aber bald anders. Auf einmal kam die Botschaft, die Gläubigen müßten zu ihrem Schutze, aber auch zur Vernichtung der Gottlosen die Waffen ergreifen. Sie taten das, bemächtigten sich der Stadt, und nun begann in der Stadt jenes scheußliche Treiben, das die Gottesherrschaft in einem widerlichen Zerrbilde darstellte. Alle nüchternen, wohlgesinnten Leute verließen trauernd die Stadt. Die Wiedertäufer, welche an andern Orten, namentlich in Holland verfolgt wurden, strömten in hellen Haufen nach Münster, dem neuen Zion. Vielweiberei, Völlerei, die tollsten Greuel wurden eingeführt unter dem Deckmantel ungesunder, chiliastischer Schwärmerei; wer nicht mittat und sich widersetzte, wurde einfach getötet. Der Bischof aber, der Münster wieder unter seinen Krummstab bringen wollte, belagerte die Stadt, nahm sie ein, hielt fürchtbares Gericht über die Schwarmgeister und — stellte die katholische Kirche wieder her. Heute ist Münster mit den umgebenden Landesteilen eine Hauptburg der römischen Kirche.

Erwähnt sei auch, daß in Münster zuerst die Friedens-

glocken erklangen nach dem furchtbaren Dreißigjährigen Kriege.

In die neuere Zeit führt uns unser Weg. Es würde eine große Geschichte sein, die zu erzählen wäre, wenn wir berichten wollten von der großartigen Entfaltung der evangelischen Gemeinden, von der intensiven Anstrengung der Kirche, ihrer Aufgaben Herr zu werden, von viel stiller, treuer Liebesarbeit, von heißem, unablässigem Kampf gegen den Unglauben und den Abfall, der natürlich auch sich immer mehr breit zu machen beginnt. Wir wollen aber nur in groben Umrissen zwei Bilder aus der Erweckungsbewegung des vorigen Jahrhunderts zeichnen, die uns wiederum zeigen, was westfälische Eigenart und Fähigkeit auszurichten vermag, wenn sie ergriffen und geheiligt wird vom Geiste Gottes.

Das Siegerland ist landschaftlich ein schönes Land. Allerdings wären seine Berge noch viel schöner, wenn sie nicht fast nur mit Schälwaldungen bepflanzt wären, die immer wieder abgehauen und zu Gerbereizwecken verwandt werden. Aber schön sind sie doch, diese reizenden Bergkuppen und in den Tälern die Ortschaften, die Häuser in ihrer schlichten, einfachen Bauart, überall überragt von den Schloten der Gruben und der großen Industriewerke. Schöner aber noch und herrlicher ist das, was der Herr im Siegerlande gegen Mitte des 19. Jahrhunderts hat ausrichten können durch das Wirken seines Geistes.

Es war im Anfang des 18. Jahrhunderts. Da ging über die reformierten Bewohner des Siegerlandes eine schwere Verfolgung um ihres Glaubens willen. Viele von ihnen flüchteten sich in die Grafschaft Wittgenstein und konnten dort frei ihres Glaubens leben. Von da aus gingen dann später wieder Lebensinflüsse ins Siegerland hinein, so daß sich dort bald eine ganze Reihe von kleinen gläubigen Kreisen sammelte. Großen Einfluß hatte in diesen Kreisen der durch seine Schriften weithin berühmte Jung-Stilling. Befruchtet waren diese Gemeinschaften stark durch die Tersteegensche Mystik. Die eigentliche Erweckung im Siegerland begann aber erst gegen 1830, und zwar gingen die Anregungen dazu vom Wuppertal aus. Dort wirkte in jenen Tagen der gottbegnadete Prediger Gottfried Daniel Krummacher. Unter seiner Kanzel saßen viele Siegerländer, die ins Wuppertal zur Arbeit gezogen waren, unter ihnen auch Tillmann Siebel, der

Begründer der Gemeinschaft in Freudenberg, das heute noch ein Mittelpunkt des Siegerländer Gemeinschaftslebens ist. Viele von jenen jungen Leuten bekehrten sich und wurden Lebens- und Lichtträger für ihre Heimat. Es bildete sich der „Verein für Reisepredigt“, der die Leitung der Gemeinschaften hin und her im Lande in die Hand nahm. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, alle die kraftvollen, markigen Persönlichkeiten zu schildern, die auf jenem Boden erwachsen, so reizvoll das auch wäre. Durch mancherlei Schwierigkeiten gingen die Gemeinschaften hindurch; sie hatten Kämpfe nach der freikirchlichen Seite hin; fast alle Freikirchen haben auch im Siegerlande ihre Anhänger. Es war nicht leicht für sie, die rechte Stellung zur offiziellen Kirche zu finden, und noch heute gehört von beiden Seiten ein großes Maß von Weisheit und Selbstverleugnung dazu, um ein erspriechliches Zusammenarbeiten zu erzielen. Namentlich ist heute noch die separate Abendmahlsfeier der Gemeinschaften eine heiß umstrittene Sache. Aber das darf zur Ehre Gottes gesagt werden, daß es doch etwas Großes ist, wenn in einem gewaltigen Industriebezirk die Arbeiter selbst Träger einer großen, christlichen Bewegung sind, die im Vordergrund der Öffentlichkeit steht. Wenn die glaubenslose Sozialdemokratie unter den Industriearbeitern im Siegerland nicht in derselben Weise, wie in anderen Gegenden, verödet und zersetzend hat wirken können, so ist das vor allem ein Verdienst der Gemeinschaftsbewegung, die aus den verschiedenen Erweckungen, wie sie das Siegerland durchzogen haben, herausgewachsen ist als bleibende Frucht. Es ist eine Lust, wenn man in den Gemeinschaften die Zahl der Männer sieht, welche die Zahl der Frauen überwiegt.

Während diese Bewegung in vielen Stücken den ausgeprägten reformierten Typus der evangelischen Lehre aufweist, hat in einem anderen Teile des Westfalenlandes, in dem Ravensberger Lande, eine große Bewegung auf lutherischem Boden herrliche Früchte geschaffen. Es muß eine wunderbare Frühlingszeit gewesen sein, als nach langer, trostloser, rationalistischer Dürre Männer wie Weihe, Volkering, Rauschenbusch und andere das Evangelium mit Bezeugung des Geistes und der Kraft verkündigten, als die Posaunenchöre — wer konnte nicht den Namen Kuhlo — mit Macht das Evangelium in die Herzen und Häuser mit ehernem Klange hineinbringen. Da erstanden diese ehrwürdigen

Gestalten aus dem Volk, die vielen aus der Geschichte der Bodenschwinghschen Anstalten bekannt geworden sind: Reginchen, die treue Beterin, der blinde Hermann, Schlüter, Baumann und viele andere. Das Feuer der Erweckung ging von Ort zu Ort, von Hof zu Hof, und ein mächtiges, kirchliches Leben erwachte. Zeugen davon sind die herrlichen Feste, die heute noch dort gefeiert werden, das lebendige, durch besonders große Gaben betätigte Missionsinteresse, das Gütersloher Gymnasium, das stiftungsgemäß nur mit positiv-gläubigen Lehrern besetzt werden darf, eine ganze Reihe von Anstalten und Einrichtungen der Inneren Mission, eine ganze Reihe von kräftigen Persönlichkeiten, die vielen zum Segen geworden sind.

Auf diesem Boden konnte ein Bodenschwingh gedeihen mit seinen Plänen und seiner Arbeitskraft. Es war am 4. Juni 1867; da zog auf Grund eines Beschlusses des Rheinisch-Westfälischen Ausschusses für Innere Mission in ein kleines Bauernhaus am Fuß der Sparrenburg bei Bielefeld Hausvater Unföld ein, um eine Anstalt für Epileptische einzurichten. Im Oktober kamen die ersten vier Epileptischen. Das war der Anfang zu dem jetzt ins Große gewachsenen Baum der Anstalten Bethel. Gott hatte sich für diese Anstalt schon den rechten Mann bereitet, den Pastor Friedrich von Bodenschwingh. Der war zuerst, nachdem er den Bergmannsberuf aufgegeben hatte, Student der Naturwissenschaften und Philosophie, dann Landwirt geworden. Von da berief ihn der Herr zum Studium der Theologie. Er wollte in die Mission, kam aber statt dessen nach Paris und wurde ein Freund der armen deutschen Straßenkehrer und der Gründer der Hügelgemeinde. Im Jahre 1864 kam er als Pastor nach Dellwig bei Unna und machte den Feldzug von 1866 als Feldprediger mit. Dieser Mann zog am 25. Januar 1872 in Bethel ein und wurde ein wunderbar gesegnetes Werkzeug Gottes. Wer heute von Bielefeld nach dem Dorort Gadderbaum hinauswandert, der sieht mit Staunen die ungefähr 150 Anstaltsgebäude und hört mit Bewunderung, wie hier ein Riesenkampf gegen das mannigfache Elend der Welt geführt wird unter der Fahne Jesu Christi, unseres Herrn. Die um die Zionskirche sich lagernde Gemeinde umfaßt die eigentliche Anstalt Bethel, das Mutterhaus Sarepta mit über 1200 Schwestern und das Bruderhaus Nazareth mit über 400 Diakonen. Die Arbeiterkolonie Wilhelmsdorf will die Not der „Brüder von

der Landstraße“ bekämpfen. Im Anschluß daran wurde der Herbergsverein gegründet und die Errichtung von Wanderarbeitsstätten angestrebt, im Wietingsmoor in Hannover die Kolonie Freistatt für Arbeitslose, Haltlose und Fürsorgezöglinge gegründet, ebenso bei Berlin die Kolonie Hoffnungstal mit Lobetal und Gnadental. Für Trinker wurden das Pensionat Eichhof und die Trinkerheilstätte Friedrichshütte eröffnet. Zur Bekämpfung der Wohnungsnot rief Bodelschwingh den Verein „Arbeiterheim“ ins Leben und baute in Bielefeld über 200 Eigenwohnungen, vertrat auch im Abgeordnetenhaus alle Bestrebungen, welche irgend dazu dienen konnten, das christliche Familienleben zu heben. Der Not der Kirche wollte er mit seiner Theologenschule Steuern helfen, der Heidenmission dienen dadurch, daß er Bethel zum Sitz der Evangelischen Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika machte.

Das Westfalenland ist von alters her ein gesegnetes Land gewesen. Gott erhalte ihm seine Segnungen auch in den schweren Kämpfen der Neuzeit!

Das Wuppertal.

Wer Bilder der beiden Wupperstädte Barmen und Elberfeld aus vergangenen Zeiten, bis fast in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein sieht, der wundert sich über die ganz ungeheure Entwicklung, welche diese beiden Städte im Wuppertal genommen haben. Einst waren sie kleine, freundliche Städtchen, umgeben von einem Kranz grünender Gärten; heute steigen die Straßen bis auf die Höhen der das Tal umgebenden Berge hinauf; das ganze Tal ist angefüllt von einem gewaltigen Häusermeer, die Straßen erfüllt von einer außerordentlich fleißigen, geschäftigen Menge, die fleißiger Erwerbstätigkeit obliegt; beide Städte sind auf dem besten Wege dazu, moderne Großstädte zu werden. Einst und jetzt im Wuppertal! Das ruft gar mancherlei Gedanken wach. Einst stand der Geist des Glaubens im Vordergrund des öffentlichen Lebens; die Wuppertaler Kaufleute zogen nie auf die Messen und Märkte, ohne ihre Bibel und ihr Gesangbuch als Reiselektüre mitzunehmen und waren bekannt durch ihre Bibelfestigkeit. Heute ist dieser Geist des Glaubens vielfach, namentlich aus den leitenden Familien völlig geschwunden. Allerdings hat heute noch das Wuppertal nur positiv gläubige Prediger, aber schon finden ernste Kämpfe statt mit einer stattlichen Minorität von

liberal gerichteten „Freiheitsfreunden“, die auch ihre Anschauung im Gemeindeleben vertreten wissen wollen. Früher war in den ausgedehnten Fabrikbetrieben das Verhältnis des Arbeitgebers zu den Arbeitern auch bestimmt durch den Geist des christlichen Glaubens. Es war durchaus ein Verhältnis des gegenseitigen Vertrauens und der Freundschaft; heute, da die Wupperstädte große Industriestädte geworden sind, durchtoben wirtschaftliche Kämpfe die Städte, und die Sozialdemokratie hat mit allen althergebrachten, patriarchalischen Verhältnissen gründlich aufgeräumt. Einst und jetzt: noch manches ließe sich sagen vom Wechsel der Zeiten; aber es sei genug. Trotz allem sind die beiden Städte stark und kräftig aufstrebende und aufblühende Gemeinwesen geblieben, in denen Gott auch immer noch sein Volk hat, und in denen immer noch ein hervorragendes Maß von Reichgottesarbeit getan wird.

Und nun wollen wir einen kleinen Gang durch die beiden Städte machen und uns nur ein wenig von dem anschauen, was Gott in diesem Tal und durch dieses Tal hat ausrichten können. Wie ist das Evangelium zur Zeit der Reformation in dieses Tal gekommen, in dem die Einwohner zuerst durch Garnbleicherei, dann aber auch durch allerlei andere Industriezweige schon früh zu beträchtlichem Wohlstand gekommen sind? Die ersten Einflüsse der reformatorischen Bewegung sind wohl von Holland, mit dem das Wuppertal in regen Handelsbeziehungen stand, hergekommen. Vorher hatten schon die Mystik und der Humanismus die Herzen für die Wahrheit des Evangeliums empfänglich gemacht. Schon bald nach 1519 hat sich in Elberfeld eine kleine evangelisch gesinnte Gemeinde gebildet. Droben „vor dem Holz“ stand ein einfaches, altes Haus. Das war die Stätte, wo diese kleine Gemeinde ihre heimlichen Zusammenkünfte hatte. Der Landesherr, in dessen Hand damals die Geschicke des Wuppertals lagen, Herzog Johann III., kam aus dem Schwanken der Reformation gegenüber nicht heraus. Er konnte nicht der Führer für die große Bewegung werden. Daher nahm sich das Volk selbst der Sache an, und dieser gesund demokratische Zug ist heute noch spürbar in der bergischen Kirche, die in jenen Tagen ihren Ursprung hat. Ehe in Elberfeld Peter Loh, der „Reformator“ auftrat, hatten schon andere vorgearbeitet: Johannes und Peter Monheim von Klausen bei Unterbarmen und vor allem Adolf Klarenbach, der große Zeuge

des bergischen Landes, der im Jahre 1529 in Köln seinen evangelischen Glauben durch den Märtyrertod auf dem Scheiterhaufen besiegelte. Im Jahre 1552 wurde Peter Loh, der Sohn einer angesehenen, reichen Elberfelder Familie, als Kaplan an die Laurentiuskirche in Elberfeld berufen, der sich, anfänglich auf lutherischem Boden stehend, mit Eifer daran machte, der evangelischen Lehre im Wuppertal Eingang zu verschaffen. Als er aber schließlich in einem Privathause das Abendmahl unter beiderlei Gestalt austeilte, wurde er der Wiedertäuferei, die damals scharf verfolgt wurde, beschuldigt und mußte aus Elberfeld fliehen. In Benenburg fand er Zuflucht; von dort schickte ihn Graf Franz II. von Waldeck nach Mengerlinghausen im Waldeckischen als Kaplan. Sein Herz zog ihn aber bald wieder nach Elberfeld; er kehrte dorthin zurück, wurde aber sogleich verhaftet und eingekerkert. Aus dieser Haft entkam er; nach mancherlei Widerwärtigkeiten und Trübsalen konnte er erst im Jahre 1566 zu dauernder Wirksamkeit nach Elberfeld zurückkehren. Unter dessen hatte er sich selbst der reformierten Richtung zugewandt und führte auch die Elberfelder Gemeinde ohne Rumor zum reformierten Bekenntnis hinüber. Im Jahre 1581 entschlief Loh im Frieden seines Gottes als ein Mann, von dem unvergängliche Lebenswirkungen im Wuppertal ausgegangen waren.

Es kann nun nicht unsere Aufgabe sein, eingehend darzulegen, wie im Wuppertal das bunte Bild von den verschiedensten Gemeinden unter mancherlei Kämpfen entstanden ist. Zur Charakteristik dieser vielen kirchlichen Gemeinden, neben denen übrigens auch eine erkleckliche Zahl von kleineren neben- und außerkirchlichen Gemeinschaften heranwuchsen, sei nur das eine gesagt, daß sie, wie die ganze evangelische Bewegung aus dem Volke hervorwuchs, immer bis auf den heutigen Tag den presbyterialen Charakter streng gewahrt haben. Neben den prächtigen, bedeutenden Zeugen der Wahrheit, die im Wuppertal als Pastoren auf den Kanzeln standen, begegnen uns in der Geschichte des Tales eine ganze Menge von charakteristischen Gestalten, Männern und Frauen, welche das Heil in Christo kräftig ergriffen hatten, es in persönlicher Eigenart in sich auswirken ließen und dann in großer Energie mitarbeiteten in der Arbeit der Gemeinden und in den mancherlei Reichgotteswerken, die im Wuppertal immer Mithelfer, Geber und Mitbeter suchten und fanden. Eine Blütezeit des

Wuppertals war um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Ein Gottfried Daniel Krummacher, Wever, Kohlbrügge, Döring, Sander, Jaspis, Feldner, später Rinck, Barner und andere bezeugten das Evangelium mit großer Kraft. Da ging des Geistes Wehen mächtig durch das Tal. Das Wuppertal bekam eine große Anziehungskraft für alle, welche Liebe zum Reiche Gottes hatten. Während die Welt dies „Muckertal“ verspottete, erwuchs dort ein blühendes, geistliches, kirchliches Leben. Große Versammlungen, Kirchentage, später die Festwoche wirkten befruchtend weit hinaus. Ein Eifer ganz besonderer Art für die Arbeit im Reiche Gottes erwachte. Wo Notstände offenbar wurden, da legte man Hand an und suchte zu helfen, immer mit dem Blick auf das eine Ziel, den Seelen die rettende Gnade des Heilandes nahe zu bringen. Wohl gab es manche Kämpfe und Bewegungen geistiger Art, aber es war eine Siegeszeit des Evangeliums.

Nur die hauptsächlichsten Werke, in denen das Wuppertal vorbildlich geblieben ist, wollen wir hier kennzeichnen. Die Jugendpflege, die heute von so vielen Seiten energisch gefordert wird, wurde damals im Wuppertal in Angriff genommen. Der erste Jünglingsverein nahm seinen Anfang in der Studierstube des gesegneten Pastors Döring, der eine Anzahl von jungen Leuten um sich sammelte zu gemeinsamer Betrachtung von Gottes Wort und zum Gebet. Es sind von Gott gesegnete, kraftvolle Persönlichkeiten gewesen, die aus jenen Kreisen hervorgegangen und unter ihnen gearbeitet haben. Wir nennen außer den Pastoren Döring und Krummacher Männer wie Anton Haasen, Daniel Hermann u. a. Heute ist aus jenen kleinen Anfängen ein großer, blühender Kranz von Jugendvereinigungen erwachsen, welche in Barmen und Elberfeld die Sache der christlichen Jugendpflege kraftvoll vertreten. Auch nach außen hin ist das Wuppertal der Stützpunkt der Jugendbestrebungen geworden, welche sich klar und entschieden auf das alte Evangelium von Jesu Christo stellen. In Barmen steht in einer stillen, abgelegenen Straße das Haus, in welchem die Leitung des Westdeutschen Jünglingsbundes ihren Sitz hat, des Bundes, der wohl unter den deutschen Jünglingsbündnissen am machtvollsten sich entfaltet hat, und der neben der altgewohnten Jungmännerarbeit vor allem unter den Soldaten wirkt durch Errichtung von Soldatenheimen und durch Verkündigung des Evangeliums und Seelsorge unter den jungen Vater-

landsverteidigern in freundlichem Einvernehmen mit den Militärbehörden und dem geordneten geistlichen Amt.

In Barmen steht auch das Missionshaus, in welchem die sich immer mehr ausdehnende Rheinische Missionsgesellschaft ihre Sendboten ausbildet. Es ist eine wunderbare Geschichte, die Geschichte der Rheinischen Mission. Es war im Jahre 1799, da sammelten sich im Hause des alten Johannes Ball in Elberfeld neun Männer, die ein besonders brennendes Herz für die Sache des Reiches Gottes hatten. Sie wollten sich miteinander erfreuen an den Siegen des Evangeliums in der Heidenwelt, wollten miteinander beten für die Ausbreitung des Reiches Gottes und wollten die eben damals aufkommende Sache der Heidenmission mit ihren Gaben unterstützen. Später verband sich dieser Elberfelder Kreis mit der im Jahre 1818 gegründeten Barmer Missionsgesellschaft; noch einige andere Missionskreise in auswärtigen Städten reichten hilfreich ihre Hand, und es entstand die Rheinische Missionsgesellschaft, die heute ein gewaltiges Werk geworden ist. Von Barmen aus ziehen die Friedensboten in drei ferne Erdteile, und es ist allemal eine erhebende Stunde von ökumenischer Weite, wenn in der Festwoche die heimgekehrten Missionare die Missionsgemeinde teilnehmen lassen an ihren Siegen und an ihren Enttäuschungen, wenn sie berichten von den Hereros, den Namas und den Ovamboleuten, wenn sie die Leute im Geiste hinführen nach Sumatra, nach Borneo, oder dem kleinen Nias, einem besonders gesegneten Erntefeld, oder wenn sie die wunderbaren Fortschritte erzählen, wie sie Gott nach langem Harren in dem alten Kulturland China oder unter den wilden Papuas jetzt gibt. Es ist ein gutes Zeichen für das christliche Leben im Wuppertal, daß die Liebe zur Heidenmission heute noch in vielen Herzen eine Stätte hat.

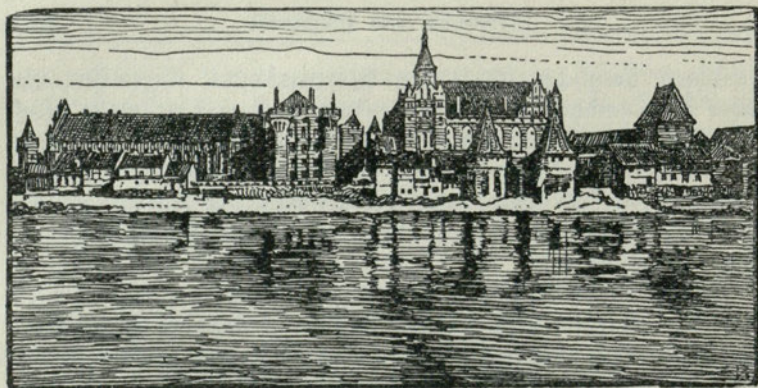
In derselben Zeit, in welcher in Elberfeld die Missionsgesellschaft entstand, erwuchs in der Stille eine Arbeit, die allerdings nicht in derselben imposanten Weise sich ausgedehnt hat, aber die doch auch in der neuesten Zeit noch ihre große Bedeutung hat: wir meinen das Werk der Bibelgesellschaft. Dieselben Männer, welche das Interesse für Heidenmission pflegten, faßten im Anfange des 19. Jahrhunderts den Entschluß, jedes Jahr eine Anzahl Bibeln an arme Konfirmanden zu verteilen. Im Jahre 1814 wurde durch eine Anzahl ehrenfester Bürger von Barmen

und Elberfeld mit Unterstützung der großen Britischen Bibelgesellschaft die Bergische Bibelgesellschaft begründet. Sie hat ihr Heim in dem bescheidenen alten Hause, das in Elberfeld gegenüber der Hauptpost an der Morianstraße liegt. Dem alten Hause sieht es kein Mensch an, welcher eine Fülle von Segen von ihm ausgeht. In den letzten 25 Jahren hat die Bergische Bibelgesellschaft gegen 2 $\frac{1}{2}$ Millionen Bibeln und Bibelteile verbreitet.

Es sei genug. Es wäre noch viel zu sagen von mancher Arbeit, der Wuppertaler Traktatgesellschaft in Barmen, der Elberfeld-Barmer Gefängnisgesellschaft, dem Zufluchts Hause in Elberfeld, der Evangelischen Gesellschaft für Deutschland, welche mit ihren ungefähr 70 Laienbrüdern durch Stadtmission, Gemeinschaftsammlung und Kolportage an manchen Orten gesegnete Arbeit tut, den Ortsgruppen des Evangelischen Bundes, des Gustav-Adolf-Vereins und neuerdings der Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums, den evangelischen Arbeitervereinen, dem Netz von Vereinen unter dem weiblichen Geschlecht und vielem anderen, aber der Raum fehlt uns. Nur ein Beispiel soll noch erzählt werden, an dem uns klar werden soll, wie man im Wuppertal von alters her gewohnt ist, frisch und energisch den Weg der Selbsthilfe unter Gottes Beistand zu ergreifen, wenn irgendein Notstand drückend wird, zugleich ein Zeugnis dafür, daß dies von so vielen als „muckerisch“ verschriene Christentum im Wuppertal doch unter Umständen neben manchen merkwürdigen, vielleicht auch unnüchternen Erscheinungen auch gar köstliche Früchte gezeitigt hat. Es war im Jahre 1859. Durch die Straßen des Wuppertales ging ein furchtbarer Gast, die Cholera. Bei dem großen Sterben und dem unsäglichen Elend war viel Gelegenheit zu dienender Liebe gegeben, und es fanden sich viele, unter ihnen auch die nachmals so bekannt gewordene „Tante Hanna,“ welche in freiwilligem Dienst unter den Kranken und Sterbenden arbeitete. Als die grausige Krankheit vorübergezogen war, da war mancher Vater und manche Mutter ins Grab gelegt worden, viele arme Kinder trieben sich in den Straßen unbeaufsichtigt umher und drohten der Verwahrlosung zu verfallen. Dieser Notstand wurde auch in der lutherischen Gemeinde in Elberfeld drückend empfunden. Ihn zu beseitigen schloß sich ein großer Kreis in der Gemeinde zusammen, und es dauerte gar nicht lange, da wurde draußen auf der schönen Höhe „vor dem Holz“ in einem

schlichten, bergischen Hause eine Rettungsanstalt eingerichtet, die aber bald nachher in einen prächtigen Neubau übersiedelte. Auf ähnliche Weise sind im Wuppertal eine ganze Reihe von christlichen Unternehmungen gegen allerlei Notstände entstanden, und auch diejenigen, welche von draußen her kommen, um Hilfe für irgendeine Not zu suchen, finden im Wuppertal immer noch offene Herzen und offene Türen.

Wir müssen Abschied nehmen von dem schönen Tal. Droben auf der „Hardt“, dem mit herrlichen Anlagen bedeckten Bergkopf, von dem man das ganze Tal überschaut, steht unter hohen Bäumen ein Denkmal des Suitbertus, des ersten Missionars, der in jener Gegend auch gewirkt haben soll, und erinnert an die alten Zeiten, da das Evangelium zuerst seinen Einzug in das damals so stille, abgelegene Tal hielt. Die Zeiten sind anders geworden; die beiden Industriestädte Barmen und Elberfeld zeugen von einer gewaltigen Entwicklung. Tausend widerstreitende Interessen halten die Herzen in Unruhe; harte Kämpfe auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiet durchtoben die volkreichen Städte, manche fallen vom Evangelium ab; — und doch hat das Evangelium noch heute eine Stätte in dem Tal der „singenden, klingenden Berge“.



Die Ostmark

Von Curt Niélas.

Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?
Wohl den Meister will ich loben,
So lang' noch mein' Stimm' erschallt.
Lebe wohl, lebe wohl, du schöner Wald!

Fröhlich erklang das Lied aus den Kehlen der lustigen jungen Gesellschaft, die sich unter den stolzen Bäumen auf der Königshöhe über dem stillen und anmutigen Jäschkental vor Danzigs Toren gelagert hatte. Rucksack und Wanderstab waren ins Gras geflogen; nun galt es genießen, was Gott in Fülle über diesen malerischen Winkel ihrer Heimat verschwenderisch ausgeschüttet hatte.

Ja sie war schön, ihre engere Heimat, und kein Spott konnte diesen Kindern der Ostmark die Liebe gerade zu diesem Stück der Gotteserde aus dem Herzen reißen. Freilich mußte man Augen haben, um die Schönheit zu schauen. Von der Majestät gewaltiger Bergriesen und weißschimmernder Gletscher war hier nichts zu sehen und von der stürmischen Kraft des weiten Ozeans zeigt die blaue Ostsee nur selten etwas. Aber kann uns die kleine Biene mit ihrem wohlorganisierten Bienenstaat nicht ebensoviel von Gottes Allmacht und Schöpfergröße offenbaren als der Adler, der mit wuchtiger Kraft zur Sonne sich schwingt?

Das waren die Gedanken, die der Führer der kleinen Schar jetzt in den Herzen seiner Scholaren erklingen ließ. Oberlehrer Dr. Riese wußte der ihm anvertrauten Jugend die Augen zu öffnen für alles, was groß und schön war. Welch eine Lust war es, mit ihm zu wandern durch Gottes weite, weite Welt! Mit Begeisterung war die kleine Schar seiner Sekundaner mit ihm auf die Ferienfahrt durch die Ostmark gegangen. Sie wußten schon, was sie ihrem Gymnasium verdankten, an dessen Front in goldenen Lettern die Inschrift prangt: *Introite, quos musa nascentes placido lumine viderit*. Was die Edelsten aller Zeiten der Menschheit errungen, sich zum Eigentum erwerben, ist gewiß höchster Gewinn. Aber wenn die Pforten der Schule sich für einige Wochen schlossen, wenn die Tintenfüßer verstaubten und die Federn rosteten, dann hinauswandern mit freiem Sinn ins Weite, um Gottes Herrlichkeit in der Natur zu schauen, das war auch hoher Gewinn.

Und nun hatten sie ihrer Freude an der schönen Heimat Ausdruck gegeben im schönen Liede vom deutschen Wald. Hier war es gewesen, wo der Dichter des Liedes, Joseph von Eichendorff, sich zu seinen Versen hatte begeistern lassen. Wer unter den Ungezählten, die schon mit diesem Liede alles, was der deutsche Wald in Menschenbrust auslöst, hatten ausklingen lassen, wer ahnte es wohl, daß hier im Anblick dieser Wälder Westpreußens Eichendorff sein Lied gedichtet. Der Sohn Schlesiens hatte hier in der Ostmark seine zweite Heimat gefunden, die er über alles liebte. Schmerzlich bewegt hatte er einst von den Bergen und Wäldern seines Schlesiens Abschied genommen mit dem wunderbaren, von Mendelssohn so meisterhaft komponierten:

O Täler weit, o Höhen,
 O schöner, grüner Wald,
 Du meiner Lust und Wehen
 Andächt'ger Aufenthalt!
 Da draußen, stets betrogen,
 Saust die geschäft'ge Welt,
 Schlag' noch einmal die Bogen
 Um mich, du grünes Zelt!

Am weißschimmernden, waldumkränzten Gestade der blauen Ostsee hatte er aber wieder gefunden, was er zu verlieren glaubte.

Die so viel verleumdete Ostmark, von deren Eigenart nur wenige Bewohner Westdeutschlands je in ihrem Leben etwas erschauen, hatte ihm immer wieder den herzensfrohen Mund zum Lobpreis Gottes geöffnet. Hier hatte der Dichter es empfunden und gesungen:

O Lust, vom Berg zu schauen,
 Weit über Berg und Strom,
 Hoch über sich den blauen
 Tiefklaren Himmelsdom.

Vom Berge Vöglein fliegen
 Und Wolken so geschwind,
 Gedanken überfliegen
 Die Vöglein und den Wind.

Die Wolken ziehn hernieder,
 Das Vöglein senkt sich gleich,
 Gedanken gehn und Lieder
 Fort bis ins Himmelreich.

Ja, sie konnten und durften sich freuen ihrer trauten Heimat. Denn was sich da zu den Füßen der wanderfrohen Gesellen ausbreitete, war zu schön, und ihre Augen konnten sich gar nicht satt daran sehen. In Thüringen erzählen die Leute, daß unser Herrgott bei der Schöpfung noch ein Kästlein mit allerhand Herrlichkeiten sich aufbewahrt habe, um davon den benachteiligten Landstrichen auszuteilen. Dies Kästlein sei dann aber seiner Hand entglitten und dort wo es hingefallen, liege nun das schöne Thüringer Land. Auf dieses gesegnete Land, das sich um die Danziger Bucht schmiegt, träfe dies Märlein gewiß ebensogut zu. Kaum kann man in der weiten Welt eine Gegend finden, wo alle Schönheiten so auf einen Punkt vereint sind. Alexander von Humboldt, der Vielgereiste, ist es gewesen, der einmal das Wort geschrieben: „Drei Strandlandschaften sind es, die mir in ganz Europa am besten gefallen, das Goldene Horn, der Golf von Triest und die Bucht von Danzig.“

Welch entzückendes Bild entrollt sich den Blicken des, der von der Waldhöhe aus auf diese reizvolle Landschaft schaut! Zuerst wohl wird das Auge gefesselt von der weithin sich dehnen- den blauen See. Leise rauscht sie ihre Melodie vom ewigen

Werden, auf den sich kräuselnden Wellen tanzen leichte Schaumkämme. In wundervoll geschwungener Kreislinie wird die See umrahmt vom glitzernden Strande, auf dem die Sonne erglänzt; in weitester Ferne blüht ein schmaler Sandstreifen auf, die Halbinsel Hela mit ihrer sagenumwobenen Küste. Perle um Perle, so reiht sich am Strande entlang eine liebliche Ortschaft an die andere: Dort Heubude auf dunklem Tannenhintergrunde und die vielbesuchte Westerplatte bei Neufahrwasser mit ihren ragenden Schornsteinen und dem belebten Hafensbild; hier mehr im Vordergrund das liebliche idyllische Broesen und dann die Königin der Danziger Bucht, Zoppot, dem auch das rauschende Badesleben, das die sogenannte „Welt“ in jedem Sommer hier etabliert, nichts von seiner bezaubernden Schönheit und Anmut nehmen kann. Im Norden sieht man die Küste bei Adlershorst steil ins Meer fallen. Im Hintergrunde dehnen sich, so weit das Auge reicht, die herrlichsten Wälder meilenweit, jene Wälder, die Eichendorff begeisterten, die Forsten von Oliva und Pelonken, von Zoppot, Kl. Kaß und Sagorsch, und im fernen Westen die weiten dunklen Wälder der Kaschubei, die liebliche Seen umkränzen. Zu Füßen aber dicht unter dem frohen Wanderer die ragenden Türme der alten Hansestadt Danzig, die hier in tausendjähriger Geschichte treu auf der Wacht stand für deutsches Wesen und deutsche Kultur in der schwer gefährdeten Ostmark. Nach Süden hin zieht weit ins Preußenland hinein das silberne Band der Weichsel, deren Niederung mit ihren blühenden Dörfern Zeugnis gibt von zähem Fleiß deutscher Bauern, die in grauer Vorzeit aus sumpfigem Boden fruchtbares Neuland schafften dem werdenden Preußenreich.

In den Vormittagsstunden hatte sich unsere wanderlustige Knabenschar in die eigenartige Geschichte ihrer Heimat vertiefen dürfen, als sie durch die engen Gassen Danzigs streifte. Wie ein Stücklein aus dem Mittelalter muteten diese Gassen an. Kaum eine Stadt hat so getreu ihr mittelalterliches Stadtbild bewahrt als Danzig: die Gebäude hart aneinander gedrückt, mit schmaler Front wohl fünf bis sechs Etagen hoch hinaufstrebend, vor den Türen noch die alten Treppenvorbauten mit ihren Sitzen, alles geschmückt mit großen Steinkugeln und harten Messinggriffen. Es ist so traulich im Gewirr dieser engen Gassen. Man sieht förmlich Bilder aus alten Zeiten vor seinem Auge auftauchen. Hier in diesem Hause hat vielleicht einst Hans Düringer gewohnt,

der im Auftrage des Rates das größte Kunstwerk der damaligen Zeit, die astronomische Uhr für die Oberpfarrkirche zu St. Marien anfertigte (1464—1470). Auf zwei Scheiben war die Sonne in ihrem Lauf und der Mond in seinem Wechsel dargestellt. Auch zeigte die Uhr den Gang der damals bekannten Planeten an. Auf einer Galerie über den Scheiben trat bei jedem Stundenschlag einer der zwölf Apostel hervor und schritt von einem Ende derselben zum andern. Adam und Eva zogen allstündlich an einer kleinen Glocke. Die Kunst der Altdanziger Handwerker wußte etwas zu leisten. Meister Düringers Werk hat niemand wieder herstellen können, als es zerstört worden war.

Dort in jenem Hause mit der reichverzierten Front hat wohl einmal ein alter Patrizier gewohnt, dessen Schiffe unter dem Schutze der Hansa das Weltmeer befuhren, einer jener königlichen Kaufherren einer alten Zeit. „Güter zu suchen geht er, doch an sein Schiff knüpft das Gute sich an.“ Im Artushof am langen Markt, diesem herrlichen Bauwerk, das uns noch erhalten ist, hatte die Kaufmannschaft Danzigs von jeher ihren Mittelpunkt. Weit überragt wird der Artushof vom Danziger Rathause, einem Bauwerk, das in Altpreußen nur an dem Thorner Rathause noch einen gleichwertigen Genossen hat. Wundervoll und kühn steigt der schlanke viereckige Turm in die Lüfte. Von seiner Höhe klingt bei jedem Zeitabschnitt feierlich das Glockengeläute wie ein Gottesgruß aus der Höhe in das alltägliche Getriebe der Straßen der Handelsstadt herab: ein Rest des frommen Sinnes unserer Väter, die ohne den Segen Gottes nicht ans Werk gehen wollten. Neben dem Rathaus steigt in wuchtigen Formen die St. Marienkirche empor. „Ein feste Burg ist unser Gott“, so grüßen diese Steinmassen den Wanderer. So grüßt seit Jahrhunderten der mächtige Turm der Marienkirche den von der Seefahrt heimkehrenden Danziger Seemann. Im Innern der Kirche aber redet das „Jüngste Gericht“, das Werk eines niederländischen Meisters, eine ernste Sprache. Ein Danziger Schiff hat es einst im schweren Seekriege vom Feind erbeutet und dann 1473 als Kriegsbeute heimgebracht.

Nun ging's über den langen Markt durch ein altertümliches Tor zum Wasser der Mottlau hinaus, wo das Hasenleben pulsiert. Alte Speicher, Türme und Kräne erinnern an alte Zeiten. Wer zur Abendstunde, wenn das Dämmerlicht heraufzieht, durch diese

Stätten wandert, kann nachempfinden, was hier einst der Dichter sang:

Dunkle Giebel, hohe Fenster —
 Türme tief aus Nebel sehn,
 Bleiche Statuen wie Gespenster
 Lautlos an den Türen stehn.
 Träumerisch der Mond drauf scheint
 Dem die Stadt gar wohl gefällt,
 Als läg zauberhaft versteinet
 Drunten eine Märchenwelt.

Am Nachmittag führte ein kurzer herrlicher Weg die junge Schar von jener Stelle im Walde über Jäschkental, von wo aus sie die Ausblicke über die ganze Danziger Bucht genossen hatten, durch schönen Laubwald nach Oliva. An den Wald gelehnt liegt das alte graue Zisterzienserkloster da in malerischer Umgebung. Ja, sie haben es verstanden, die alten Zisterziensermönche; die schönsten Plätze haben sie sich zu ihren Niederlassungen ausgewählt und von da aus eine große Kulturarbeit geleistet. Die Zisterzienser aber übertrafen noch alle anderen Orden, die in der Ostmark saßen. Sie alle, die Dominikaner, Karthäuser und Franziskaner hatten sich im Osten erst niedergelassen, seit der Deutschritterorden mit seiner Missionsarbeit hier begonnen hatte. Der Ritterorden sah in den Mönchsorden gleichsam seine Nebenbuhler und verhinderte, daß diese zu Reichthümern kamen. Nur dem Zisterzienserorden ging es besser. Er hatte die Klöster Oliva und Pelplin gegründet, als die Lande noch unter der Herrschaft der pommerischen Herzöge standen. Ein pommerellischer Herzog, Subislaw I., der auf seiner Burg zu Danzig wohnte, soll es ja nach der Sage gewesen sein, der Oliva gegründet. Einst hatte er sich, so erzählt die Sage, auf der Jagd in den weiten Wäldern verirrt. Da brach plötzlich aus dem Dickicht ein mächtiger Eber hervor und stürmte auf den Herzog ein. Dabei strauchelt des Herzogs Roß, er selbst stürzt zu Boden und im Fall dringt ihm der Jagdspieß tief in die Seite. Hilflos blieb der schwerverwundete Jäger liegen, bis ihn ein christlicher Einsiedler findet und in seiner Klause verbindet und pflegt. Nach den Anstrengungen fällt der Herzog in einen tiefen Schlaf. Im Traume wandelt er durch einen herrlichen Garten, ein

Engel im lichten Gewand, eine Lilienkrone auf dem Haupte und einen Olivenzweig in der Hand, tritt auf ihn zu und ermahnt ihn, vom wilden Treiben der Jagd abzulassen, dem rohen Heidentum zu entsagen und sich dem Christentum zuzuwenden. Das tat denn auch Subislaw, ließ sich taufen und gründete an der Stelle, wo seine Rettung erfolgt war, zur Ausbreitung des Christentums in seinem Lande das Kloster Oliva.

Wenn dieser Bericht auch Sage ist, so ist doch das Wahrheit, daß die pommerschen Herzöge, namentlich Sambor und Mestwin II., die in der Kirche zu Oliva auch ihre Ruhstätte gefunden haben, das Kloster reich ausstatteten. Und was Subislaw im Traum geschaut, das haben die Zisterzienser zur Wirklichkeit gemacht. Sie verwandelten die ganze Gegend in einen herrlichen Garten. Von den Obstbäumen, deren Anpflanzung ihnen gelang, hat wohl das Kloster den Namen Oliva erhalten. Ein wunderbarer Park, der einzig in seiner Art ist, mit dunklen Laubengängen, mit herrlichem Durchblick nach der leuchtenden See, mit Springbrunnen und Flüstergrotten legt Zeugnis davon ab, daß der Orden, der nach seiner Ordensregel in jeder Niederlassung ein Gewerbe treiben mußte, nicht erfolglos für Oliva den Land- und Gartenbau erwählt hatte. Auch eine reiche Industrie schuf der Orden. Bald belebten Wassermühlen und Eisenhämmer die Gegend. In einem damals noch gänzlich unkultivierten Land entstand hier im 12. Jahrhundert schon eine Oase, eine Stätte des Friedens. Und das ist Oliva bis heute geblieben. Schon lange vor der Gründung des Klosters hatte von hier aus ein anderer, ein Großer im Reiche Gottes, ein Friedenswerk für das arme heidnische Preußenland zu unternehmen begonnen. Das war der fromme Bischof Adalbert von Prag gewesen. Es ist wunderbar, wie Gott einzelne Stätten auf Erden segnet und von ihnen aus immer wieder seine Offenbarungen an die Menschheit ausgehen läßt. Zu diesen Stätten gehört in der Ostmark Oliva. Adalbert von Prag hat freilich mit dem ersten Versuch, den heidnischen Preußen das Evangelium zu bringen, keinen Erfolg gehabt. Mit Unrecht nennt man ihn den Apostel der Preußen. Nur wenige Tage hat er in dieser Gegend gelehrt und getauft. Er wurde von den Bewohnern zurückgewiesen und in einer anderen Gegend, die wir nicht mehr feststellen können, von einem Götzenpriester erschlagen.

Adalbert war das erste Opfer, das die Evangelisierung Preußens gefordert hat. So leicht übergaben sich die heidnischen Preußen dem Heiland und dem Evangelium nicht. Das lag nicht in ihrer Art und ihrem Wesen. Das Volk, das hier in der Ostmark wohnte, hat seine Eigenart aufgeprägt erhalten durch das Land, in dem es wohnt. Wie lange hat es gedauert, bis dieses Land an die Kulturwelt des Westens Anschluß fand! Man wollte diesen Anschluß nicht und wehrte sich mit aller Kraft dagegen. In dieser Abgeschlossenheit Altpreußens liegt seine Kraft und Eigenart. Hier nahm man nicht einfach das, was die Kulturvölker des Westens anboten, ungeprüft hin. Man wollte langsam prüfen und wägen. So kam's, daß noch um 1400 Heiden in Preußen lebten. Das Christwerden war hier keine Modesache und der Autoritätsglauben fand hier keinen Boden. Man mag die Nachteile, die diese preußische Eigenart in sich schloß, tadeln, man mag sich stoßen an dem spröden Sinn, dem dicken Kopf des Ostpreußen, hier erwachsen doch selbständige Denker. Dies Land war dadurch von Gott befähigt, zwei große Männer im Reiche des Geistes, die die ganze Weltanschauung umgeformt haben, hervorzubringen: Nikolaus Kopernikus und Immanuel Kant.

Kopernikus, geboren in Thorn 1473, an der Schwelle der neueren Zeit, schrieb als Domherr in Frauenburg sein Buch *de revolutionibus orbium caelestium*. Er zertrümmerte darin das antike Weltbild und schuf das moderne Weltbild, in dem die Erde nicht mehr im Zentrum des Universums steht.

Was Kopernikus auf dem Gebiet der sichtbaren Welt tat, das unternahm Immanuel Kant, der Königsberger Philosoph, der kleine unscheinbare Mann, auf dem Gebiet des Geistes. In einer Zeit, in der die Philosophie in Gefahr schien, sich völlig aufzulösen, versöhnte er die unversöhnlich scheinenden Gegensätze von Ideellem und Materiellem. Der Idealismus hatte einseitig das Ich zur absoluten Herrschaft erhoben, der Realismus dagegen die Materie. Kant wußte beides zu vereinen: Das Ich ist frei, sein eigener Gesetzgeber als praktisches Ich, aber es ist als theoretisches Ich empfangend und durch die Erfahrungswelt gebunden. Dem Altpreußen im weltabgeschiedenen Ostpreußen war es leichter, sich durch nichts von seiner Methode abbringen zu lassen und in der Stille und Abgeschlossenheit seiner Heimat alle Vorurteile und

Hinderungen zu beseitigen. Diese seine Eigenart des Denkens hat der große Philosoph selbst als Motto seinem Erstlingswerk vorangestellt, wenn er sagt „nicht nach der Weise des Viehs wolle er dem Weg der Voranschreitenden folgen, sondern den Weg nehmen, wohin zu gehen ist, und nicht, wohin gegangen wird.“

Was Kani theoretisch darstellte, wurde aber in der Ostmark auch praktisch geübt. Kants kategorischer Imperativ ergriff hier vielleicht die Herzen am stärksten. Man empfand das „Du sollst“ hier wirklich als ein kategorisches in jener Zeit, wo in der nachfriderizianischen Epoche das Pflichtgefühl im Schwinden begriffen war. Max von Schenkendorf rief es in den Zeiten der Schmach und Erniedrigung seinen Landsleuten zu: „Erhebt euch von der Erde, ihr Schläfer aus der Ruh“ und rief auf zum heiligen Kampf gegen die französischen Unterdrücker. Als dann der Feind geschlagen, der Friede gesichert war, da gab's für ihn noch einen zweiten heiligen Kampf, den er in seinem Jubelsiegeslied von seinem Volke forderte:

Aber einmal müßt ihr ringen
 Noch in ernster Geisterschlacht
 Und den letzten Feind bezwingen,
 Der im Innern drohend wacht:
 Haß und Argwohn müßt ihr dämpfen,
 Geiz und Neid und böse Lust,
 Dann nach schweren, bangen Kämpfen
 Kannst du ruhen, deutsche Brust.

Kants Imperativ und Schenkendorfs Lieder fanden im stillen Osten starken Widerhall. Der viel verspottete und verkannte Junker war ergriffen von dem zwingenden „Du sollst“; Männer wie Stein, Nork, Schoen stellte die Ostmark bereit zur Wiedergeburt des Vaterlandes. Im Osten, dem selbstbewußten und abgeschiedenen, brach der Sturm zuerst los.

Wie die Eigenart dieses Landes bestimmend wirkte auf das wissenschaftliche Denken und das politische Leben, so hat die Eigenart der Bewohner Altpreußens auch das religiöse Leben eigenartig gestaltet. Aus den verschiedensten Gegenden der Welt fanden zu den verschiedensten Zeiten Leute, die um ihres Glaubens willen vertrieben worden waren, im Osten Aufnahme. Da kamen die Mennoniten aus Holland und die Protestanten aus dem Salz-

burgischen, die Hugenotten aus Frankreich und die Philipponen aus Rußland. In der Ostmark schätzte man die Freiheit des Glaubens und hatte Achtung vor der Kraft, die sich vor äußerer Gewalt nicht beugte. Das gab auch dem Glaubensleben der Ostmärker eine eigene Kraft. Das Papsttum hat hier auch in den Zeiten vor der Reformation keine begeisterten Anhänger gehabt. Darum war das Ordensland auch eins der ersten, das sich mit Begeisterung der Reformation anschloß.

Wie leuchteten doch in diesen alten grauen Klostermauern von Oliva die Bilder aus der Vergangenheit der Ostmark vor den Augen der Scholaren so lebendig auf! Solch eine Geschichtsstunde war wahrlich wertvoller als eine in den vier Wänden der dumpfen Schulstube ihres Gymnasiums. Hier konnte man trinken am frischen Quell der Natur, hier war alles sprühendes Leben im gegenseitigen Fragen und eifrigen Gedankenaustausch. —

In den nächsten Tagen sollte eine Fußwanderung durch die schöne Kaschubei folgen, die von ihren Bewohnern wohl stolz die „kassubische Schweiz“ genannt wird. Auf Schusters Rappen ging es zunächst das Radaunetal aufwärts. Solch Reiten auf Schusters Rappen ist doch billiger, gesünder und schöner als das Fahren auf der reizlosen Eisenbahn. Und nun gar diese Wanderung durch das idyllische Radaunetal! Sie gehört zu dem Reizvollsten, was die Ostmark bietet. Oft steht man inmitten einer Natur, deren eigenartiger Zauber sich nur schwer beschreiben läßt. Bald springt das klare, rauschende Flüsschen über Steingeröll mit starkem Gefälle talabwärts, bald fließt es in ruhigem Lauf durch saftige grüne Wiesengründe, bald schneidet der in vielen Windungen sich dahinschlängelnde Fluß tief in das Land ein, und die hohen Ufer sind mit herrlichem Laub- und Nadelwald bestanden. Oft kann der Weg nur über dem Fluß den Wanderer führen und mit Mühe nur kann man hineinschauen in das im engen Flußbett dahinschießende Wasser. Hier wird ein Mühlrad von dem Wasser der Radaune getrieben, dort gibt ihr starkes Gefälle einer Fabrik Triebkraft.

Freilich, auch die Kaschubei bietet nicht die gigantischen Schönheiten des Hochgebirges. Sie geht einher im schlichten Gewande, gewoben von Wäldern und Seen, Flüssen und Bächen, kleinen Hügeln und Anhöhen, die malerische Rundblicke bieten. Lieblich liegt im Mittelpunkt dieser Idylle das Städtchen Karthaus, um-

geben von weiten dunklen Wäldern und leuchtenden Seen. Am geheimnisvollen „stillen See“ glaubt man von der romantischen Welt der Märchen träumen zu dürfen, und dem sinnenden Wanderer, der zur kurzen Rast am dunklen von schwarzen Tannen umrahmten See, sich niedergelassen hat, erscheint auch die Burgjungfrau aus dem verwunschenen Schloß, das einst auf dem nahen Schloßberg stand, jetzt aber in den Berg versunken sein soll.

„Marienparadies“ so wurde einst das hier im Jahre 1382 erbaute Kloster von seinem Stifter benannt. Karthäusermönche haben es bezogen und damit dem im Schutze des Klosters erblühenden Ort seinen Namen gegeben. „Marienparadies“: ja ein paradiesischer Ort ist diese Stelle am schönen stillen Klostersee. Nächst Oliva gab's damals gewiß keinen, der so paradiesisch war im ganzen Osten. Das Kloster Marienparadies ist lange nicht mehr vorhanden, aber es wird wiedererstehen in alter Größe und Herrlichkeit — so erzählt das Volk — wenn einst der Schatz, der auf dem Grunde des Klostersees ruht, wieder zum Vorschein gekommen sein wird. Dieser Schatz ist ein ungeheurer Bernsteinblock, so viel wert wie die halbe Kaschubei.

Vom Kloster ist heute nur noch die alte Klosterkirche übrig, im Jahre 1403 erbaut, ein herrliches Baudenkmal aus alter Zeit, am Ende des Klostersees malerisch gelegen. Die Kunstschätze im Innern zeugen von dem Kunstsinne der Mönche, die von hier aus einst einen göttlichen Auftrag auszurichten hatten im umliegenden Lande. Nun ist dieser göttliche Auftrag erloschen. Eine Wanderung durch die Kaschubei beantwortet das Warum? klar und deutlich.

Wenn man aus dem Gebiet der Wälder und Seen heraustritt und das offene Land durchstreift, die Dörfer ansieht, die von den Kassuben bewohnt sind und die Felder mustert, die sie bestellen, dann tritt an die Stelle des befriedigten Naturgenusses ein stiller Jammer über das, was das Auge schaut. Das arme Kassubenland befindet sich in einem traurigen Kulturzustande. Nicht selten sieht man den Kassuben mit einer dürftig genährten Kuh von unansehnlichem Wuchs den Acker bestellen. Das Feld sieht trostlos aus, der Viehstand ist elend, die Bevölkerung mißtrauisch, namentlich gegen die Deutschen. Die lange Polenhererrschaft hat das einst von den pommerschen Herzögen kultivierte,

dann unter der Herrschaft des deutschen Ritterordens blühende Land westlich der Weichsel in einer fürchterlichen Weise heruntergewirtschaftet. Als Friedrich der Große im Jahre 1772 bei der Teilung Polens diese Landstriche für Preußen erwarb, trat er eine traurige Erbschaft an. Auch die Klöster, die ursprünglich noch Horte des Deutschtums und edler Kultur waren, kamen allmählich unter polnischen Einfluß. Gustav Freytag hat uns in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ mit meisterhaften Strichen den Zustand geschildert, in dem sich das Land befand, als es 1772 an Preußen kam: „Die preußischen Beamten, welche in das Land geschickt wurden, waren erstaunt über die Trostlosigkeit der unerhörten Verhältnisse . . . Die Mehrzahl des Landvolks lebte in Zuständen, welche jämmerlich erschienen, zumal an der Grenze Pommerns, wo die wendischen Kassuben saßen. Wer dort einem Dorfe nahte, der sah graue Hütten und zerrissene Strohdächer auf kahler Fläche ohne einen Baum, ohne einen Garten, nur die Sauerkirchbäume waren alt einheimisch. Die Häuser waren aus hölzernen Sprossen gebaut, mit Lehm ausgeklebt; durch die Haustür trat man in die Stube mit großem Herd ohne Schornstein; Stubenöfen waren unbekannt; selten wurde ein Licht angezündet, nur der Kienspan erhellte das Dunkel der Winterabende. Das schmutzige, wüste Volk lebte von Brei aus Roggenmehl, oft nur von Kräutern, die sie als Kohl zur Suppe kochten, von Heringen und von Branntwein, dem Frauen wie Männer unterlagen. Brot wurde nur von dem Reichsten gebacken. Viele hatten in ihrem Leben nie einen solchen Leckerbissen gegessen, in wenig Dörfern stand ein Backofen . . . Nicht häufig war ein Webstuhl, das Spinnrad kannte man gar nicht. Die Preußen hörten dort kein Volkslied, keinen Tanz, keine Musik, Freuden, denen auch der ärmste Pole nicht entsagt; stumm und schwerfällig trank das Volk den schlechten Branntwein, prügelte sich und taumelte in den Winkel. Auch der Bauernadel unterschied sich kaum von den Bauern, er führte seinen Hakenpflug selbst und klapperte in Holzpantoffeln auf dem ungedielten Fußboden seiner Hütte. Schwer wurde es auch dem Preußenkönig, diesem Volk zu nützen. Nur die Kartoffeln verbreiteten sich schnell, aber noch lange wurden die befohlenen Obstpflanzungen von dem Volke zerstört, und alle anderen Kulturversuche fanden Widerstand . . . Es war in der Tat ein ver-

lassenes Land ohne Fürst, ohne Gesetz, ohne Herr, es war eine Einöde.“

Noch heute sind die Folgen dieser polnischen Wirtschaft in den Gegenden zu spüren, in denen das Polentum Einfluß hat. Wo man sich aber deutscher Kultur erschließt, dort geht es vorwärts. Gott hat in der Geschichte gerichtet über das polnische Reich, das seine auch ihm gestellten Aufgaben nicht erfüllen konnte und wollte und hat ihm das Zepter genommen. Solange das Volk der Kassuben nicht Vertrauen gewinnt zur deutschen Obrigkeit, die ihr helfen möchte, so lange wird es auch mit dem armen Lande nicht vorwärts gehen. Von polnischer Seite sind die Lockungen stark; man rechnet als selbstverständlich mit der Kaschubei als einem künftigen Teile des neuen großpolnischen Reiches, während man andererseits doch auch wieder verächtlich auf den Kassuben herabblickt. Das stärkste Band zwischen beiden Nationen ist die gemeinsame katholische Religion. —

Den Turmberg (331 m), die höchste Erhebung in der „kassubischen Schweiz“, mußte unsere Gesellschaft doch auch noch ersteigen. Zwar ist der Ausblick von seiner Höhe lange nicht so schön wie von mancher anderen Höhe des pommerellischen Hochlandes. Es fehlt von hier aus der Blick auf die Seen, die diese Landschaft so malerisch machen. Die niedrigeren Höhen, zwischen denen sie eingebettet ruhen, verdecken die Seen. Aber von der Höhe des Turmberges hat man doch eine meilenweite Rundschau, und hier gewinnt man vor allem den Eindruck, daß man sich in einer Gegend mit Gebirgscharakter befindet.

Nun ging's mit der Eisenbahn weiter gen Osten und Süden. Nachdem man die mächtige Eisenbahnbrücke, die bei Dirschau über die Weichsel führt, passiert hatte, begann eine gänzlich veränderte Landschaft. Welch' ein Gegensatz, dieses „Werder“ — so heißt die Niederung zwischen Weichsel und Nogat — gegenüber der Kaschubei! Keine Wälder und keine Seen sind hier zu schauen. Aber durch saftige grüne Wiesenründe, durchzogen von breiten Wassergräben, Wiesen, auf denen stattliche Rinderherden weiden, eilt der Zug. Dazwischen dehnen sich weite Weizen- und Rübenfelder. Einst freilich hat es hier anders ausgesehen. Das wohl 80 Quadratmeilen große Gebiet an der Weichselmündung war einst nichts anderes als ein einziges großes Sumpfland, von unzähligen Wasseradern durchzogen. Wenn im Frühjahr die Weichsel ihre gewal-

tigen Wasserfluten in die Ostsee wälzte, war das ganze Gebiet ein ungeheurer Sumpf, für den Landmann unbrauchbar und unbebaubar. Aber dies Land sollte Ackerland werden für den Pflug des tüchtigen Bauern, erstklassiges Ackerland. So wollte es der Deutschritterorden, dem in seiner Blütezeit dies Land am Herzen lag. Der Landmeister Meinhard von Quersfurt wußte Rat. Er rief holländische Bauern ins Land, die mit diesem Element wohl vertraut waren; sie führten ja auch in ihrer Heimat denselben Kampf. Fünf Jahre lang sollten sie hier in Preußen keine Abgaben zahlen. Und nun zogen sie Deiche an den Ufern beider Ströme, die das Land gegen Treibeis und Hochwasser schützten. Weite Strecken fruchtbarsten Bodens wurden so dem deutschen Pflug gewonnen, und blühende Dörfer entstanden im kleinen und großen Werder. Gottes Erntesegeu war größer als man zu des Leibes Notdurft und Nahrung brauchte. Einer unserer Sekundaner wußte davon seinen Kameraden eine Geschichte aus dem Sagenschatz seiner Heimat zu erzählen: „Im Jahre 1400 waren wieder einmal fremde Gäste aus dem Reich in der Marienburg eingekehrt, wo der Hochmeister des Ordens residierte, und priesen beim Festmahl den Hochmeister Konrad von Jungingen in begeisterter Rede, weil sie auf ihrer Reise durchs Ordensland viele reiche Bauern angetroffen hätten. Der Schatzmeister der Marienburg hörte diese Lobeserhebungen und versprach den fürstlichen Gästen, er wolle ihnen noch größeren Reichtum des Landes zeigen.

Am andern Tage bestiegen der Hochmeister, der Schatzmeister und die Gäste ihre stattlichen Rosse und ritten nach Niklaswalde auf der Danziger Uehrung zu dem wegen seines Reichtums weit und breit bekannten Bauern Niklas. Hier war schon vorher das Mahl bestellt worden. Der Bauer empfing seine Gäste mit der schuldigen Ehrerbietung an der Schwelle seines Hauses und führte sie in Haus, Hof und Garten umher. Man setzte sich zu Tische. Die reich besetzte Tafel mit ihren silbernen Pokalen und Tellern, mit ihren schmackhaften Gerichten erregte die Bewunderung der fremden Gäste. Nur eins war ihnen sonderbar. Statt schmucker Stühle umstanden nur zwölf einfache Tonnen, die mit Brettern und weichen Decken zugedeckt waren, die Tafel.

Als das Mahl beendet war, ließ der Hochmeister seine Gäste die sonderbaren Sitze näher besehen. Da fanden sie elf

Tonnen ganz mit blanken Goldstücken angefüllt, während das Gold in der zwölften Tonne bis zur Hälfte reichte.

In den traurigen Zeiten, die auf das goldene Zeitalter des Ritterordens folgte, als nach der Schlacht bei Tannenberg (1410) die Ordensmacht gebrochen war, ging der Wohlstand des Landes rasch zurück. Der reiche Bauer Niklas zu Niklaswalde soll sogar selbst noch an den Bettelstab geraten sein.“

Jetzt donnerte der Zug über die Nogatbrücke. Da stand am Ufer der Nogat ein merkwürdiges Gebäude, ein einzelner Turm, wie es den Anschein hat ohne jeden praktischen Zweck. Das Volk nennt ihn den „Buttermilchsturm“. Auch er soll ein Zeuge der reichen Vergangenheit sein. Lichtenauer Bauern aus dem Marienburger Werder, die im Übermut gar den Hauskomtur von Marienburg gefangen genommen hatten, sollen ihn zur Strafe haben erbauen müssen. Den Kalkmörtel aber mußten sie statt mit Wasser mit Buttermilch mischen. Darum sei der Turm so fest wie Eisen geworden. Lieber wollten die Bauern den Weg von Lichtenau bis Marienburg mit guten alten Grotschen belegen, wenn man es ihnen erlassen wolle, den Turm zu bauen. Doch der strenge Orden erließ ihnen die Strafarbeit nicht. —

Und nun tauchen die gewaltigen Konturen der Ordensburg vor den Augen der Reisenden auf. Wuchtig ragen die riesigen Mauern auf dem rechten Nogatufer empor, der Stein gewordene Ausdruck der Ordensmacht. Wer von der Stadt kommend die Burg betritt, erblickt an der Außenseite das kolossale Mosaikbild der Jungfrau Maria, der Schutzpatronin des Ordens, das Werk eines italienischen Künstlers ohnegleichen. Es will dem Betrachter sagen, daß im Glauben die Kraft des Ritterordens wurzelte. Gewiß nur von hier aus kann man dies einzigartige Gebilde, das die Geschichte geschaffen hat, verstehen. In der Geschichte des Ordens und seiner Arbeit in der Ostmark hat Gott etwas so Originales geschaffen, wie es die Geschichte aller Zeiten und aller Völker nicht wieder aufweist. Heinrich von Treitschke nennt einmal die Ritter „rätselhafte Menschen, die zugleich rauf- lustige Soldaten waren und streng rechnende Verwalter, zugleich entsagende Mönche und waghalsige Kaufleute und mehr als all dies, weitschauende Staatsmänner.“ Schiller hat diese merkwür-

dige Art der Ritterorden richtig verstanden aus den religiösen Kräften heraus, aus denen sie geboren waren:

„Religion des Kreuzes, nur du vereinst in einem Kranze der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich.“

In der Blütezeit ihres Ordens haben die Ritter jedenfalls in dem stillen Mönchsleben ihre Stärke gesucht. Gottes Diener wollten sie vor allem sein. Unter dem Bilde eines Hochmeisters im Kapitelsaale der Marienburg fand man dessen Wahlspruch:

Demut und gotis wüchste (Gottesfurcht)
viel krefflich in ihm wüchste
Daz er dieser werlde gust (Gunst)
verfmehte sam (als) geringe Lust.

Wenn nicht eine Kriegsfahrt ins auffällige Preußenland oder irgendeine andere Reise im Auftrage des Ordens den Ritter von der Burg führte, so war sein Leben ein beschauliches Mönchsleben. Im gemeinsamen Schlaßsaal der Brüder ging man gegürtet und mit Unterkleidern zur Ruhe. Frühe schon begann dann die fromme Betrachtung, wenn man zu zweien und zweien um 6 Uhr zur Frühmette sich begab unter Vorantritt der Priesterbrüder. Alle 3 Stunden fand ein solcher gemeinschaftlicher Gottesdienst statt, selbst zur Nachtzeit (um 12 und 3 Uhr) mußte der Ritter die vorgeschriebenen Gesänge und Gebete streng innehalten. Siebenmal im Jahre sammelten sich alle zum Genuß des heiligen Abendmahles. Wie bei den Andachten, so herrschte auch beim Essen tiefes Schweigen. Ein Vorleser las ein geistliches Buch vor, „weil auch die Ohren hungern nach Gottes Wort.“ Einfach war die Kost, einfach — wenn auch gediegen — die Kleidung, ein weißer Mantel mit schwarzem Kreuz, aller Schmuck war verpönt. Das Nachtlager bestand aus einem Strohsack und einer wollenen Decke; nur die kranken Brüder erhielten Federbetten.

In diesem strengen Geist frommer Furcht und Sitte lag des Ordens Kraft. Mit Leib und Seele gehörte der Ritter seinem Orden an; es gab keine Auflehnung gegen des Ordens Gebote.

In der frommen Betrachtung erschöpfte sich nun freilich des Ordensritters Leben nicht. Welch ein geschäftiges Treiben hat einst in diesen jetzt so stillen Mauern der Marienburg ge-

herrscht! Man lag ja in fast beständigem Kriege zuerst mit dem heidnischen Preußen, dann mit den pommerellischen Herzögen, schließlich mit den Polen. Kein deutsches Land ist so besetzt mit Burgen wie die Ostmark. Es ist ein Jammer, daß eine verständnislose Zeit viele der herrlichsten Burgen zerstört hat. Zwei Flügel des Schlosses Lochnstedt brach man ab, um Material für den Pillauer Festungsbau zu gewinnen. Das Schloß in Graudenz wurde abgebrochen, und aus seinen Steinen ein katholischer Kirchthum, eine Trainremise und eine Strafanstalt gebaut. Und was hat die preußische Kammer aus der stolzen Marienburg gemacht? Zuerst wurde hier eine Kaserne eingerichtet, dann machte man aus dem Hochmeisterschloß Baumwollenfabriken, und im Sommerremter richtete man Kolonistenwohnungen ein. Schließlich machte man aus den Resten — Getreidemagazine.

Nun ist sie in alter Herrlichkeit wieder erstanden, die herrliche Marienburg. Ein ehrfürchtiger Schauer erfaßt den, der durch die Hallen wandelt, in denen einst die Ritter gebetet und gewirkt und den Grund gelegt zu dem größten festländischen einheitlichen Staat in deutschen Landen. Mit 3000 Quadratmeilen Flächeninhalt war der Ordensstaat größer als England. Die Welt sah staunend auf das jugendfrische Land, das selbst dem Papst den Peterspfennig zu verweigern wagte. Handel und Wandel blühte, Künste und Wissenschaften fanden hier eine Statt. Die Marienburg legt vor allem davon Zeugnis ab noch bis in unsere Tage. Wie muß der große Remter im Hochmeisterschloß einen jeden bezaubern, der nur einigen Sinn für bauliche Schönheit hat! Auf einem einzigen wundervollen Pfeiler ruht die Decke des Saales. Er ist wie ein Abbild des Lebenswerkes des Deutschritterordens, das auch nur auf einem Pfeiler ruhte, dem Glauben an Gott. Als diese Säule barst, brach das stolze Reich zusammen. —

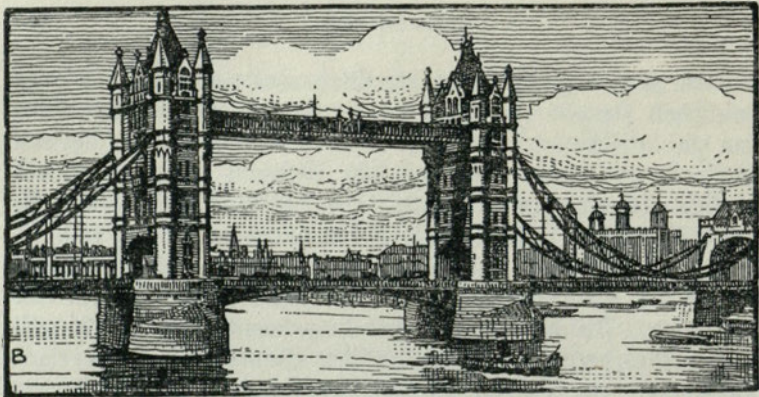
Wenn der Besucher die Marienburg verläßt, steht vor ihm in schönen Anlagen das Standbild Friedrichs des Großen. Keinen besseren Platz konnte man für sein Denkmal finden. Er hat die Zügel, die dem Orden aus der Hand geglitten waren, wieder fest erfaßt. Davon sollten unsere Ferienwanderer noch eine Anschauung erhalten, als sie auf der Heimreise einen Abstecher machten, um im Kulmerland, wo einst der Orden seinen Fuß zum erstenmal auf preußischen Boden setzte, Bauernansiedelungen

kennen zu lernen. Friedrich der Große hatte nach der trostlosen polnischen Periode zuerst kräftig Hand angelegt, um das Land neu zu besiedeln. Schwäbische Bauern rief er herbei, die mit Fleiß daran gingen, das polnische Unkraut auszureißen und deutsche Ackerfurchen zu ziehen. Die Dörfer, die mit den trefflichen Schwaben besiedelt sind, haben es vorwärts gebracht.

Aber in jenem Nachbardorf steht die neue Zeit vor den Augen der Wanderer. Hier wohnen Ansiedler aus Sachsen und Westfalen. Die königliche Ansiedelungskommission hat ein polnisches Gut zerschlagen, um deutschen Bauern ein Stück eigen Land, eine neue Heimat auf der deutschen Wacht im Osten zu schaffen. Und die treuen Ansiedler haben nun seit 20 Jahren fleißig gepflegt und tüchtig gegeggt, ein neues deutsches Bauernvolk wächst hier heran im Lande, das vom Polonismus schwer gefährdet ist, ein Volk, das sich aber auch dessen bewußt ist, daß im Evangelium allein die Kräfte des Lebens schlummern. Treu deutsch und treu evangelisch, das ist hier die Losung. Ob sie siegreich bleiben wird, die deutsch-evangelische Sache? Ob Gott sich bekennen wird zu denen, die nun seit vielen Jahrhunderten hier im fernen Osten des deutschen Vaterlandes schwer ringen und kämpfen für eine heilige Sache? — Mancher will heute schwarze Wolken am Himmel sehen. —

Unsere Wanderer stehen auf der Höhe, von der aus man einen wunderbaren Blick in die gesegnete Weichselniederung hat. Hinter ihnen im Osten liegen die Ansiedlungsdörfer, die sie heute durchwanderten. Vor ihnen im Westen sinkt die Sonne glühend in die Weichsel. Gott schütze dich, du geliebte Ostmark! so zieht der Wunsch durch ihre Seelen. Ihr Lied aber, das sie eben anstimmen, das Wanderlied ihres Landsmannes Joseph von Eichendorff: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den scheidt er in die weite Welt“, es klingt verheißungsvoll aus und klingt noch lange nach in ihren Herzen:

Den lieben Gott laß ich nur walten;
 Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
 Und Erd und Himmel will erhalten,
 Hat auch mein' Sach' aufs best' bestellt.



London

Von B. Rehwald.

Überwältigend ist der Eindruck, welchen London auf jeden Besucher macht. Was Wichern 1851 schrieb, „Alles, was ich gesehn, gehört, empfunden, verschwindet, wenn London sich öffnet“, gilt heute erst recht, selbst wenn man aus einer andern Großstadt wie Berlin oder Paris dorthin kommt. So erdrückend wirkt zuerst die Massenhaftigkeit, unter deren Zeichen die Metropole Englands steht. Wir stellen uns in eine der Hauptadern, die von dem Zentrum der Stadt, der Bank von England und dem Mansion House, der Bürgermeisterei der City, nach Nord, Süd, Ost und West laufen: ein ununterbrochener Strom von Menschen und Fuhrwerken rauscht an uns vorbei. Arbeiter, Handlungsgehilfen, Ladnerinnen, gesetzte Großkaufleute, diese meist in schwarzem Gehrock und Zylinderhut, streben eiligen Schrittes ihrer Arbeitsstätte zu. Omnibusse und Motorwagen, mit Reklameschildern der wunderlichsten Art geziert, Schwere Lastwagen, leichte Handkarren, zweirädrige Cabs mit dem Kutscher hoch oben hinten am Dach, Eselswagen mit Gemüse beladen, Metzgerwagen ziehen in mehreren Reihen nebeneinander an unserem verwunderten Auge vorüber. — Eine findige Zeitung hat am Ausgang der City in einer der Adern 12 Stunden von 8 Uhr an zählen lassen: 96000 Menschen gingen auf den zwei Bürgersteigen in einer Richtung vorbei, und in der gleichen Zeit fuhren 26000 Wagen vorüber; so geht es auf den großen Straßen von London in der

Verkehrszeit zu. Unter der Oberfläche aber rollen elektrische und Dampfbahnen dahin und helfen Raum und Zeit bewältigen. Bis weit hinaus in die Vororte dröhnt als leiseres oder lauterer dumpfes Rollen der Lärm — für den Neuling erst verwirrend, betäubend, erschreckend; bald aber wird dies Dröhnen ihm Musik der Großstadt, erhabene Begleitung zu dem Lied der Arbeit, das die gewaltigste Ansammlung von Menschen auf diesem Fleck Erde mit Freud und Schmerz singt. Überlegen wir nur: 96 000 Menschen in 12 Stunden! Das ist, als wenn die ganze Stadt Mainz mit Kind und Kegel auszöge und sich auf die Wanderschaft begäbe. Sieben Millionen Einwohner in einer einzigen Stadt! Die ganzen Bewohner des Königreichs Bayern müßte man zusammenholen aus allen Schluchten der Alpen bis zu den Abhängen des Fichtelgebirges, und sie reichten doch noch nicht ganz hin, London zu bevölkern. In dieser Riesenstadt wohnt ein Sechstel der Bevölkerung der britischen Inseln, während nur ein Dreißigstel der deutschen Bevölkerung in Berlin ist. Unter seinen Einwohnern sind mehr Schotten als in der Hauptstadt Schottlands, mehr Iren als in der Hauptstadt Irlands. So durchaus protestantisch sie ist, hat sie doch mehr Katholiken als ganz Rom. Wunderbare Stadt!

Kolossal ist auch die räumliche Ausdehnung der Stadt. Die kleinen, selten mehr als ein- oder zweistöckigen Häuser, die je einer Familie Wohnung gewähren, beanspruchen schließlich weit mehr Grund und Boden als die Mietskasernen unserer Großstädte. Niemand kann sich, ohne es gesehen zu haben, eine Vorstellung von diesem Häusermeer machen, das über Tal und Hügel im Themsebecken daliegt. Weder von der Kuppel der St. Paulskirche noch von dem Denkmal der Feuersbrunst von 1666 noch von dem hohen Hampstead steath im Norden oder den Hügeln von Sydenham im Süden ist ein Überblick über die 600 000 Häuser der ganzen Stadt möglich: fast stets ist ein bläulichgrauer Dunstschleier über die Millionenstadt gebreitet, auch wenn nicht die berüchtigten Nebeltage sind. Dennoch gehört London zu den gesündesten Städten Europas. Es hat an den oft mehrere hundert Morgen großen wohlgepflegten Parks mitten zwischen den Häusermassen seine Lungen; an dem wogenden Meer den getreuen Kameraden, der beides, die Hitze des Sommers und die Kälte des Winters mildert; an dem Wind, der vom Meer die Themse her-

aufkommt, den Lusterneuerer, dessen eine solche Stadt bedarf.

Das Meer und die Themse sind es, welche dieser wunderbaren erschrecklichen Stadt die Lebensmöglichkeit gaben und erhalten. Die englische Küste zeichnet sich überhaupt dadurch aus, daß durch eine Menge Buchten oder tief in das Land schneidender Meerbusen treffliche Häfen gebildet werden. Mündet nun gar in einen solchen Einschnitt einer der kurzen Flüsse des Landes, so dringt die Flut weit hinein und trägt Seeschiffe auf ihrem mächtigen Rücken tief in das Innere des Landes. Wie reizvoll ist es, auf London Bridge, der ältesten festen Brücke über den Strom, zu stehen und zu schauen, wie unaufhaltsam die Wellen heraufkommen zur Zeit der Flut. Bis mitten in die Stadt an die Granitquadern dieser Brücke gelangen dann die Dampfer, die den regelmäßigen Verkehr zwischen Hamburg und London vermitteln oder Früchte aus Spanien bringen. Welch märchenhafter Anblick, wenn die Bogen der Towerbrücke sich heben und den Riesen des Meeres die Durchfahrt freigeben, und der Wagenverkehr rechts und links auf der Brücke sich staut als wolle er den Bruder von der See grüßen, von dessen Tun er lebt! Welch bezauberndes Bild, wenn die Dampfer an den Ufern oder mitten im Strom liegen, umlagert von den Barken mit den braunen Segeln, die den Kleinverkehr vermitteln; umschwärmt von den Schleppern, die kommen und gehen; wenn die hohen Masten der Indiensfahrer aus den Bassins über die Dächer der Warenlager grüßend herüberwinken und die Holzschiffe Schwedens aus den Kommerzialdocks am Südufer in der grauen Ferne sich verlieren. Ohne den Reichtum des Landes an Kohle und Erzen wäre freilich die gewaltige Entwicklung der Industrie und des Handels nicht geworden, von welcher der Schiffsverkehr gespeist wird. Aber ohne die Themse kein London. Von ihrer Mündung ist es weder weit in die Nordsee noch weit in den Atlantischen Ozean. Von ihr aus sind die Häfen für die Märkte Europas leicht erreichbar. So konnte diese Stadt der Umschlagmarkt werden, über den alle Waren aus der weiten Welt kamen und in die weite Welt gingen. Wunderbare Stadt!

Ungeändert hat sich, auf seiner Insel sicher, dies Volk dem Handel hingeben können, fast seitdem der letzte fremde Eroberer herüberkam und das freiheitsliebende Volk seinem König die magna charta der persönlichen Sicherheit abgewann. Kein Drei-

zigjähriger Krieg hat dies Land um Jahrhunderte zurückgeworfen in seiner Kultur und Wohlhabenheit; kein Napoleon hat sein Gut und Blut ihm ausgesogen. Des erinnern wir uns, wenn wir durch die Vorstädte wandern und uns fragen, wovon leben diese Menschen alle, die Haus an Haus wohnen und ihre Gärtchen pflegen, als wir die Bequemlichkeit der Einrichtung sahen, mit der auch die Schichten des unteren Mittelstandes sich umgeben. — London hat 11 000 Straßen in den etwa 350 Geviertkilometern, die es rechts und links von der Themse bedeckt. Was für ein Geld hier steckt, ist nicht auszudenken. Handel ist gewinnbringend. Hat doch auch der gesamte Geldverkehr der Welt sein Zentrum in London; nicht ganz unrichtig ist es deshalb, wenn der Engländer „das Herz der Welt“ hier zu haben glaubt. Die Aufschriften in der City beweisen es uns: Dresdener Bank, Credit Lyonnais, Bank von Italien, Bank von Spanien, Ägyptische Bank, Brasilianische Bank, Bank von Mittelamerika, Bank von China, Südafrikanische Bank, Australische Bank. Der Erdkreis kommt zu dem, der offenen Auges durch die Straßen geht. Diese Engländer leben von vornherein mit einem andern Horizont als wir: ihre Hauptstadt trägt es ihnen entgegen. Das wird einem deutlich: das Leben ist weitsichtiger, großzügiger, das sich hier abspielt, es ist nicht das Geld allein; der Blick geht auf das Weite, Ferne, Große. Mächtiges London!

Englands Söhne und Töchter dürfen stolz auf dich sein. Du bist selbst ein kleines Land, aber deine Schiffe befahren alle Meere. Ein Viertel der festen Oberfläche der Erde hast du erobert, ein Viertel der Menschheit wohnt in deinem Reich. Kein Erdteil, in welchem du nicht Interessen hast. Deine Politik wird spürbar an den fernsten Enden. In deinem Reich geht die Sonne nicht unter; alle Rassen und Religionen der Erde sind unter deinen Bewohnern vertreten. Deine Sprache, einfach in der Form, am Wortschatz reich, dient der Menschheit zur Verständigung übers Erdenrund. Respekt vor dem Reich, das du zusammengebracht hast und der Kulturarbeit, die du leistest. Die Weltreiche, berühmt von alters her, verblassen vor diesem modernen Riesenreich. Der Name Weltreich gebührt dir allein. London aber ist das Herz deiner Welt. Mächtiges London!

Der einheitliche Wille zur Macht hat diese Frucht reifen lassen. Der Handel schuf Menschen von raschem Entschluß und

zäher Tatkraft, die Seefahrt kühne unternehmungslustige Leute; die politische Freiheit drängte früh zur Selbstverwaltung und erforderte Selbstbeherrschung und Verlaß auf sich selbst, den Mut, allein zu stehen. Der Franzose erkennt die ruhige Entschlossenheit an, mit der dies Volk vorwärts drängt: — „Wenn wir drei solcher Niederlagen erlitten hätten, wie die Engländer im Anfang des Burenkrieges, wir hätten Verrat geschrien und Revolution gemacht.“ Ebenso gesteht der deutsche Kolonialpolitiker zu, daß wir Deutschen der rücksichtslosen Tatkraft von Englands Söhnen bei weitem nicht nachkommen. Großbritannien ist tatsächlich Herr in der Welt und will es solange als möglich bleiben. Stolztes England, stolzes London!

So geht uns an Ort und Stelle bei der Wanderung durch die Stadt manches Licht auf aus dem, was wir sehen, zu dem, was wir wissen: London die größte Stadt der Welt, London das größte Handelszentrum, London der Mittelpunkt eines Weltreiches. Überwältigend dringt sein Leben auf uns ein. Erst nach und nach erwehren wir uns desselben und erheben aus dem Innern ihm gegenüber die Frage aller Fragen: wie weit dient diese Stadt und ihr Wollen dem Reich der Gerechtigkeit und des Friedens, der Liebe und Barmherzigkeit. Niemand wird verlangen, daß Englands wirtschaftliches und staatliches, wissenschaftliches und künstlerisches Leben durchaus christlich wäre. Noch nirgends ist diese Erde schon so weit dem Geist Christi untertan; dem Ziel gehen wir erst entgegen. Einstweilen gilt uns allen:

Sein Plan und Lösung,
Unser Kampf und Streit.

Jeder Spur aber freuen wir uns, die erkennen läßt, wie mitunter in den natürlichen, persönlichen und politischen Verhältnissen der Stadt unser Herrgott an der Arbeit ist, sein Reich in und durch Menschen aufzurichten und aller Welt Heiland zu sein.

Weite Gebiete müssen wir liegen lassen und rein auf das engere Gebiet der Kirche uns beschränken. Wir schauen uns nach den Kirchgebäuden um. Denn ohne regelmäßige Verkündigung des Wortes vom Reich wird und bleibt christlicher Glaube nicht, und Voraussetzung für die regelmäßige Darbietung des Wortes ist ein zweckentsprechender Raum. Hat man diese Riesenbevölkerung genügend versorgt? Dem raschen Wachstum unserer Großstädte in Ausdehnung und Einwohnerzahl hat unsere

deutsche evangelische Kirche nicht oft gleich nachkommen können. Sprungartig vollzog sich die Entwicklung; ihr Verwaltungsapparat arbeitete dafür zu langsam. In London handelt es sich um die Versorgung weit größerer Massen. Ist die Kirche hier mit dem Problem fertig geworden? Wer London besucht, geht an seinen großen Kirchen nicht vorüber; auch der schlichte Reisende betritt die St. Pauls' Kathedrale und die Westminster Abtei. Die Kuppel und das goldene Kreuz von St. Paul sind das Wahrzeichen von London. Von welcher Seite man auch an den Bau herantritt, stets ist es reizvoll, die gewaltige Masse in das Auge aufzunehmen und dem Lichte nachzugehen, das um den Bau spielt und zwischen seinen Säulen sich verliert. Unvergeßlich bleibt es, den ersten englischen Gottesdienst in diesen erhabenen Räumen mitzuerleben, englisches Psalmsingen zu hören und bei dem von allen mitgesprochenen Unser Vater inne zu werden, daß bei aller Verschiedenheit der Zungen eine Einheit im Heiligen Geist vorhanden ist. Ganz anders ist das spitzbogige Westminster. In diesem wundervollen Bau hat England seine großen Toten versammelt; die äußere und innere Geschichte ihrer Vergangenheit redet zu der Gegenwart, die sich anbetend an diesem geweihten Ort versammelt. „Der du unsern Vätern geholfen hast,“ — wie muß das dem hier klingen, der durch seine Geburt Anteil an dem Lebenswerk der Vorfahren hat, deren Gedächtnis durch Grab, Büste oder Gedenkstein in dieser Walhalla Englands festgehalten ist. Wie ist Volkstum und Kirche verschmolzen! Unser lange zersplittertes Vaterland wird Ähnliches wohl nie hervorbringen können. — Wir wandern weiter, gehen in ärmere und reichere Stadtbezirke. Die Kirchen der Stadtbezirke können sich an Größe und Schönheit mit unsern deutschen Gebäuden messen, haben aber einen Vorzug: die Nebenräume für die Ver-einstätigkeit, in der das Leben der Großstadtgemeinde zum guten Teil pulsiert. Daneben stehen viel kleine Kirchen da, ohne Turm, ohne imponierendes Äußere. Häufig stehen sie überhaupt nicht frei, sondern sind in die Fluchtlinie der Häuserreihe eingebaut, haben die Form eines einfachen Bethauses oder geben durch den Namen zu, daß sie nur eine „Halle“ sind, nüchtern in der äußern wie in der inneren Erscheinung. In den neuen eben emporsteigenden Teilen stoßen wir auf unfertige Kirchen, an denen sofort zu erkennen ist, daß ein größerer Plan durchge-

führt werden soll; ein Teil des Schiffes ist hergerichtet zur Benutzung. Auch jene Wellblechkirche soll augenblicklicher Not abhelfen; eine Holztafel zur Seite kündigt an, daß ein steinerner Bau in bestimmter Größe folgen soll, wie hoch bereits der Baufonds ist, wohin Beiträge abgeliefert werden können. Das ist eine andere Art, abweichend von unsrer deutschen, kirchlich zu versorgen. Aber was wird damit erreicht? Berechnen wir einmal, wie die Zahl der Einwohner und der dem Gottesdienst geweihten Stätten sich zueinander verhält: 1600 sollen in London sein für 7000000 Einwohner. Das gäbe für je 4500 einen Sammelplatz: ein außerordentlich günstiges Verhältnis. Hier ist eine bedeutende Arbeit vollbracht! Hat Gott hier mehr Herzen zum Eigentum sich gewonnen? Oder wird hier anders gearbeitet? Oder ist der englische Christ anders disponiert?

Letzteres beides ist der Fall. Die Namen der Kirchen sagen es uns. Wohl gibt es Bezeichnungen wie daheim: Christuskirche, Heilandskirche, St. Jakobs-, Andreas-, Johanneskirche; aber wir lesen auch: Kongregationalistenkirche, Baptistenkirche, Baptistische Kongregationalistenkirche, Besondere-Baptisten-Kirche, Alt-Baptisten-Kirche, Methodisten-, Wesleyanische Methodisten-, Primitive-Methodisten-, Vereinigte Methodisten-, Frei-Methodistische-, Methodistische Neue-Vereinigungs-, Bibelchristen-Kirche; Christi-Jünger-Kirche; Primitive-Christen-Kirche, Freunde-, Brüder-, Swedenborgianer-Kirche, Heilsarmee, Unitarier-, Freie-Kirche-Englands-Kirche. Das große Heer von Sekten hat das Verdienst, daß London so reichlich mit Predigtplätzen bedacht ist; die englische Staatskirche ist so schwer beweglich wie die deutsche auch und kommt kaum davon los, andere als große schöne Kirchen herzustellen. Aber der Dissenter hat große Beweglichkeit und Fähigkeit, sich den jeweiligen Erfordernissen anzupassen. Er baut das Metro-
politan Tabernakel, das 6000 Menschen faßt, für einen Spurgeon, um dem berühmten Prediger eine viele erreichende Predigtwirksamkeit zu ermöglichen; er faßt mit dem City Tempel unter den Kaufleuten der City Fuß oder mit einer Memorial Chapel sorgt er für die Ladnerinnen der großen Geschäfte. Er fängt aber auch mit einer einfachen Halle an, um durch Evangelisationsgottesdienste eine neue Gemeinde zu sammeln. Nicht mit einer Vergangenheit belastet, hat er vor der Staatskirche die Gabe voraus, leicht allen alles zu sein. Im Wettbewerb bleibt nicht

leicht eine Gelegenheit unbenützt. Diese Gespaltenheit des kirchlichen Lebens hat für London unzweifelhaft das Gute, daß es an Kirchen nicht fehlt. Sie hat auch Schäden im Gefolge. In ärmeren Quartieren ist die Staatskirche oft Alleinherrscher und Alleinhelfer. Die Freikirche lebt von den Geldgaben ihrer Mitglieder und kann von den kleinen Beiträgen der niedern Schichten nur ihr Dasein fristen, wenn reichere Gemeinden helfen. Andererseits wird der bessere Mittelstand zu reichlich umworben, so daß namentlich in den Vororten, die vor 60—70 Jahren erbaut wurden, zu viel Kirchen stehen und sich gegenseitig das Wasser abgraben. Für die neueste Zeit ist eine Änderung dadurch eingetreten, daß in der Erkenntnis der Aufgabe, welche die von der Kirche verlorenen Massen ihr stellen, sich die Hauptkirchen der Sekten zu gemeinsamer Arbeit in den „Vereinigten Freikirchen Englands“ zusammengeschlossen haben. So stehen sich bei aller Mannigfaltigkeit im einzelnen doch nur zwei Kirchenkörper gegenüber: die Staatskirche, welche von Bischöfen regiert wird, und die Vereinigten Freikirchen, bei denen jede Gemeinde sich mehr oder weniger selbständig regiert. Beide Systeme haben ihre Vorteile und Nachteile, ihre Kraft und ihre Schwäche für die Entfaltung des aus Gott geborenen Lebens. Aber beide Arten des Gemeinschaftslebens sind aus dem Leben der Nation herausgewachsen und fest in der Geschichte des ganzen Volksleben verankert, wie wir Deutschen den konfessionellen Zwiespalt zwischen Protestantismus und Katholizismus auf unserm Werdegang mit uns schleppen. So jammervoll der Zwiespalt in Schule und Familie empfunden wird, zwingt er doch jede Konfession zu angespannter Arbeit; keine darf auf Lorbeeren ausruhen, soll der Gegner nicht zu weit überholen. Bei einer Entwicklung rein von innen heraus hätte mancher Keim noch lange geschlafen, den ein Anstoß von außen zum Wachsen anregt. Die Kirchen ahmen einander auch nach. Ähnlich wirken Staats- und Freikirche in London aufeinander. Die Heilsarmee führte zur Gründung einer „Kirchenarmee“; der Mitarbeit der Gemeindeglieder bei den Freikirchen entspricht das Institut der „Laien-Leser“, ein Amt, dessen ein Gladstone gern gewaltet hat, weil es ihm gestattete, die Bibellektionen in der Kirche seines Landgutes zu lesen. Dem Wettbewerb der rivalisierenden Kirchensysteme verdankt London mit seine gute Versorgung mit Predigtplätzen.

Kirchen allein tun es aber nicht. Suchen wir die englische Gemeinde in ihrer Kirche auf. Sonntag ist heute, und wie ruhig ist es! Steht denn das Rad des Lebens heute still? Kaum einen Wagen hört man, kaum einer eilt zur Bahn. Sonntagsruhe ist in der Tat eingekehrt. Die Zahl der Züge ist wesentlich beschränkt, kein Theater ist offen, ein Museum nur für einige Stunden. Wer so scharf in der Woche arbeitet wie London, muß auch seinen Sonntag haben; und London hält ihn fest. Wir gehen zur Parish Church am Morgen spät um 11 Uhr, der Kirchzeit aller Kirchen. Der Gottesdienst trägt einen feierlichen Charakter. Der Pfarrer mit seinem weißen Überwurf und seinem den kirchlichen Grad zeichnenden Pallium erinnert stark an einen katholischen Priester. Der Gottesdienst mit reicher Liturgie verläuft wie in streng lutherischen Landen. Aber eins fällt uns auf. Die „Besucherinnen“ sollen zur bestimmten Stunde sich sammeln, den Plan für die Woche zu hören: Laienmitarbeit. Am Abend 1/27 Uhr besuchen wir eine Freikirche. An der Tür werden wir von einem der Ältesten mit Wort und Handschlag begrüßt, mit einem Gesangbuch versorgt und zu einem Sitz geleitet. Der Gottesdienst wird von einem der Ältesten eröffnet, er gibt die Lieder an und die Strophen, die gesungen werden sollen; er spricht wohl auch das Eingangsgebet. Der Pfarrer hält seine Predigt in einfacher schwarzer Kleidung ohne Talar. Aus den Mitteilungen über die Arbeit der Gemeinde hören wir heraus, daß die Sonntagschule von einem Gemeindeglied, nicht vom Pfarrer geleitet wird. Die Bibelstunde für junge Männer hält ein Ältester, für junge Mädchen Fräulein N. N. Mitarbeit, verantwortliche Mitarbeit der Gemeindeglieder ist hier Wirklichkeit. Beim Ausgang verabschiedet man uns und ladet zum Wiederkommen ein. Dieses Interesse wirkt wohlthuend auf den Fremden in der Stadt. Wir verlassen die Kirche und mischen uns unter die Spaziergänger, die den schönen Sommerabend, in der Hauptstraße auf und ab wandelnd, genießen. Wer steht denn dort an der Ecke? Ein Mann ganz allein mit der Bibel in der Hand und redet; er redet so lange, bis einige stehen bleiben und das Signal werden, daß andere kommen und sehen, was los ist, und er Zuhörer hat. Vor der Kirche, die wir passieren, hat der Kirchenchor Aufstellung genommen und singt „Hymnen“. Gebet und kurze Ansprache werden nicht fehlen. Dort sammelt

sich eine Gruppe um eine Laterne, sie hört einem blutjungen Bürschchen zu, das in beredten Worten ein überschwengliches Bekenntnis zu Christus ablegt, come to Jesus! Ein Liedervers: dann ziehen drei — vier mit Licht, Stuhl und Harmonium weiter. Plötzlich tönt an unser Ohr ein bekanntes Lied. Sollten wir uns täuschen? Die Wacht am Rhein in London? Da müssen wir hin. Soldaten und Soldatinnen der Heilsarmee haben die Melodie gesungen und geistlichen Text untergelegt; wir kommen gerade recht zu sehen, wie sie auf offener Straße zum Gebet niederknien, und hören dann einen seine Bekehrungsgeschichte erzählen — nein, dies Aussprechen des Innersten geht uns doch zu weit; da kann unsere deutsche Art, das Heiligste zu verbergen, nicht mit. Wir wenden uns ab. Den großen Haufen auf dem höchsten Punkt der Straße müssen wir noch sehen. Eines einzelnen schlagfertige, feurige Beredsamkeit hat ihn versammelt: sie kennen ihn schon und seine abseits vom Wege wandernden Ideen. Einer hält sie ihm im Zwischenruf vor, aber die Antwort sitzt; eine aus der Tiefe seelischen Erlebens geholte schlagende Bemerkung nimmt er mit heim. — Der englische Christ ist doch geistig und seelisch anders disponiert wie wir; sein von Gott empfangenes Leben verschließt er nicht in dem Maße in sich, wie wir es tun; er macht es viel leichter zum Gegenstand der Rede, als wir geneigt sind; er legt sein Innenleben ungenierter dar. Seine Institutionen disponieren ihn dazu, wenn er von Natur zurückhaltend ist. Er entgeht nicht der Gefahr flachen Geredes, leerer Schwäzerei, hinter der keine Wahrheit ist; wir nicht der Versuchung, die Gemeinschaft zu verlieren und ein offenes Bekenntnis zu verpassen. Wir ergießen unser religiöses Leben leicht ins Denken; erwacht uns eine besondere Seite am Christentum, bilden wir unserer Anlage nach ein neues Gedankensystem; aber dem englischen Wesen entspricht es, werbend vorzugehen, und, hört die Gemeinde nicht, eine Abzweigung zu bilden, in der Unternehmungslust und Tatkraft Befriedigung finden kann. Nachläufer finden sich in England immer, ob einer gleich das Ende der Welt auf eine Stunde angibt oder sich für den wiedergekommenen Christus ausgibt. Das sind Ausartungen. Aber ob deutsche ob englische Art: hinter beiden kann das Leben Gottes stehen und in beiden kann das Leben aus Gott sich auswirken. In einer nach Tausenden zählenden politischen Versammlung trat

der Vorsitzende zur gegebenen Minute zur Eröffnung vor und sprach ohne weitere Einleitung: Söhne Gottes, Töchter Gottes, laßt uns beten! Unzufriedenheit mit dieser Aufforderung ver-ratendes Hüfteln und Scharren an wenigen Stellen des Saales; eine kurze scharfe Bemerkung über das Vorrecht des Betens und die ganze Versammlung betet. Volkstum und Christentum scheint doch einen Grad weiter in London verschmolzen. Was der Natur, der geistigen und religiösen, eines Volkes ansteht, mag für die andere nicht passen. Aber in dieser einfachen schlichten Betonung des Christentums war allen Gott gegenwärtig. Alle Lände sind seiner Ehre voll.

Die Massen Londons erfordern auch die freiwillige Tätigkeit des einzelnen Christen. Denn vieles, was bei uns der Staat oder die bürgerliche Gemeinde besorgen würde, wird in England der freiwilligen Leistung der einzelnen zugemutet. Unzweifelhaft erfassen wir auf diese Weise besser das Ganze des Volkes, dringen in seine Tiefen und Abgründe ein; unzweifelhaft bleibt in London vieles liegen. Ob wir uns täuschen, wenn wir sagen, daß solche Armut und Verkommenheit in der Verbreitung bei uns nicht gefunden wird? Wir sind in ärmere Viertel gekommen: diese schlechtgekleideten Gestalten dort an der Ecke! Diese verrohten Gesichter! Selbst die Polizei scheut diese Gesellen. Diese Frauengestalten mit den Kindern auf dem Arm im Wirtshaus! Wie diese Stadt niederzieht, dies ewige Leben zwischen Backsteinmauern, ohne Möglichkeit, in der engen Wohnung zu sich selbst und seinem Gott zu kommen, in zehrender Sorge um das tägliche Brot, die im Alkohol erstickt wird. Ein Wunder, wenn nicht alle Sehnsucht nach Höherem erstorben ist. Was würde ein Pfarrer wollen, können, gegenüber den Massen! Und die Kinderwelt, die da aufwächst! ein Wunder, wenn eins gerät und nicht früher Verwahrlosung anheimfällt. Die Umgebung bietet keine Hilfe zur unbewußten Aufnahme von Schönem und Frohem, Freundlichem und Edlem, auf deren Bahn nach und nach das Höchste seinen Einzug halten könnte. Diese Menschen stehen furchtbar tief. Es krampft sich das Herz zusammen bei diesem Elend der Großstadt. Für die Liebe der Einzelnen war dies Feld frei zum Dienst und die Liebe hat weithin gesiegt. Wir gehen zu Barnardos Waisenhäusern in Stepney, gehen durch die Räume, in denen die Kleinsten verpflegt werden.

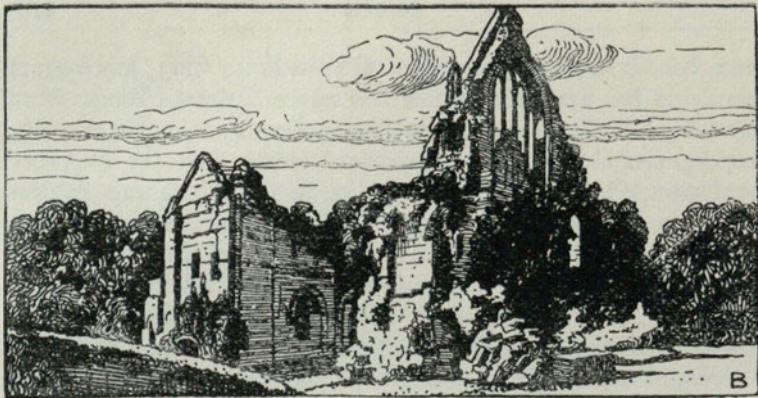
In freundlichen Bettchen schlummern sie; in Spielsälen werden größere ruhig gehalten, wir treten in Schulzimmer, in Arbeitswerkstätten: das alles waren verwahrloste Kinder. Die Führerin ist freundlich genug, zu erzählen, wie des Arztes Barnardo Mitleid erregt wurde durch einen obdachlosen Jungen, der unter den Eisenbahnbogen schlief und ihm das Nachtlager im Freien von einem ganzen Duzend Kinder zeigen konnte. Eine Arbeit, deren Ausläufer bis Kanada reichen, steht heute da. Wir betreten eins der neuen Logierhäuser für einzelne Männer; eine freundliche Halle aus glasierten Steinen umgibt uns; wir treten in saubere Eßsäle mit Kocheinrichtung, die der einzelne benutzen kann, in Räume zum Waschen und Trocknen der Kleider, in Schlafsäle, in denen jedes einzelne Bett durch Holzverschläge vom andern getrennt ist, in den Lesesaal — das hat das soziale Empfinden einer Gruppe von Männern geschaffen. Wir fahren weit hinaus nach dem Osten, wo der Dunst der Fabriken mit der Luft im Kampfe liegt und der Dockarbeiter zu Hause ist, der bald zu viel, öfter zu wenig Arbeit hat. Da steht ein soziales Institut, deren erstes in seiner Art Coynbee Hall war, Mansfield Settlement. Vom Flicker bis zur Wissenschaft, von der Pfennigsparkasse bis zur Bibelstunde sucht man die Leute zu ziehen. Die Arbeit wird von freiwilligen gebildeten Helfern getan, welche ein Jahr auf eigne Kosten kommen: die Macht sozialen Empfindens. Auch an der Heilsarmee wollen wir nicht vorbeigehen, die der Niedrigsten der Niedrigen sich annimmt und deren entsagender Liebe es immer wieder gelingt, den Gottesfunken in Verwahrlosten zu wecken. Es ist kein schöner Platz, der „Elevator“, wo die Probearbeit mit Papierfortieren geleistet werden muß von denen, die sich helfen lassen wollen, scheidet aber die Spreu vom Weizen. Ihre krassen Mittel, auf die Menschen zu wirken, ihre Trompeten und Tamburins wollen unserm feineren Empfinden nicht zusagen. Aber auf so grobe Nerven gehört ein grober Keil; sonst dringt's nicht durch die schwere Hülle des Stumpfsinns. Alle diese Liebesarbeit in ihrer bunten Gestalt ward aus der Bewegung geboren, welche heut als die „evangelikale“ bezeichnet wird, mit Wesley, dem Gründer des Methodismus, ihren Anfang nahm. Als ihre besondere Gabe hat auf ihren Weg durch England in die Welt der barmherzige Gott ihr die tiefe Glaubensüberzeugung vom Wert der Seele für ihren Schöpfer

mitgegeben, daß er ihr Heiland ward. Daraus wuchs eine brennende Liebe zur Seele und dann zum Leib, an den die Seele gebunden ist, und dann zu dem Menschen samt der Umgebung, in der er steht und gerät oder mißrät. Keine Kirchengemeinschaft, keine Richtung in den Kirchengemeinschaften, welche nicht von diesem Quell des Lebens, den Gott erschlossen hat, lebte und zehrte. Es treibt den Einspanner, der ohne Anlehnung an eine Gemeinde doch Zeit und Geld dem Bruder opfert — und welcher Opfer sind englische Christen fähig —, es treibt den hochkirchlichen Geistlichen, selbstverleugnend unter den Armen zu wirken, und Haus und Brot mit ihnen zu teilen. Die Forderung sozialer Gerechtigkeit hat auf dem bereiteten Boden nach und nach Gehör gefunden und den Staat erreicht, der in Deutschlands Nachfolge großzügig für die Alten und Schwachen sorgt, welche die Lebensarbeit hinter sich haben. Einige Schritte weiter hat Gott Stadt und Volk gebracht. — Alle Lande werden seiner Ehre voll!

Alle Lande — das Wort findet bei den Gemeinden freudigen Widerhall. Haben doch fast alle Familien Londons einen Verwandten in den Kolonien oder in fremdem Land gehabt oder haben ihn noch dort. Ihr Reich ist die Welt; so haben sie auch als Christen Verständnis dafür, daß das Christentum eine Welt-sache war und sein muß. Die Enge des Landeskirchentums haben wir noch nicht in dem Maße abgestreift. Uns kommt die äußere Anregung dazu erst jetzt; England aber hat, ehe wir unsern Professoren-austausch bekamen, mit Nordamerika seine berühmten Prediger ausgetauscht. General Booth, der Gründer der Heilsarmee, hat mehr als einmal die Reise um die Erde gemacht, seine Ideen und sein Werk in alle Kolonien bis nach Australien verpflanzt. Die religiösen Wochenblätter, wie sie auf den Zeitungsständen der Bahnhöfe in Menge zum Verkauf liegen, nützen geschäftlich die Gelegenheit aus, die 125 Millionen englisch redender Bürger des größeren Britanniens bieten, und versenden ihre Blätter weit hinaus. Die Rede oder Predigt, die heut der Größen eine gehalten hat, fliegt die Woche in alle Welt. Die große Öffentlichkeit ist ein bedeutsamer Zug am englischen Christentum. Die Größe der Sache begeistert dann wieder zu großen Anstrengungen. Welche Opfer an Geld legt man der Mission zu Füßen, welche Scharen von Frauen und Männern geben sich ihr zum Dienst! Einst fehlten sie den Missionsgesellschaften und Deutsche

aus der Erweckungszeit ließen sich senden. Einst sahen auch die Leiter der Kirchen nicht über die nähere Heimat hinaus. Aber die letzten Vertreter der evangelikalen Bewegung haben die Anregung verstanden und aufgegriffen, welche Gott der Herr der englischen Christenheit geben wollte, als England mit raschen Schritten Kolonialmacht und Weltreich wurde. Es hat harten Kampf gekostet, das Gewissen der Gemeinde zu wecken und ihm die Verpflichtung klar zu machen, welche die Nation hat gegen die Millionen, welche zum britischen Reiche gehören, und noch härteren Kampf, um im Parlament Verständnis zu finden und Widerstände zu brechen. William Wilberforce und seine Getreuen sind es gewesen, welche mit ihrem Kampf gegen die Sklaverei dem englischen Volk die Wahrheit einimpften, daß das Christentum ein großes Menschheitsinteresse sei. Daß er die Sache der Elenden und Enterbten zu der seinigen machte, beruhte im letzten Grunde auf der inneren Wandlung, durch die er in jungen Jahren gegangen war. Ihre Sache aber vor dem Forum der Öffentlichkeit durchzusetzen und gesetzlich im Parlament zu regeln, vermochte er nur, weil die evangelikale Bewegung weite Kreise des Volkes erfaßte und ihm die Möglichkeit bot, ein öffentliches Gewissen zu bilden. Neunmal bringt er Anträge auf Abschaffung der Sklaverei in den Kolonien ein und erringt nur teilweisen Erfolg. Erst drei Tage vor seinem Tode erhält er die Nachricht, daß ein völliger Sieg errungen sei. Seitdem hat Englands Christentum den großen Zug an sich, die Welt als das Feld seiner Betätigung anzusehen und für Christentum und Kirche den berechtigten Platz in der Öffentlichkeit daheim und in der Ferne zu werben.

So wirken in Gottes Weltlenkung äußere und innere Führung auch im Leben der Völker zusammen, seinem Reich die Bahn zu bereiten. „Unser Kampf und Streit“. Von ihrem Lärm ist die Zeit voll; gewaltige Interessen der Völker stehen auf dem Spiel. Doch auch das gewaltigste Reich muß dem Reich der Liebe und seiner Ausbreitung dienen. Des ist auch England an seinem Teil Zeuge.



Schottland

Von Gustav Krome.

1. Die Klosterinsel.

Wir sind von der lieblichen westschottischen Küstenstadt Oban frühzeitig aufgebrochen und wiegen uns auf dem Rücken des Atlantiks in unsrem muntren Schiffe, das uns zwischen Inseln und Bergen gen Westen davonträgt. Wir sollen einen seltenen Blick tun in eine wunderbare Werkstatt der Natur, die hier überall laut und deutlich allen empfänglichen Gemütern Gottes Allmacht und Ehre verkündigt. Wir sollen die Singalshöhle schauen, die doch mehr ein weiter Dom ist, mit trohigen Pfeilern, durchbraust vom Orgelton der sich heranwälzenden Wogen. Wir sollen uns erinnern der schwermütigen Heldenlieder des sagenhaften, blinden Sängers Ossian. — Das alles haben wir dankbar genossen; der Natur und der Sage ist ihr Recht geworden. Noch einen Blick zum Abschied auf Staffa, die kleine „Stabinsel“, die wie ein langgestreckter Felsblock auf weiter Heide daliegt. Aber dann heften sich unsre Augen auf das immer klarer aus den Fluten emportauchende Eiland Jona, die Klosterinsel, die Arbeitsstätte Columbas, des Apostels der Schotten.

Ehe der Ort sein „gloria in excelsis“ rufen kann, fordert für den Augenblick die Geschichte das Wort. Das Land der Schotten war bis gegen das Ende des ersten christlichen Jahrtausends nicht das heutige Schottland. Die alten Scoten wohnten vielmehr

im Norden Irlands, d. h. Irlands. Indessen bildeten sie mit den Pikten, den Ureinwohnern Albhyns, des heutigen Schottlands, den einen großen Stamm der Kelten oder Kaledonier. Bald nachdem die Römer Britannien für immer verlassen (410), setzten wanderlustige Schottenkrieger sich in dem jetzigen Schottland fest. Im Laufe der Jahrhunderte haben sie sich dann mit den besiegten Pikten vermischt und das schottische Königreich gegründet. Noch heute aber erkennt das Auge des aufmerksamen Wanderers, sei es im rauhen Hochlande, sei es in der Princesstreet Edinburgs, die heterogenen Volkstypen; schwarz und schmalköpfig die einen, die andern rötlich-blond mit breiter Stirn. Und noch heute sieht der echte Engländer ein bißchen herab auf die „rohen, rotborstigen Schotten“.

Irland war durch den glühenden Missionseifer St. Patricks (um 450) eine „Insel der Heiligen“ geworden. Ungezählte Klöster waren die Brennpunkte der christlichen Lehre. Während der römische Bischof immer erfolgreicher sich als der Statthalter Christi ausgab und seine Glaubenslehren und seinen Kultus allen abendländischen Völkern aufdrängte, ist diese iro-schottische Kirche zwar nicht „romfrei“ geblieben, hat sich aber in vielen wichtigen Punkten von römischer Art unterschieden. Solange, bis sie — im Kampfe gegen römische Priester unterlag. Ursache dieser Niederlage ist nicht die Schwächlichkeit der schottischen Missionsmönche gewesen. Die haben zäh und kühn ihr Christentum bis ins Frankenreich und unter die deutschen Stämme getragen. Ja, ohne ihre tapfere Vorarbeit wäre des Bonifatius Werk undenkbar gewesen.

Columba aber, aller dieser Streiter Größter, wendet sich nicht nach Süden, sondern folgt seinen vorangegangenen Stammesgenossen mit 12 Gefährten im leichten Fellboot über das Meer (563). In Jona, oder wie die Kelten sagen, IkoImkIll, schlägt er inmitten alter Druidensteine seine aus Reisigbündeln gefertigte einfache, erste Hütte auf.

So spricht die graue Vergangenheit zu uns, die wir nun, vom Bord des Schiffes aus, die kleine 4 km lange und 1500 m breite Insel mit den Augen messen. Wie seltsam! Bei diesem Anschauen springen die Tatsachen der Geschichte aus ihrem alten Rahmen heraus und fangen an zu reden. In solcher rauhen, machtvollen Natur konnte es sicherlich keine Säulenheiligen geben,

die Gott dadurch zu dienen meinten, daß sie jahrzehntelang auf hoher Säule standen. Hier konnte kein „Johannes der Gepanzerte“ leben, der sich in der Fastenzeit mit mehr als 1 Million Geißelhieben bearbeitete, wodurch sich sein Rücken mit einer gefühllosen Hornhaut überzog. Nein, diese erhabene Einsamkeit zwischen Himmel und Meer und Bergen mußte wohl ernste und harte, aber auch tatkräftige, arbeitsame und fromme Menschen erziehen. In Felsengrund ist es schwierig, sein Pfund zu vergraben!

Hurtige Boote bringen uns zur Insel hinüber. Wir wenden uns nicht zu den Trümmern eines nachcolumbanischen Nonnenklosters; auch die herrliche, kürzlich wiederhergestellte Kathedrale lockt uns vorerst nicht. Wir befriedigen zuerst einige Fischerjungen, die uns Ionamuscheln anpreisen und eilen darauf zu dem Platze, da Columbas Kloster stand. Ein alter Schriftsteller und Biograph des großen Mannes spricht von einem kleinen Hügel, der sich nahe der Niederlassung befunden habe. Der ist noch heute mit ziemlich großer Sicherheit zu bezeichnen. Wir besteigen ihn, den „Torr-Abb“, Abtshügel, und schauen umher. Da wächst vor unserem inneren Auge das zerfallene Kloster wieder empor. Wir hören den Ruf zum Gebet und zur Arbeit. Wir sehen die Brüder in ihren Einzelhütten, emsig studierend oder die heiligen Schriften kopierend. Auf der Trift dort hüten Brüder das Vieh; jene kommen mit der Milch der Tiere. Andere fangen die fetten Slundern, die noch heute das Meer reichlich hergibt. Oder sie erjagen auf den Sandbänken der Küste die Seehunde, um mit deren Tran fleißige Lampen zu speisen. Auf diesem Hügel haben die Mönche gestanden, wenn sie die Rückkehr ihres Abtes erwarteten, der eine neue Missionsstätte in das heidnische Land vorgeschoben oder mit der Gewalt seiner Rede einen widerspenstigen clan oder Stammeshäuptling gezähmt hatte. Oder sie sahen, wie demütige Büsser kamen, die sich unter die Heiligkeit dieses Ortes und ihres großen Meisters flüchteten. Aber die Boote brachten auch oft andere, seltsame Last. Es kam die Zeit, wo kein Boden in ganz Schottland für geweihter galt als dieses kleine, wenig fruchtbare Eiland. So brachten denn treue Seelen die Leichname ihrer Lieben hierher und baten um deren Bestattung auf dem gesegneten Boden des Klosterfriedhofs. Noch heute gibt es keinen heimeligern, Kopf und Gemüt tiefer anregenden Ort im Lande,

als den „Reilig Odhrain“, den alten Begräbnisplatz Jonas. Die Gebeine aller der Tausende, die hier ruhen, sind vermodert, die ältesten Grabsteine verwittert oder zerschlagen. Aber die Überlieferung hat gewiß recht, die von 48 schottischen Königen und anderen aus Irland und sogar Norwegen weiß, die hier beigesezt wurden „im Beinhaus ihrer Ahnen“.

Wir Evangelischen urteilen leicht zu hart über Klosterwesen und Mönchtum alter und neuer Zeit. An körperliche Faulheit denken wir dabei oder an sittliche Säulnis. Jona ist ebensowenig wie Irland eine Insel der heiligen gewesen. Aber doch sind zahllose Jona-Klosterbrüder, die als sogenannte Bischöfe sich im ganzen Lande festsetzten, und ihr großer über alle gebietender Abt notwendige und auserlesene Werkzeuge des Höchsten gewesen. Mögen ihre Segensspuren dem menschlichen Auge verborgen sein, das jetzt nur noch Trümmer sieht und Leichensteine — die „Keli-De“, Kuldäer, Männer Gottes von Icolmkill, haben nach einem alten Bericht nicht vergeblich „demütig, einsiedlerisch, arm, keusch, nüchtern und voll heiligen Eifers“ ihre Tage gelebt. Columba durfte sich königlichen Geblüts rühmen. Aber nicht als Königskind, sondern als Bahnbrecher der Königsherrschaft Jesu unter den Schotten glänzt sein Name in den Blättern der Geschichte und unter den Steintrümmern seiner Klöster.

2. St. Margaretens Kapelle.

Schottischer Patriotismus kennt nichts Mächtigeres als Edinburgs „castle“, nichts Großartigeres als den Ausblick, den das Auge genießt von der Burgzinne vor St. Margaretens Kapelle. Über die weite Promenade der Prinzenstraße hinweg eilt der Blick zu den Wassern des Firth of Forth bis in das „kingdom of Fife“, wie der Schotte scherzend sagt. In der nebeligen Ferne aber ahnt er die kahlen Kuppen des Hochlands. Wir stehen einen Augenblick versunken in diese Herrlichkeit. Doch dann hören wir das Flüstern der Vorzeit hinter uns: Das Kirchlein der heiligen Margarete ist's, das uns ruft. Die Archäologen beweisen uns normannische Kunst in diesem grauen Gemäuer. So treten wir denn mit der Ehrfurcht, die das Alter billig beanspruchen darf, in dieses älteste und kleinste Gotteshaus des Landes ein.

Wer war die Heilige, nach der die Kapelle heißt? Eine

englische Fürstentochter, die 1068 vor Wilhelm dem Eroberer floh und in Malcolm Canmore, dem Könige Schottlands, ihren Beistand und ihren Gatten fand. Es dünkt uns ein Märchen, wie sie, die feine, liebliche Frau, die Herzen der rohen, rauhen, unwissenden, aber doch so treuherzigen Schotten fand, wie sie ihren bärenhaften, ungeschliffenen Gatten zu zähmen wußte durch Güte und Frömmigkeit. Lesen konnte er nicht; aber desto eifriger trug er ihre Andachtsbücher selbst herbei und drückte Küsse der Verehrung darauf. Das kleine, halbdunkle Gebäude, in dem wir stehen, wird oftmals davon Zeuge gewesen sein, wie sie ihn beten lehrte und seine ungezügelte Rauheit opfern auf dem Altar Gottes.

So lassen sich wohl viele Gründe finden, weshalb die Königin als die Heilige in Schottlands Geschichte weiter lebt. Aber der Hauptgrund ist doch dieser: Während Columba Roms Oberhoheit in Glaubenssachen nicht suchte, hat Margarete keine größere Aufgabe gekannt und lösen wollen, als die Schotten unter das Joch Roms zu beugen. Das ist ihr glänzend gelungen. Gewiß in hohem Maße durch ihre persönliche Frömmigkeit, die Gottes Ehre suchte. Aber, wo ihre Worte versagten, da half die harte Hand ihres königlichen Gemahls mit besser überzeugenden Beweisgründen nach. Seit Margaretens Herrschaft lenkte die römische Kirche die Herzen der Gläubigen in Schottland wie Wasserbäche, und die von Jona aus gepflanzte alte keltische Kirche zerbröckelte mehr und mehr. Diese Tatsachen bezeugen uns die altersgrauen Wände von St. Margareten Kapelle.

Was Königin Margarete begonnen und erreicht, vollendeten und bewahrten ihre 3 Söhne, die nacheinander dem Vater in der Regierung folgten. Nicht lange hat es gedauert, da zählte man in schottischen Landen 12 römische Bischofsitze, und ein Heer von katholischen Mönchen setzte sich im Königreiche fest. In einer Stunde führt uns die Eisenbahn von der Hauptstadt durch das grüne Hüggelland der Provinz Midlothian zu den erhabensten und lieblichsten Denkmälern, die diese fleißigen Mönche zurückgelassen haben. „The land of Scott“ heißt bei den dankbaren Schotten dieser ganze Landstrich zu beiden Seiten des Tweed. Hier ist dieser große Dichter (Walter Scott) aufgewachsen. Hier hat er sich zu Abbotsford sein Schloß gebaut und mit den seltensten

Dingen geschmückt. Hier hat er schließlich als müder Mann in fiebernder Eile gearbeitet, um drückender, unverschuldeter Schulden ledig zu werden.

Es ist eine meiner erfreulichsten Erinnerungen an Schottland, dieser Tag im Lande Scotts, der uns unter liebenswürdigster Führung mit dem Automobil eines begüterten Herrn im Fluge von einem Paradies zum andern brachte. Melrose-Abtei! Du ehemals reichstes und machtvollstes Zisterzienserkloster Schottlands! Deine gigantischen Spitzbogen und Pfeiler, deine hohen, harmonischen Fenster, zumal dein berühmtes „Dorrenkronenfenster“ folgen mir bis in den Traum. Aber auch deine unzähligen kleinen Zierlichkeiten, mit Liebe und Geschick in den Stein gegraben, lassen den Beschauer ahnen, wie schön du gewesen sein mußt, als das barbarische Feuer der Engländer dich noch nicht zur trauernden Ruine gemacht hatte. Nun ist es dir ergangen, wie der alte Grabstein deines Friedhofs dem Menschen und seinem Werke prophzeit:

Erde wandelt auf Erden, strahlend wie Gold;
 Muß doch zur Erde werden, eh' sie's gewollt.
 Erde türmt auf der Erde Burgen und Stein;
 Erde spricht zu der Erde: Alles wird mein!

Solche Gedanken bedrücken den Wanderer fast noch mehr in den Ruinen des einstigen Prämonstratenserklosters Dryburgh. Nicht weniger als dreimal haben die Engländer, früher „the auld enemy“ der Schotten, diese überaus prächtig gelegene Abtei verwüstet. Aber auch die verbliebene Schönheit macht das Scheiden von dieser Perle des Landes noch immer sehr schwer, zumal „Sir Walters“ Grab dem Orte eine besondere Weihe gibt. Der nachsinnende Geist wird hier unwiderstehlich gezwungen, die Leiter der Jahrhunderte hinabzusteigen. Er sieht zuerst, wie Columbas Mönche von Lindisfarne aus, ihrer Hauptstation hier im Osten, die heidnischen Druiden verdrängen und „Christum treiben“ auf ihre Weise. Dann kommt Rom. Das Kloster, das jetzt in größter Schönheit erwächst, ist nun nicht mehr in erster Linie Missionszentrum. Harte Mönchsregeln, verbunden mit Kasteiung und Kontemplation, häufen in Melrose und Dryburgh einen Schatz guter Werke. Kunst und Wissenschaft blühen. Auch in irdischen Dingen wird der Mönch der Lehrer des Landes. Wir

haben bei Melrose große Schafherden weiden sehen, deren kostbare Wolle in den Fabriken des nahen Galashiels verarbeitet wird. Die Klosterbrüder sind hier die Wegbereiter gewesen. Und die Vorfahren der prächtigen Äpfel dieser Gegend mögen sich einst in den Obstgärten Melroses und Dryburghs gewiegt haben. In Gottes Reich kommt nichts um, ist nichts vergebens geschaffen. Dies Gesetz gilt auch von dem Beten und Arbeiten dieser weltabgeschiedenen Mönche. Wenn auch ihre Lehre und danach ihr Leben schließlich voll schwerer Irrtümer waren, sie haben doch ihren Beitrag geliefert zum göttlichen Fortschritt. Dann aber ist ihre Zeit um. Eine neue Epoche steigt empor, die Reformation.

3. Zerknirscht vor Gott, unbeugsam vor Menschen.

In Edinburg streiten sich zwei Straßen um den Ruhm der größten Sehenswürdigkeit, Princesstreet und Canongate. Sicherlich ist die erstere stolzer und fürstlicher als ihre Rivalin. Aber wie den Maler, so zieht es auch den Freund der Geschichte immer wieder zur „Kanonikergasse“ mit ihren geheimnisvoll-dunklen und — schmutzigen Quergängen und Höfen. Noch heute hört ein empfängliches Ohr dort die verhallenden Tritte großer Zeiten.

Im Sommer des Jahres 1563 öffnet sich in der Canongate die Tür eines grauen Giebelhauses. Eine hohe Gestalt in schwarzer Kleidung, bei der ein langer, pelzverbrämter Rock am meisten auffällt, tritt heraus und wandelt die abschüssige Straße hinab zum königlichen Schlosse Holyrood.¹⁾ Bisweilen droht heimlicher Haß hinter dem Manne her. Doch die große Mehrzahl der Bürger „Auld Reekies“²⁾ schaut ihm dankbaren, leuchtenden Blickes nach. „John Knox!“ So hört man's flüstern. Er ist's, der Führer der seit 1560 im Lande herrschenden Reformation. Maria Stuart, die schöne, leichtsinnige, katholische Schottenkönigin, hat ihn zur Audienz aufs Schloß befohlen. Schon mehrfach hat Knox vor der Königin gestanden in jenen kleinen, unköniglichen Räumen, die wir in bewegter Erinnerung an Mord und Blut betreten haben. Maria hat ihm bittere Vorwürfe gemacht wegen seiner offenen Angriffe auf den „Gözendienst des Papsttums“, auf das „Teufelswerk der Messe“, die nun mit der in Frankreich

¹⁾ = heiliges Kreuz.

²⁾ Auld Reekie = altes Rauchnest, ein Kosenamen für die Stadt.

erzogenen Fürstin wieder in die Kapelle Holyroods eingezogen ist. Als dann später Gerüchte von Marias bevorstehender Heirat mit dem katholischen, leichtfertigen Darnley zu Knog' Ohren gedrungen sind, da hallt die herrliche Kathedrale Edinburgs, St. Giles, wider von drohender, anklagender Beredsamkeit. Einem katholischen Landeshauptmann solle kein Schotte Gehorsam leisten; das heiße nichts andres als Christus Jesus aus seinem Reiche verbannen. — Dafür soll sich nun der Reformator verantworten. Diese Verhandlung ist von der größten Dramatik. Maria Stuart, von ihren vier französischen Marien umgeben, beginnt: Nie ist eine Fürstin so behandelt worden wie ich! Aber Gott weiß es, ich werde einst gerächt werden! Der alte Chronist berichtet, wie sie oftmals von ihrem Pagen neue Taschentücher fordert, um den Strom ihrer Tränen zu trocknen und — den harten Puritaner zu rühren. Sie kennt ihre Macht über Männerherzen. Niemand hat bisher ihren Blicken, Worten oder gar Tränen widerstanden. Doch John Knog, „zerknirscht vor Gott, unbeugsam vor Menschen“, wiederholt nur die scharfen Worte seiner Predigt in St. Giles und sagt: Ich muß dem gehorchen, der mich offen sprechen heißt; der mir verbietet, irgendeinem Fleische auf Erden zu schmeicheln.

Dann wird der harte Bußprediger in größter Ungnade entlassen; er soll im Vorzimmer warten. Draußen bemerkt er den lustigen Hofstaat. Er benützt die Zeit und spricht: O ihr feinen Damen! Wie lustig wäre euer Leben, wenn es ewig dauern wollte, und ihr endlich mit all dem bunten Puß könntet zum Himmel fahren. Aber psui über den Schelm Tod! Der kommt doch, ob wir wollen oder nicht. Hat er uns in seinen Klauen, dann beginnen die garstigen Würmer ihr Werk mit diesem Fleische, sei's noch so schön und zart. Ich fürchte, die arme Seele wird dann zu schwach sein, Gold, Geschmeide, Quasten, Perlen und Edelsteine mit sich fortzutragen!

Eine harte Rede, unerhört in königlichen Palästen! Hart, wie der ganze Mann, rauh wie schottisches Klima sein kann. Als die schottischen Freunde uns zur großen Konferenz des letzten Sommers einluden, schrieben sie dabei: Sorgt für warme Kleidung; Edinburger Nebel ist kalt und rauh! Solche düstere Rauheit bildet einen beträchtlichen Teil von Knog' Charakter. Aber doch nicht nur in dem seinigen. Ein Historiker hat gewiß recht, wenn

er die Schotten jenes Zeitalters „ein rohes, sinniges, treuherziges Geschlecht“ nennt. Wie der Golfstrom diese nördlichen Landstriche warm und freundlich macht, so mußte auch erst die warme Jesusliebe diese urwüchsigen Nordländer in jahrhundertelanger Arbeit zu größerer Milde und Sanftmut erziehen. Wer sich mit schottischer Geschichte näher befaßt, wer in die feuchten Kerker der Schlösser dieses Landes hineinsieht, ist ergriffen, ja abgestoßen davon, wie eilig und häufig hier Menschenblut vergossen wurde, wie grausam die Gefangenen gequält, wie barbarisch Kunstdenkmäler und Tempel verwüstet worden sind. Gerade in diesem letzten Punkte hat Knox als der hinreißende Redner und Führer seiner Anhänger schwer gefehlt. Man vergleiche hier doch Luther und Knox! Als dieser 1559 von Genf zurückkehrt, voll calvinischer Gedanken, werden unter seiner Führung mehr als 200 Klöster zerstört. Denn, sagte Knox, wenn man die Nester zerstört, kommen die Krähen nicht wieder! Alte Bilder und kostbare Messbücher werden dabei zerrissen und verbrannt, die Altäre umgestürzt. Die Magdalenenkapelle in Edinburg wird dem Fremden gezeigt wegen ihres recht traurigen Ruhmes, das einzige vor-reformatorische Buntglasfenster in ganz Schottland zu besitzen. So gründlich haben die rohen Bilderstürmer ihre Arbeit getan.

Dieser beklagenswerte Haß gegen alles, was an „popery“ irgendwie erinnert, läßt sich bei Knox wohl erklären. Er ist geboren 1505, hat also mit Bewußtsein eine lange Zeit blutiger Ketzerverfolgung erlebt. Mehrfach haben von dem Caltonhill der Hauptstadt die Scheiterhaufenflammen hinabgeleuchtet auf den Firth. 1539 sind an einem Tage auf dem Burgberge Edinburgs, an der Stelle, wo ich oft gestanden habe, fünf Bekenner der evangelischen Sache in den gesegneten Flammen der Kirche umgekommen. Und was für Gründe veranlaßten alle diese Schauspiele? Ein Priester hatte in Ehren ein Weib gefreit. Ein anderer hatte ein Neues Testament in der Muttersprache besessen. Wieder einer mußte sterben, weil er durch Christi Blut allein wollte selig werden. Die Reihe der schottischen Märtyrer ist noch lang. Sie beginnt mit dem 1528 verbrannten 23jährigen Patrick Hamilton.

Hamilton hat die Lehre des reinen Evangeliums in Deutschland empfangen. Nicht direkt in Wittenberg, wo zur Zeit seines Aufenthalts auf dem Festlande die Pest wütete, sondern durch

Lambert in Marburg. Nun kehrt er als mutiger Evangelist zurück, um bald darauf in St. Andrews, der alten schottischen Universität jenseits des Firth, Edinburg gegenüber zu sterben. „More roasted than burned“, heißt es im Berichte eines Zuschauers. Seine Todsünden haben u. a. darin bestanden, daß er lehrte: Ein Mensch wird gerecht nicht durch Werke, sondern durch Glauben allein. Und: Gute Werke machen nicht einen guten Mann, sondern ein guter Mann tut gute Werke. Man sieht, der Märtyrer hat die „Freiheit eines Christenmenschen“ gelesen und begriffen.

Die Hoffnung des römischen Kardinals Betoun, die Ketzer würden sich durch den Feuerschein warnen lassen, haben sich nicht erfüllt. Das Feuer brannte weiter auf den Scheiterhaufen, aber auch in den Herzen der Evangelischen. „The reek of Patrick Hamilton infected all on whom it did blaw.“¹⁾ Zu ihnen gehört einer der heldenhaftesten und gewinnendsten Träger des Evangeliums in Schottland, George Wishart, gehängt und verbrannt in St. Andrews, 1546. Als dessen Schüler und Anhänger erscheint nun plötzlich John Knox. Das erste, was wir hier von ihm hören, ist charakteristisch genug für ihn: Er trägt seinem Lehrer ein zweihändiges Schwert voran! Schon hier der kühne, trotzige, rauhe Kämpfer! Ganz so, wie wir ihn, in Erz gegossen, gesehen haben an der Stätte seiner Hauptwirksamkeit, in St. Giles oder St. Ägidien. Nur, daß hier seine Hände das geistliche Schwert, die Schrift umfassen.

John Knox ist redlich gehaßt worden. Bis in die Gegenwart reicht der Unwille gegen ihn. Daß die Katholiken ihn schamlos nannten, weil er zweimal verheiratet war, ihm einen Bund mit dem Teufel zuschrieben, solche römischen Verlästerungen teilt er ja mit allen Reformatoren. Zum Verwundern ist's nur, daß dieser große, anerkannt selbstlose Mann bis heute von vielen evangelischen Schotten ungerecht beurteilt wird. Ja, er hat Könige gedemütigt; er hat Altäre umstürzen lassen; er ist nicht immer säuberlich mit seinen Gegnern verfahren. 18 Monate Frondienst auf französischen Galeeren haben sein Herz vielleicht unnötig bitter gemacht. Etwas von dem sonnigen, kindlich-frohen Gemüt unseres Luther möchte man seinem Charakterbilde oft hinzu-

¹⁾ Der Rauch steckte alle an, gegen die er blies.

fügen. Aber diese seine Fehler berechtigen nicht zu sagen, ohne ihn wäre die schottische Reformation besser verlaufen. Verlaufen wäre sie — im Sande. Melancthonnaturen, wie John Erskine, Winram, Spottiswoode machen keine Reformation ohne die Luthernatur eines Knox.

Das Haus in der Canongate, in dem Knox gewohnt hat, trägt heute ein neueres Gewand. Doch reichen viele Wände und Winkel desselben bis in die Zeit des Reformators. Sie haben uns erzählt von seinem häuslichen Leben und von seinem Tode im Jahre 1572. Bis in die letzten Tage bleibt er sich gleich. Eine seiner letzten Botschaften ist die prophetische Drohung gegen einen Widersacher, er werde, wenn er nicht umkehre, bald an einem Galgen hängen. Aber auch sein Glaube bleibt groß und unerschütterlich bis zuletzt. Johannes Kap. 17, 1. Kor. 15, das Apostolikum dienen ihm zum Trost. Er stirbt wie ein Christ, der weiß, wohin er fährt.

4. Grey-Friars Churchyard.

Ludwig Richter verdarb es bekanntlich mit seinem russischen Fürsten, den er als Maler begleitete, dadurch, daß er ihm ein Grabdenkmal darstellte mit einigen Pinien im Hintergrunde. Dieser tapfere Fürst würde sicherlich den ernstesten, stillen Friedhof an der ehemaligen Kirche der „Grauen Mönche“ in Edinburg nicht mit uns betreten haben. Der Gesamteindruck dieses alten Ruheplatzes der Toten ist ganz überwältigend. Grey-Friars Churchyard hat in alten Zeiten außerhalb der Stadt gelegen. Nun haben ihn die Häuser allseits eng umklammert. Die grauen Postamente lehnen sich an die Rückwände der Häuser. Wäschestücke, nach Edinburger Brauch an langen Trockenstangen zum Fenster hinausgetan, flattern um ein Grabmal. Je und dann huscht eine Kaze zum Hause hinaus und sonnt sich auf einer Graburne. Wenn dann die Sonne den schottischen Nebel besiegt, wenn die Lichter auf den vielfach zerbröckelnden Steinen spielen, die der Efeu dicht umschlingt, rostiges Eisengitter vergeblich schützt, so werden wir lange nach einem Orte suchen müssen, wo düstere Erhabenheit und helle Lieblichkeit sich also streiten um den ersten Platz.

Die vielen Hunderte von Grabtafeln und Steinen erzählen von Taten und Tugenden gar mancher einstmals gefeierten Bürger Edinburgs. Der Meisten Ruhm und Größe freilich ist

mit den Inschriften verwittert und vergessen. Aber einige Orte bewegen noch heute in besonderem Maße das Herz dessen, der zu ihnen herantritt. Wir stehen zuerst vor einer schweren liegenden Grabplatte eines ziemlich unbekanntenen Mannes, die uns das Folgende erzählt. Als König Karl I. von England den presbyterianischen Schotten, die jede Art von Episkopalismus als „römischen Sauerteig“ tödlich haßten, Erzbischof „Lauds Gebetbuch“ mit feststehenden Gebeten und einer katholisierenden Liturgie aufzwingen wollte, da haben diese Presbyterianer 1638 einen neuen Bund — covenant — geschlossen, mit der Verpflichtung, „den Irrtümern bis aufs äußerste zu widerstehen“. Das Bundespergament aber ist vom Dolke auf diesem Grabstein, von manchen mit dem eigenen Blute unterschrieben worden. Er heißt bis heute der „covenantstone“.

Kommt die Rede auf diese Zeit des Kampfes um die Kirchenverfassung, so vergißt kein Schotte, zumal kein Presbyterianer, seinen Gast nach St. Giles zu führen und einen Namen zu nennen, der unsterblich sein wird, solange in Edinburg ein Stein auf dem andern liegt, Jenny Geddes. Zwar ist sie nur ein „kail-wife“, ein Kohlweib gewesen. Aber hat sie nicht die schottische Staatskirche, hat sie nicht das Lebenswerk des John Knox und seines Nachfolgers Andrew Melville gerettet? So erzählt sich das Volk. Als Lauds Service-Boock zum ersten Male in St. Giles gebraucht werden sollte, hat diese Jenny ihren Klappstuhl dem amtierenden Geistlichen an den Kopf geworfen und dabei gerufen: „Deil colic the wame o' ye!“¹⁾ Es sind begründete Zweifel vorhanden, ob es eine Jenny Geddes gab. Aber schlägt nicht ihr Stuhl im heutigen schottischen Altertumsmuseum alle solche Fragezeichen zu Boden? Nun, es sei, wie es sei. Auf alle Fälle erinnert diese lustige Randverzierung der Geschichte alter Zeit daran, daß keine Macht der Erde jene Schotten des 17. Jahrhunderts hat von dem abbringen können, was ihr Gewissen als recht erkannt hatte.

Ein anderer Beweis dafür ist auf dem Friedhof der Grauen Mönche „the Martyr's monument“, eine 5 m hohe steinerne Tafel, vor der wir im Geiste jetzt stehen. Sie legt ein ergreifendes Zeugnis davon ab, mit welcher furchtbaren Opfern die Nachfolger

1) Teufliches Bauchgrimmen sollst du kriegen!

der ersten covenanters das Erbe der Väter, eine freie presbyterianische Kirche sich haben bewahren müssen. Von 1661—88, unter der Regierung des zweiten Karls, haben, wie dieser Stein sagt, 18000 Märtyrer ihr Leben lassen müssen, darunter etwa 100 hervorragende Männer Edinburgs. Deren Gebein liegt hier. Diese covenanters sind, so bezeugen es die originellen Verse des Grabmals, „der Hier verfluchter Prälatenknechte“ zum Opfer gefallen. Nun liegt ihr Staub hier, „vermischt mit Mördern und andrem Volk“; das alles, „weil sie beständig, standhaft, innig und zeugenmutig für die Vorrechte Christi, ihres Königs, eingetreten sind.“

Noch einen dritten Ort des Kirchhofs muß ich zeigen, bekannt unter dem Namen „Covenanters prison“. Es ist ein langer, schmaler, rechteckiger Raum, mit hohen Mauern umgeben; alte verwitterte Grabtafeln zu beiden Längsseiten. Hier haben 500 gefangene covenanters bei dürftigstem Brot und Wasser schreckliche Monate unter freiem Himmel, zum Teil bei eisiger Winterkälte zugebracht. Wer sich des Nachts von der Erde erhob, wurde niedergeschossen. Eine gelungene Flucht kostete, je nachdem der Würfel fiel, einem der Zurückbleibenden das Leben. Wer sich verpflichtete, nicht wieder gegen den König zu kämpfen, konnte dadurch die Freiheit erkaufen. Fast keiner hat davon Gebrauch gemacht. Schließlich sind die Überlebenden zur Deportation auf ein Schiff gebracht. Das Schiff ging unter und nur 40 erreichten lebend die Küste. —

Doch genug von diesen dunklen Bildern des Grey-Friars Thurnhard! Viel Menschliches, allzu Menschliches! Viel unedle Grausamkeit; auf beiden Seiten! Denn auch die covenanters haben Böses mit Bösem vergolten. So, als sie den hochherzigen, königstreuen Montrose durch Canongate einem grauenhaften Tode entgegenschleppten. In den berechtigten Widerstand gegen Gewissenszwang mischte sich viel halsstarrige Unbotmäßigkeit. Passen denn solche trüben Bilder in ein Buch, das gerade von der Ehre Gottes in allen Landen zeugen will? Ja, menschliche Torheit und Sünde hindern oft, einer Regenwolke gleich, den Durchbruch der Herrlichkeit des Herrn! Aber nur eine Zeitlang! Um so strahlender bricht darauf hervor der schöne Glanz Gottes. Es ist unseres himmlischen Herrn höchster Ehrentitel, daß er die sparsamen Funken des Feuers der Liebe zu ihm unter Haufen von Schlacken

und Asche findet und zur reinen Flamme entfacht, wann er will, daß er das Gute und Gesunde in einer großen Volksbewegung benutzt zum Aufbau seines Reiches. Dieser kalte Sanatismus jener Puritaner, dieses empfindliche und troßige Gewissen, diese grimmige Wahrheitsliebe, sie leben, durch Christus gebändigt und gemildert, im schottischen Volke fort. Wenn wir von Thomas Carlyles Vater hören, daß er die Arbeiter davonjagte, die zu einer Hochzeit die schadhafte Stellen seines Hauses übertünchen wollten, so finden wir hier denselben Geist, wie er uns auf dem Friedhof der Grauen Mönche entgegenwehte. Dieser Geist erklärt zu einem Teil die seltene schottische Tatkraft auf dem weiten Felde der Kirche und Mission, dieser Geist, der die Menschen treibt, „ihm zu Ehren alles zu wagen“.

5. Das christliche Schottland an der Arbeit.

Wir gingen durch die Hauptstadt. Mein Führer unterzog sich der nicht unbeträchtlichen Mühe, mir, dem Fremden, die schottischen kirchlichen Verhältnisse klar zu machen. Dazu knüpfte er an die einzelnen Kirchengebäude an.

Sehen Sie hier die stattliche Kathedrale St. Mary, die schöne Kirche der Bischöflichen. Morgen werden wir darin der Bischofsweihe und Inthronisation des Reverend George Henry Somerset Walpole, D. D. beiwohnen.

Dort oben schaut die einzig in der Welt dastehende steinerne Turmkrone von St. Giles hervor. Dieser gewaltige Bau ist nach manchen Wandlungen der namhafteste gottesdienstliche Versammlungsraum der Presbyterianer, der established church oder Staatskirche von Schottland.

Nach einigen Minuten standen wir vor einer bescheidenen Kirche, an deren Eingang eine große Tafel die Zeit der Gottesdienste in dieser „United Free-Church“ angab. Warum heißt sie denn: United? — Im Jahre 1900 haben sich die meisten Anhänger der Free-Church und der United Presbyterian-Church unter diesem Namen zusammengefunden.

Aber weshalb dann wieder das „united“ bei dieser letzteren? Weil sie eine Vereinigung bildete der früher für sich bestehenden Secession-Church und Relief-Church. Die Free-Church aber stammt daher, daß wegen des Mißbrauches gewisser Patronatsrechte viele leitende Persönlichkeiten mit großem Anhang

unter Führung des bekannten D. Chalmers aus der Staatskirche austraten. Das war die sogenannte „disruption“ (Bruch) im Jahre 1843. Übrigens sind nicht alle Glieder jener Freikirche zur Vereinigung mit der United Presbyterian-Church willig gewesen. Sie existieren heute als sogenannte Wee Free-Church oder Kleine Freikirche fort. Manche Zivilprozesse haben zwischen diesen beiden Freikirchen die Vermögensverhältnisse feststellen müssen.

Doch ich sehe, es ist für heute genug! Morgen führe ich Sie dann zu der Evangelischen Union, den Baptisten, Methodisten, Wesleyanern, die sich in sechs verschiedene Lager zertrennt haben, zu den Quäkern, Irwingianern, den Sandemaniern oder Glassiten, Unitariern, Swedenborgianern — — Da seufzte ich und die Melodie ging mir im Kopf herum: Eine Herde und ein Hirt!

Diese uns Deutschen nicht immer verständliche Sehnsucht nach neuen Kirchengründungen geißelte ein Redner in einer Versammlung der großen Missionskonferenz, als er sagte: Da schickt uns wohl eine „Kirche“ den Jahresbericht ins Haus. Mitgliederzahl: 75. Gaben für die Innere Mission: Nichts! Für die Äußere Mission: Nichts! Zuwachs: Keiner! Und am Schluß des Berichts steht die Mahnung: Brüder, laßt uns beten, daß wir unserer Kirche ferner treu bleiben! Es steckt sichtlich viel Falschpersönliches, viel äußerliches Wesen hinter dieser Differenzierung des kirchlichen Lebens. Aber doch noch viel, viel mehr Kraft und Liebe und Interesse für Christus und sein Reich. Wir alle, die wir im vorletzten Sommer in Edinburg waren, haben das Große und Segensreiche unserer Landeskirche aufs neue hochschätzen gelernt. Doch manchmal standen wir beschämt. Eine Dame aus den hochgebildeten Kreisen Schottlands behauptete, sie wisse kaum so viele Männer ihrer Bekanntschaft anzugeben, wie sie Finger an der Hand habe — und sie hatte daran auch nur 5 —, die nicht wenigstens einmal des Sonntags die Kirche besuchten. Wie viel Finger hätten wir wohl nötig, wollten wir in Deutschland einmal anfangen zu zählen?

Die vielen Freikirchen Schottlands erhalten vom Staate keinen Pfennig. Der ganze Unterhalt der Kirchen muß von ihren Gliedern aufgebracht werden. Wie manches schwere Geldstück fällt da in den Teller, der für die „offerings“, die freiwilligen Gaben für die Kirche, im Gottesdienst herumgereicht wird.

Dazu tritt dann die ganze große Liebeslast für die Arbeit unter den Heiden. Hier steht keine Kirche des Landes zurück. Reger Eifer spornt alle Kräfte an. Mit gutem, begründeten Recht konnte die Edinburger Zeitung, der „Scotsman“, in ihrem Begrüßungsartikel zur Weltmissionskonferenz behaupten: „Im Verhältnis zu seiner Bevölkerung hat Schottland mehr für die Mission getan als irgendein andres Land der Welt.“ Bringen doch die $4\frac{1}{2}$ Millionen Schotten die Hälfte von der Summe auf, die das große 65 Millionenvolk der Deutschen für diese allerwichtigste Arbeit übrig hat. Das deutsche Gewissen pflegt die bei solchen Tatsachen etwa aufsteigende Unruhe mit den billigen Worten zu besänftigen: Das reiche England! Diese Entschuldigung ist natürlich falsch. Nicht der Reichtum Schottlands ist der Grund solcher Leistungen, sondern die vielen brennenden Herzen, der Glaube, der feuer- und diebes sichere Geldschränke bricht. Eine Forderung, die auf der Konferenz immer wieder erhoben wurde, war die: Spirituel men for spirituel work. Die Engländer, die Schotten zumal, wissen es wohl: Sind die ersteren da, so folgt nach einem wirklich „unverbrüchlichen“ Naturgesetz das zweite hinterher.

An solchen innig frommen, zielbewußten, wahrhaft großen Leuten hat Schottland keinen Mangel gehabt. Wir haben im vorigen Abschnitt einige Gründe für diese Geistesfruchtbarkeit gesucht. Sie sind wohl stichhaltiger als die Ansicht jenes Arztes, der das von allen Schotten geliebte „porridge“ oder Haferbrei für die Erzeugung dieser großen Geister verantwortlich machen wollte.

Welcher großen Schotten der letzten Epoche, deren Spuren die Geschichte des Reiches Gottes auf Erden bewahren wird, soll ich hier nun gedenken? Die Antwort auf diese Frage ist nicht leicht. Aber sicherlich ist der Anfang zu machen mit dem Wegeöffner und Bahnbrecher Afrikas, David Livingstone, „Missionar, Forscher, Menschenfreund“, wie sein Grabstein in Westminster es uns verkündete. Jeden Tag grüßte sein Standbild unter den Blumen der Prinzenstraße uns Edinburgfahrer und erinnerte uns an seine Taten. Wahrlich, die einfachen schottischen Landleute zeigen keinen schlechten Geschmack, wenn sie außer ihrer Bibel nichts lieber lesen als die Biographien solcher großen Geister.

Welche Charakterstärke liegt in diesem Manne! In der Jugend hat er vor und nach der 14stündigen Arbeit in der Spinnerei Zeit und Kraft gefunden, sich auf den Beruf zu rüsten, zu dem ihn sein Herz trieb, und sich eine staunenswerte Bildung anzueignen. Als Mann hat er Familie, Gesundheit, Leben hintangeseht für die Befreiung seiner geliebten schwarzen Brüder aus den Stricken der Sünde und Sklaverei. „I am determined to open up Africa or perish“, schreibt er. Mit diesem „öffnen“ meint er nichts andres als die Schwarzen mit den heilbringenden Kräften des Christentums in Berührung zu bringen. Man kann in einem späteren Zeitabschnitt der Arbeit Livingstones in Anlehnung an ein geflügeltes Wort des Kirchenhistorikers Hase zu der Frage versucht sein, ob nicht doch „der Forscher den Missionar erwürgt“ habe. Nein, das ist durchaus abzuweisen. Livingstones klassischer Ausspruch gibt seine innerste Absicht unzweifelhaft kund: The end of the geographical feat is only the beginning of the enterprise! Nämlich der des Missionars. Dieser Arbeit haben gewiß seine letzten Gebete gegolten, unter denen er 1873 in einsamer Hütte Innerafrikas starb. Er selbst hat wenig Frucht seiner Missionsarbeit gesehen. Aber die Livingstonia-Mission der Free-Church, die Blantyre-Mission der schottischen Staatskirche, die Universities-Mission, sie sind blühende Bäume über dem Grabe dieses ganzen Schotten.

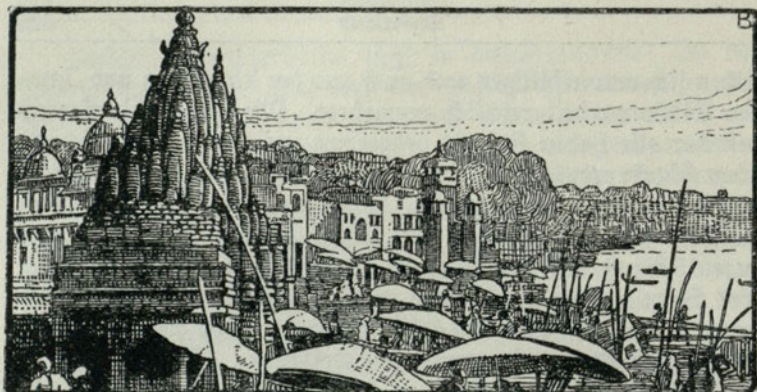
Ein echter Schotte war es auch, der als der ersten einer nach Stanleys bekanntem Missionsbriefe die Notwendigkeit erkannte, an den großen ostafrikanischen Seen dem Islam entgegenzutreten, Alexander Mackay, der Ingenieur-Missionar von Uganda, ein Held kindlichen Glaubens und männlicher Tat. Seine Lebensbeschreibung, von Schwesterhand verfaßt, von Generalsuperintendent Baur bevorwortet, stellt sich würdig neben die berühmte Biographie John Patons, des schottischen Bahnbrechers auf den Neu-Hebriden. Schottisches Christentum wieder hat in Afrika die ersten Pionierdienste auf dem Felde praktischer Eingeborenen-erziehung geleistet. Blantyre und Lovedale sind durch ihre Industrieschulen und Seminare in aller Welt bekannt. Schottland endlich hat auch durch die einzigartige Organisations- und Schularbeit Alexander Duffs einen Hauptanteil an der geistigen und sittlichen Hebung der Hindus.

Diese Beispiele sind nicht mühsam zusammengesucht. Sie

ließen sich vervielfältigen und auch aus der kirchlichen und Inneren Missionsarbeit reichlich vermehren. Wir Missionskonferenzbesucher alle haben Respekt bekommen vor dem, was die schottischen Glaubensbrüder tun für Gottes Reich. Wohl haben wir dort von schweren Schäden gehört, haben auch mit eigenen Augen gesehen, wie viel noch zu tun übrig bleibt, etwa im Kampf gegen Schmutz und Trunkenheit. Deutlich steht mir vor der Seele jene Szene an der Stockbridge in Edinburg: Der wackere Heilsarmeesoldat, von Tod und Hölle predigend, und um ihn herum die zweifelhaften und taumelnden Gestalten. Aber die Christen greifen auch zu. Sie hören den dringenden Ruf zur Mitarbeit: *Your money or your life!* und viele opfern beides.

Als wir vom Schiffe aus die Hügelketten Edinburgs im bläulichen Nebel verschwinden sahen und später bei Dunbar, einem Ruhmesblatte Cromwells, von Schottlands und Englands Küste Abschied nahmen, haben wir unserm Gott von Herzen gedankt für die Fülle genossener Freude. Nicht die kleinste war der erhebende und anspornende Einblick in die vergangene und gegenwärtige Glaubensarbeit der schottischen Christen, die das tun, was einer der ihrigen gesungen:

Death worketh
Let me work too;
Death undoeth,
Let me do.
Busy as death my work I ply,
Til I rest in the rest of eternity.



Indien

Von Inspektor R. Bahnsen.

Indien ist ein unendlich interessantes Land. Ich weiß kein Land in der ganzen Welt, das soviel hergibt wie Indien. Schon in landschaftlicher Beziehung — welche Mannigfaltigkeit, zumal gleich nach der Regenzeit! Welch ein Reichtum, welche Üppigkeit, Fülle und Pracht in der Natur! Da sproßt und grünt und blüht es überall so, daß man kaum aus dem Staunen herauskommt und sich nur wundert, wie der Boden das alles tragen und ernähren kann. Und wie gerne ruht das Auge auf den weiten Flächen der maigrünen Reisfelder! Wie köstlich die weithin kletternden Schlingpflanzen mit den wunderbar leuchtenden Blüten in dem dunkelgrünen Laube der Urwälder! Ein herrliches Land — ein Wunderland von alters her. Doch die Sache hat auch ihre Kehrseite. Wer hinauskommt in der Erwartung, daß es immer und überall so ist, wie der Dichter singt:

Gewürzte Winde wehen
Sanft über Ceylons Flur;
Es glänzt Natur und Leben,
Schlecht sind die Menschen nur,

der dürfte doch recht enttäuscht sein. Denn, so schön und so fruchtbar einige Gegenden sind, man fährt in Indien auch durch weite unkultivierte Gegenden und durch Urwälder mit niedrigem

Gestrüpp, „Dschungel“ (Jungel) nennt man sie, mit oft mächtigem 10—12 Fuß hohem Grase, voll von wilden Tieren, Tigern, Leoparden, Hyänen, Bären und Schlangen. Ein Paradies ist Indien also wirklich nicht. Und nun kommt die Hitze! Die fast unerträgliche Hitze vier Monate hindurch! Der Erdboden verdorrt so, daß er tiefe Risse schlägt. Die Bäume werden dicht mit rotem Staub belegt. Auch die Tierwelt leidet furchtbar unter der sengenden Sonnenglut. Und drinnen in den Wohnungen zählt das Thermometer 40° Celsius und noch mehr. Wer irgend kann, reißt auf die Berge, auf die blauen Berge, die Nilgiris im Süden oder in die Vorberge des Himalaja hinauf.

Wir wollen schnell einen kleinen Abstecher von Kalkutta in den Himalaja hinauf machen! Ich liebe solche Abstecher. Also nach Darjeeling hinauf! Schon die Bahn ist ein Meisterwerk und ein Triumph englischer Ingenieurkunst. Langsam windet sich der Zug in die Höhe. Tunnels sind ganz vermieden; die Bahn geht bei dem Hinaufstieg in so engen Kurven, daß man von seinem Sitze aus zugleich die Lokomotive und den letzten Wagen sehen kann, und wo die Kurven unmöglich waren, da ist man der Steigung durch spitzwinklige Zickzacke Meister geworden; bald ist die Maschine vorn, bald hinten, bald zieht sie, bald schiebt sie den Zug. Je höher wir steigen, desto kälter wird es; wir haben längst unsern Paletot angezogen und unser wollenes Plaid umgeschlagen. Es sind aber auch eisige Winde, die von den schneebedeckten Riesen des Himalaja herunterfegen und unseren in der Ebene an die indische Hitze gewöhnten Körper bis ins innerste Mark zusammenschauern lassen. Und dabei geht es von einer Verwunderung zur anderen. Das Panorama in die tiefen, weiten Täler hinab ist überaus großartig und schön. Malerisch gelegene, wohlgepflegte Teepflanzungen ziehen sich die Berge hinauf. Unten in weiter Ferne durchzieht der gewaltige Ganges die Ebene wie ein leuchtendes Silberband. Blickt man aber auf einer Bahnstation um sich, so traut man seinen Augen kaum, sondern glaubt sich nach Grönland versetzt; gehen doch die meisten Bewohner wie Eskimos gekleidet — in Schafpelzen und mit Fausthandschuhen.

Wir sind in Darjeeling! Und nun ein Sonnenaufgang über dem Himalaja! Um vier Uhr morgens wurden wir geweckt; um halb fünf saßen wir zu Pferde und hatten einen Ritt

von fast zwei Stunden vor uns. Wie war es kalt! Der Weg führte oft an schwindelerregenden Felsen und schauerlichen Abgründen vorbei. Auf einer Hochebene standen hohe Säulen — lauter Schornsteine, die einzigen Reste einer vollständig untergegangenen Stadt. Allmählich gelangten wir auf die „Tigerhöhe“ hinauf, und nun enthüllte sich langsam ein Bild so wunderbar, so überwältigend großartig, daß ich vor Verwunderung wie festgewurzelt stand. In weiter Ferne begannen die dichten, weißen Wolken- und Nebelmassen zu wogen und zu wallen. Die Sonne Indiens ging auf und siehe — da lag die endlose Kette der schnee-starrenden Berge vor dem staunenden Auge in ihrer ganzen, nicht zu beschreibenden Pracht. Alle überragt der mächtige 8800 m hohe Gaurisankar, nach seinem Vermesser Mount Everest genannt. Lautlose Stille ringsum! Über uns der wolkenlose, blaue Himmel, hinter uns die glühend rot aufsteigende Sonne, vor uns die silberglitzernden Berge, wie bedeckt mit lauter Perlen und Juwelen, während die dichten, grünen Nebelmassen um die niedrigeren Bergspitzen hin und her wallen — es ist ein Bild, wie man es nur selten auf Erden hat. Ein gewaltiger Anblick! Groß sind die Werke des Herrn, wer ihrer achtet, der hat eitel Lust daran.

Doch nun zurück nach Kalkutta! Aber gibt es denn auch sonst irgendwo in der Welt solche Paläste wie hier, so riesenhafte, freie Rasenplätze, mit uralten Bäumen eingefast, so herrliche Parks und so schöne Gärten? Der Palast des Vizekönigs ist so großartig, daß er die meisten Residenzen Europas in Schatten stellt. Man geht in Kalkutta nicht, man fährt; es ist aber auch ein Vergnügen, durch die Stadt zu fahren, und immer Neues, Großes und Schönes zu sehen und jede einzelne Figur nach Gestalt und Farbe, nach Nationalität, Religion und Kaste zu studieren. Ja, das ist Kalkutta, die Stadt der Paläste! Und kein Wunder, wer nur die großen Städte Indiens gesehen, der kommt nach Europa zurück und sagt: Indien ein interessantes Land! Gewiß, Indien ist ein interessantes Land, aber ein Land voll schroffer Gegensätze. In den großen Städten die luftigen, oft filigranartigen Paläste und in den Vorstädten — die Kulis mit 20, 30 Pf. Lohn den Tag, oder 2 Mk. die Woche!

Und nun hinein ins Land und hinein in die Dörfer! Nein, diese niedrigen Hütten, jede Hütte etwa 10—12 Mk. an Wert,

ein Lehm-mauerwerk, einige Pfosten für die Thür, einige Balken, ein Grasdach darüber — fertig ist das kleine Ding. Man muß sich tief bücken, um hineinzukommen. Und drinnen — kein Stuhl, kein Tisch — nichts; in einer Ecke eine kleine hölzerne Kiste, darin einige Lumpen und Lappen, und daneben einige Kochtöpfe aus Messing oder auch nur aus Lehm. Und nun bleibt der Regen aus und es gibt Teuerung und ach, Hungersnot. Kein Wunder, daß die Armen zu Tausenden dahinsterben! Ich sehe noch immer den kleinen nackten, braunen Knaben mit dem so furchtbar geschwollenen Magen, ich kann ihn nie vergessen. Was ist doch mit dem Jungen? fragte ich. Ach, hieß es, seine Eltern sind beide den Hungertod gestorben, und er hat sich lange umhergetrieben und hat nichts zu essen gehabt, aber um seinen Hunger zu stillen, hat er Erde, Lehm hineingestopft — daher ist sein Leib so aufgedunsen, der wird auch bald sterben! — Ein anderes Bild: „Phöhe,“ fragte einer unserer Missionare in einer Hütte „Phöhe, was kochst du heute?“ „Nichts, Herr!“ „Was hast du in dem Topf?“ „Nichts, Herr!“ „Was habt ihr denn heute gegessen?“ „Nichts.“ Der Mann war in den nahen Ort gegangen, um dort 5 Pf. zu borgen, damit er für den nächsten Tag für 2 mal 5 Pf. Holz aus dem Walde bei seinem Kaufmann abliefern. Welche Armut! „Aber die Leute brauchen nicht viel; sie sind zufrieden,“ wendet man ein. Wirklich, zufrieden bei solcher Lebensweise?

Doch sehen wir uns die Menschen selbst in ihrer breiten Masse noch etwas näher an. Auf den ersten Blick merkt man, abgesehen von dem Höhenzeichen an der Stirn und an der Brust, kaum, daß die Leute Heiden sind. Wer draußen nur Greuel und Scheuel und Verderbtheit und Laster zu sehen erwartet, der wird oft überrascht durch das nette, freundliche Benehmen der meisten. Die Hindus sind ja an sich ein äußerst zuvorkommendes, freundliches und liebenswürdiges Volk; sie sind zwar nicht zuverlässig; man kann ihnen nur schwer trauen; sie haben meist wenig oder gar keinen Sinn für das, was Wahrheit ist; sie haben dagegen ein Sprichwort, das heißt: 32 Lügen auf den Tag oder du hast einen hungrigen Magen. Dafür haben sie aber andere Tugenden, wie Geduld, Selbstbeherrschung, Pietät gegen die Eltern, große Kinderliebe, und im ganzen ist der Verkehr mit ihnen angenehm, weil sie stets höflich sind. Kommt ein Hindu

auf Besuch, so stellt er draußen seine Sandalen beiseite, macht bei seinem Eintritt in das Haus eine tiefe Verbeugung, legt die rechte Hand an die Stirn und sagt: „Salam“ — Friede! Hat er den Fall erledigt und gibt man ihm einen Wink, so macht er wieder seine Verbeugung mit Salam und ist immer derselbe freundliche Mann. Es ist deshalb auch ganz erklärlich, wenn Europäer, die nur oberflächlich mit den Eingeborenen in Indien in Berührung kommen, sagen: „O, die Hindus sind ganz glücklich und zufrieden in ihrem Hinduismus; die soll man nur lassen, wie sie sind, und vor allem soll man ihnen keine fremde Religion, wie das Christentum aufdrängen; sie sind ja auch in ihrer Gesamtheit ein durch und durch religiös interessiertes Volk.“ Gewiß, das sind sie.

Nur ein Beispiel! Ich saß eines Morgens in Salur, einer unserer ältesten Stationen, auf der Veranda des Missionshauses, als ein Brahmane sich näherte und unter feinen Manieren freundlich bat, ob er wohl etwas Papiergeld in Silber umgewechselt bekommen könnte. Gewiß! Während das drinnen besorgt wird, beginne ich ein Gespräch mit dem Brahmanen und frage bald, ob er wohl an dem Morgen schon seine Andacht verrichtet und sein Gebet gesprochen habe. Was würde mir hier in der Heimat ein ganz fremder, unbekannter Mann auf diese Frage geantwortet haben? Und der Brahmane? „Selbstredend,“ antwortete er, „habe ich heute morgen gebetet.“ Ich konnte auch sehen, daß er es getan hatte, denn die Brahmanen tragen eine heilige Schnur über ihrer nackten Brust und waschen jeden Morgen die Schnur bei ihrem Morgengebet; und die Schnur war noch naß. „Zu wem haben Sie denn gebetet?“ Da richtet er sich auf, erhebt den rechten Zeigefinger, zeigt nach oben und sagt, indem er den Zeigefinger auch gegen mich richtet, ohne jedoch meinen Rock zu berühren, denn dadurch, daß er mich, den kastenlosen Europäer berührt hätte, hätte er seine Kaste gebrochen und sich verunreinigt: „Ich habe gebetet zu demselben Gott dem Allmächtigen, zu dem Sie auch beten.“ — „Um was haben Sie denn gebetet?“ — Da war er fertig! Die Heiden beten ja nicht wirklich, sie plappern. Und da habe ich ihm das Wort Gottes sagen dürfen. Ja, ich kann es verstehen, wenn Europäer, die nicht tiefer blicken, der Meinung sind: den Hindus genügt der Hinduismus. Aber ist nicht doch das ganze

Gözenwesen in Indien der verborgene Schrei der Seele nach Frieden mit Gott?

Man sieht in Indien die Gözentempel allüberall, auf den Bergen und in den Hainen, an den Flüssen und an den Teichen; oft sind es großartige Bauten wie in Südindien, oft sind es, wie vielfach auf unserem Breklumer Missionsgebiete, kleine Dorftempel aus Lehm, ein Grasdach darüber und in der Mitte ein etwa einen Meter hoher Pfahl und der Lehm Boden um denselben herum schwarz von all dem Opferblut, das hier im Laufe der Jahre vergossen worden ist. — Die Gözenbilder selbst sind gewöhnlich sehr häßlich, z. B. der Ganesa, ein Elefantenkopf auf einem unförmlichen Menschenleibe, der Gott der Weisheit und des Verstandes, den schon die kleinen Kinder anbeten lernen, oder auch der Affengott, der Hanumann mit dem langen Schweif. Ich kam in einen Affentempel hinein; in der Mitte des Tempels stand ein goldenes Affenbild, in dem Hofe sprangen etwa 200 schmutzige Affen herum, die alle göttlich verehrt wurden. — Am schrecklichsten ist aber die Kali, die blutdürstende Gattin des Siva, zu der alles in Indien eilt, wenn die Cholera durchs Land zieht, und das geschieht ja fast jedes Jahr in der heißen Zeit. Ich sah manches Mal ein Bild der grausamen Kali, aber nirgends so schrecklich wie in einer Vorstadt von Kalkutta. Auf der Straße um den Tempel herum hockten und lagerten Hunderte und aber Hunderte von Heiden, die darauf warteten, daß die Tempeltür geöffnet werden sollte. Ich gab den Gözenpriestern einige kleine Silberstücke, sie möchten mir zu Liebe die Tür doch gleich öffnen; sie taten es auch. Die Heiden drängten sich sofort herbei, wurden aber beiseite geschoben, ich sollte den ersten Blick haben, und was sah ich? Eine überlebensgroße, schwarze Frauengestalt, die blutrote Zunge weit zum Hals heraushängend, um den Hals eine Kette von Totenschädeln, um den Leib einen Gürtel von Totenschädeln, in jeder der acht Hände eine Mordwaffe und draußen auf dem Tempelplatz lagen die Heiden, die Stirn auf dem Erdboden, die Kali anzubeten. Ich wandte mich ab, tieftraurig, daß Menschen, die doch meine Brüder sind, und die doch zu Gottes Ebenbild geschaffen sind, so tief gesunken sind. Ich ging um den Tempel herum, und dort, dort konnte ich die Tränen nicht zurückhalten, dort wurden blutige Opfer, Tieropfer dargebracht;

dort standen in langen Reihen ganze Herden von Ziegen, größere und kleinere; die Heiden kauften sich eine, je nach Vermögen und die Knechte der Götzenpriester spannten die Tiere in eine feste Holzgabel und steckten einen befestigenden Holzkeil über den Nacken. — Ein Hieb mit einem großen gebogenen Opfermesser — der Kopf fiel und gehörte der Göttin, der Rumpf gehörte den Opfernden. Das Blut floß in einer kleinen Rinne um den Tempel herum zur Versöhnung der grausamen Göttin. So in Kalkutta!

Und in Benares? Sieben Kilometer lang liegt die Stadt am linken Ufer des heiligen Ganges; wer hier stirbt, der kommt in den Himmel, wer drüben stirbt, der geht in die Hölle! Weite, breite Treppenanlagen führen das steile Ufer hinab. Unten sind dicht an dicht leichte Brücken auf hochragende Bambusstangen in den Fluß hineingebaut. Jeden Morgen steigen bei Sonnenaufgang 50—60000 Menschen und oft noch mehr in das schmutzige Wasser des heiligen Ganges hinein, um Vergeltung der Sünden zu bekommen. Götzenpriester führen lange Pilgerscharen zum Flusse hinab. Wieviel haben sie sich es wohl kosten lassen, nur ein einziges Mal in ihrem Leben nach Benares zu ziehen! Sie sind so dürftig gekleidet; sie sehen so elend und verkommen aus und geben nun vielleicht ihr Letztes an die Götzenpriester, um nur ein einziges Mal ein Bad in dem heiligen Ganges nehmen zu können. Sie sind dabei so ernst, so andächtig, daß sie das unmittelbar am Ufer vorübergleitende Boot gar nicht beachten, von dem aus ich die ganze Szenerie beobachtete. Mein Herz ist so hingenommen. Könntest du es nur auch alles sehen: die ungezählten Paläste und die Tempel am Ufer entlang, die Säulenhallen und die hohen Terrassen, die Verbrennungsplätze, und dazwischen überall das durch Fasten und Kasteiungen abgehärmte, abgekehrte Volk, Bettler, Pilger, Krüppel, Aussätzige, Kranke — das Ganze überragt von den vergoldeten Tempelkuppeln mit den Gebetsfahnen! Das Bild ist so bezaubernd, daß man es niemals vergessen kann, aber auch so Mitleid erregend, daß man kein Herz in der Brust haben müßte, wenn man hier nichts von der Wahrheit des Wortes empfände: Mich jammert des Volks. Und nun erst ein Götzenfest! Dieser ohrenbetäubende, sinnenverwirrende Lärm! Das ist „Heidenlärm“! Eine nach vielen Tausenden zählende Menschenmenge

drängt sich durch die Straße und erfüllt weithin die Stadt mit ihrem wüsten Geschrei. Besonders bei Einbruch der Nacht geht alles wild durcheinander. Und unter dem Schleier der Nacht verbergen sich die Werke der Nacht — als Gottesdienst. Ja — mich jammert des Volks.

Und bei alledem habe ich noch kein Wort gesagt von dem Los der Frauen, das wirklich in Indien ganz unsagbar traurig ist. Während die Männer alles lernen, ja auf der Universität studieren dürfen — Indien hat fünf heidnische Universitäten — ist die geistige Beschränktheit der allermeisten Frauen in Indien unglaublich groß; sie sind eben „nur Frauen“ und wozu sollen Frauen etwas lernen? Sie werden geflissentlich in Unwissenheit gehalten und sind, wenn nicht geradezu die Sklavinnen des Mannes, so doch ein Spielball seiner Laune. Ihre meiste Zeit verbringen sie mit Haarflechten, Juwelen- und Zierat-Umhängen, Klatfchen und Tändeln. Dabei werden die bestgestellten Frauen, jedenfalls in ganz Nordindien und vielfach auch in Zentralindien in besonderen Gemächern des Hauses verwahrt und kommen oft ihr ganzes Leben hindurch nicht aus diesen Gemächern heraus. Man nennt ein Frauengemach in Indien nach einem persischen Wort „Senana“ und spricht deshalb von der Senanamission, die darin besteht, daß unverheiratete Missionarinnen den Beruf haben, sich Zugang zu den Senanas zu verschaffen und ihre braunen Schwestern im Worte Gottes zu unterweisen. So die reichen Frauen!

Und die einfachen, ärmeren Frauen, die Arbeiterinnen und Tagelöhnerinnen? Sind die viel besser gestellt? Sie können sich zwar frei und ungehindert bewegen und können gehen, wohin sie wollen, aber frage eine einzige solche arme Frau: „Kannst du lesen?“ „Ich — lesen? Wie kommt Lesen zu mir?“ „Kannst du denn schreiben, deinen Namen schreiben?“ „Ich — schreiben? Wie kommt Schreiben zu mir?“ „Was kannst du denn?“ „Ich kann nichts — ich weiß nichts — ich lerne nichts — ich bin dumm, dumm wie das Vieh; ich bin ja nur eine Frau.“

Wir Christen sehen hinauf zu einer Frau. In diesem einen Worte aber „nur eine Frau“ liegt das ganze, große, herzbrechende Elend der heidnischen Frauenwelt Indiens. Und dabei ist es so merkwürdig und doch so leicht verständlich: Gerade

in ihrer Unwissenheit und in ihrem tiefen Aberglauben sind die Frauen in Indien nicht bloß das konservative, zurückhaltende Element, sondern trotz aller ihrer geknechteten sozialen Stellung auch in einer Weise, jedenfalls auf dem Gebiet des Aberglaubens und der Religion, die Herrinnen des Landes. Und eben darum tut in Indien kaum eine Arbeit so not, wie die Arbeit der Frauenmission oder der Senanamission; denn wie soll Indien für den Herrn gewonnen werden, ohne daß die Frauenwelt Indiens für den Herrn gewonnen wird? Und das ist doch gewiß, daß die Frauen Indiens ebenso intelligent und gelehrig sind wie ihre europäischen Schwestern. Ich brauche zum Beweise nur zu erinnern an den Namen der edlen Pandita Ramabai; sie ist eine sehr kluge indische Frau, die Witwe eines Brahmanen, die sich in ihrer Jugend durch ernstes Studium den Titel Pandita, d. h. Doktor, erworben hat und sie ist zugleich, was hier noch mehr interessiert, eine sehr tiefe, ernste Christin, die im Westen, bei Bombay ein großes Witwenheim und eine große Mädchenerziehungsanstalt leitet.

Dabei steigt noch ein Elend in Indien erschreckend groß vor meinen Augen auf, ein Elend, das gar nicht ergreifend genug dargestellt werden kann: das Witwenelend. Man erkennt in Indien sofort eine Witwe; ihr Kopf ist ganz kahl geschoren, aller Schmuck ist ihr genommen; sie trägt ein Kleid von grobem Sacktuch und jeden 15. Tag, ja auch den Abend vorher und den Morgen nachher muß sie sich jeder Speise enthalten. Die englische Regierung hat viel für die Frauenwelt Indiens getan; sie hat die Witwenverbrennung verboten, aber das Witwenelend kann sie nicht abschaffen, geschah es doch noch erst in diesem Jahre im April, daß eine reiche junge Frau sich lebendig verbrannte, um nur nicht als Witwe durchs Leben gehen zu müssen. Doch, ich breche ab.

Es waren das alles nur einige wenige Bilder der Wirklichkeit, schmerzvolle Blicke hinein in das Heidentum Indiens, der größten Hochburg des Fürsten der Finsternis, die es auf der ganzen Erde gibt. Da mag sich wohl die Frage erheben, ob auch diese Festung einst noch fallen und Christo zu Füßen gelegt werden wird?

Welche Stellung hat denn das Christentum zurzeit in Indien?

Es ist ein wesentlicher Vorteil für die Sache des Christentums in Indien, daß das Volk im großen und ganzen, mehr als sonst die meisten Völker der Welt, einen aufgeschlossenen Sinn hat für das Übersinnliche, daß es ein altes Kulturvolk ist und eine eigene Philosophie hat, die sich ganz gut sehen lassen kann neben der Wissenschaft des Westens. Es ist auch ein Vorteil, daß Indien unter einer christlichen Regierung, nämlich der englischen, steht. Denn wenn auch die englische Regierung in Indien schon wegen des starken Gegensatzes zwischen Hinduismus und Mohammedanismus neutral sein muß, so hat doch manches Gesetz der englischen Regierung der Sache des Evangeliums in Indien nur gedient.

Andererseits hat die Sache des Christentums gerade in Indien mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen. Ich lege nicht zu starkes Gewicht auf die große Hitze während etwa vier Monate; ich will auch nicht das Fieberklima in manchen Gegenden Indiens zu sehr betonen; ich will auch von der Vielgestaltigkeit der indischen Sprachen schweigen, es werden in Indien über 120 verschiedene Sprachen gesprochen; und ich will nur vorübergehend an das wirkliche Opfer erinnern, welches Missionare in Indien bringen, indem sie ihre Kinder aus klimatischen und besonders aus erzieherischen und unterrichtlichen Gründen etwa vom 6. Lebensjahre an von sich geben und nach Europa schicken müssen. Das müssen die Missionare in Westafrika oder in Deutsch-Ostafrika auch, das müssen ebenfalls viele Beamte, Kaufleute und Seeleute. Aber ich will einzelne große Hindernisse und Schwierigkeiten nennen, die gerade in Indien dem Siege des Christentums sehr entgegenstehen.

Da ist zunächst der irdische Sinn. Immer wieder fragen die Heiden den Missionar, der ihnen das Wort Gottes bringt: „Welchen Nutzen habe ich davon? Was bekomme ich dafür, wenn ich Christ werde?“ Unzählige Male haben in Salur, Heiden bei der Straßenpredigt gesagt: „Wir haben Hunger. Gib uns zu essen, dann wollen wir an deinen Christus glauben.“

Da ist weiter die furchtbare Selbstgerechtigkeit. Ein Heide sagte einem unserer Missionare: „Ich hoffe durch die Gerechtigkeit Gottes selig zu werden, denn wenn Gott einst meine Handlungen abwägen wird, dann wird sich herausstellen, daß ich mehr Gutes als Schlechtes getan habe; deshalb muß Gott

mich nach seiner Gerechtigkeit selig machen.“ Echt indisch! Die Religion Indiens ist eben die Religion der Selbstgerechtigkeit und der Selbsterlösung.

Ein weiteres Hindernis, das eine zauberhafte Macht auf die Millionen Indiens ausübt, ist der Pantheismus, die Lehre, daß es keinen Gott außerhalb der Welt gibt, daß Gott aber in allem ist, und daß Gott darum auch an allem schuld ist. Es wird in Indien oft gesagt: „Ich selbst habe das Böse doch nicht getan, Gott ist es ja, der in mir das Böse tut.“ Ja, es ist vorgekommen, daß Verbrecher, die zum Tode verurteilt waren, sagten: „Ich habe doch den Mann nicht getötet, das hat Gott getan.“ Wie unendlich schwer muß es bei solchen Anschauungen sein, einen Hindu zur Selbsterkenntnis und damit zur Buße zu bringen! Es kommt noch eins hinzu, das in Indien die Arbeit der Mission erschwert. Deutsche Bücher und deutsche Schriften fliegen durch die ganze Welt; sie finden, ins Englische übersetzt, eine besonders günstige Aufnahme in Indien, aber leider auch Nießsches Schriften und Häckels Welträtsel. Und ich muß leider noch ein Hindernis erwähnen: das oft wirklich skandalöse Leben, die Unzucht und das Trinken vieler Europäer.

Aber bei dem allen gibt es in Indien noch eine Schwierigkeit, die gar nicht überschätzt werden kann, das ist die Macht der Kaste, die ganz Indien beherrscht. Ob die Kaste eine mehr religiöse oder eine mehr soziale Einrichtung ist, darauf kommt es hier nicht an; in Indien ist jeder in einer Kaste; er darf alles tun, er darf auch sagen, daß er das Christentum für die einzig wahre Religion hält, daß er an Christum glaubt und ihn von Herzen liebt, wenn er nur nicht seine Kaste bricht. Die Kastenregeln gehen den Hindus über alles und halten Tausende zurück, daß sie nicht Christen werden und sich nicht taufen lassen. Ich fuhr eine Nacht durch Südindien, absichtlich erster Klasse; ich reiste auf eigene Kosten und wollte die Nacht allein sein. Wie ich in das Coupé steige, sitzt da ein Brahmane; er mußte sehr reich sein, denn es ist selten, daß Brahmanen in Indien erster Klasse fahren, er hatte auch gar kein Gepäck bei sich, ebenfalls eine Seltenheit; sein Gewand war golddurchwirkt. Wir kamen bald in ein Gespräch und worüber? Über das Christentum und über die Person Jesu. Aber wie kannte der Brahmane die Bibel, beides, das Alte und das Neue Testament! Ich

konnte nicht anders, ich mußte ihn zuletzt fragen: „Warum wollen Sie nicht Christ werden?“ „O,“ antwortete er, „wie kann ich? Ich liebe Christus, ich liebe das Christentum, aber ich kann mich doch nicht taufen lassen und meine Kaste brechen. Wenn Sie nur nicht die Taufe forderten! Wie viele gebildete Hindus würden sofort Christen werden!“

Nicht wahr, die Festung des Gößenwesens, des Hinduismus ist mit sehr starken Wällen und Forts umgeben? Was vermag das Christentum dieser furchtbaren Festung gegenüber? Zwei Wege sind es, auf denen das Christentum die Festung des Heidentums in Indien zu unterminieren sucht; der eine Weg heißt: Christliche Krankenpflege, der andere: Predigt des Evangeliums. Der Herr sandte ja eben seine Jünger aus, Kranke zu heilen und das Evangelium zu predigen.

Und der Erfolg? Ach, sagen oft kluge Leute, und gerade auch beim Blick auf Indien, die Mission hat eigentlich gar keinen Erfolg; sie weisen darauf hin, wie langsam es geht mit der Bekehrung der Heiden; sie blicken auch verächtlich auf die herab, die Christen geworden sind, ja sie rechnen gar aus, wieviel es kostet, einen einzigen Heiden zu bekehren. Was sollen wir zu dem allen sagen? Nun, ich will nicht fragen, wie es denn um das Christentum derer steht, die so denken und reden; ich will die klugen Leute auch rechnen lassen, ihre Rechnung ist doch immer verkehrt; aber das will ich die klugen Leute fragen: Und die Mission hat keinen Erfolg? Wirklich nicht? Wenn das Christentum heute ohne Zweifel unter allen Religionen die meisten Bekenner zählt, ist das nicht ein Erfolg der Mission? Auf meiner ersten Reise nach Indien fuhr ich einen ganzen Tag an der Insel Kreta entlang und konnte es nicht lassen, viel an St. Paulus zu denken, der ebenfalls auf einer Missionsreise einen ganzen Winter auf Kreta verlebte; welcher Unterschied zwischen damals und heute! Heute predigen weit über 5000 ordinierte Missionare in über 400 Sprachen der Welt von Jesu, und nicht bloß Tausende, nein, Millionen in allen Zungen und Zonen der Welt danken es dem Herrn, daß er ihnen durch die Mission das Evangelium von Jesu gebracht hat. Ist das nicht Missionserfolg?

Und welcher einen wundervollen Siegeszug hat das Reich Gottes allein in den letzten 100 Jahren durch die Mission gehalten! Man muß nur offene Augen haben, es zu sehen. Da

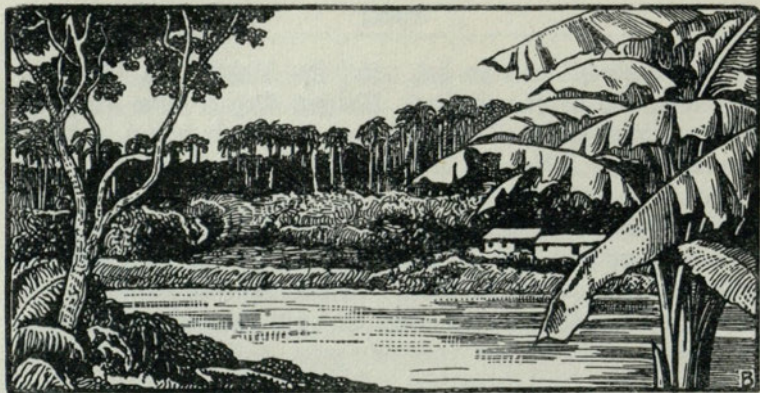
liegt Indien. Vor reichlich 100 Jahren war Indien dem Evangelium noch so verschlossen, daß Caren kaum an Land kommen konnte, und daß einer der ostindischen Handelsdirektoren sagen konnte: In Indien Mission treiben, das heißt soviel wie eine brennende Sackel in ein Pulverfaß hineinschleudern. Und heute beträgt in Indien die Zahl der evangelischen Missionare über 1000 und die Zahl der unverheirateten Missionschwwestern über 1200; ihnen zur Seite steht eine große Schar eingeborener Lehrer und Prediger und in ihrer Pflege steht fast eine Million evangelischer Heidenchristen, ganz abgesehen von den vielen Tausenden geheimer Christen, die innerlich überzeugt sind von der Wahrheit des Christentums, denen es aber noch an Mut fehlt, sich taufen zu lassen. Ist das nicht Missionserfolg?

Sechs deutsche Missionsgesellschaften arbeiten in Indien: Die Leipziger (im Südosten), die Basler (im Südwesten), die Hermannsburger (im Südosten), die Gofnersche (im Norden, westlich von Kalkutta), die Brüdergemeine (am Himalaja) und die Breklumer als die jüngste, auf der Ostküste ziemlich in der Mitte zwischen den großen Städten Madras und Kalkutta. Unsere Breklumer Missionare arbeiten noch nicht 30 Jahre in Indien; nach den ersten 8 Jahren waren 15 Heiden getauft; nach weiteren 8 Jahren hatten wir schon 139 Heidenchristen und 193 Taufbewerber; heute aber haben wir 11500 Heidenchristen und noch 2500 Taufbewerber. Ist das nicht Missionserfolg?

Dabei gibt es einen Missionserfolg, der gar nicht mit Zahlen belegt werden kann und das ist doch der größte Erfolg in der Mission. Wenn der Geist Christi langsam das Heidentum durchdringt — wenn die Menschen in jeder Hinsicht gehoben werden — wenn Keuschheit und Sittlichkeit, Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit, Fleiß und Mäßigkeit gepflanzt und gepflegt werden — wenn das weibliche Geschlecht aus seiner Erniedrigung befreit wird, wenn die Ehe geheiligt wird, wenn die Kinder im Worte Gottes unterwiesen werden und wenn die Herzen in der letzten Stunde fröhlich und stark gemacht werden durch die selige Hoffnung auf ein ewiges Leben — ist das alles nicht ein unschätzbarer Erfolg der Mission? Ganz gewiß!

Das ist eine Tatsache: Auch in Indien gehen des Königs Banner voran. Wir haben keinen Anlaß zur Verzagtheit und Mutlosigkeit. Wir haben einen allmächtigen Führer, der noch

nie eine Schlacht verloren hat. Auf ihn blicken wir. Bei ihm ist Freude und Kraft und Sieg. Welchen Weg er seine Kirche in Indien führen wird — wir wissen es nicht; wir haben ja keine Garantie, daß Indien in derselben Weise ein christliches Land werden wird, wie Deutschland es geworden ist; aber das sehen wir schon heute auch in Indien erfüllt, und das ist unsere Freude: Es wird dort laut bezeugt, daß in keinem anderen Heil ist und daß kein anderer Name den Menschen gegeben ist, darin wir sollen selig werden, als der Name Jesus Christus.



Afrika

Von Lic. W. Trittelwitz.

Wir hatten eine gute Fahrt. Am Tage lachte uns der Indische Ozean wie ein fröhliches Kinderauge an, und fast noch schöner war er des Abends, wenn seine zarten Kräuselwellen im mattgrünen Meerleuchten schimmerten. Aber in einer Nacht rüttelte uns plötzlich das Donnern der Wogen und das ängstliche Schwanken des Schiffes wach. Erschreckt suchten unsere Blicke die Dunkelheit zu durchdringen. — Wir fuhrten am Kap Guardafui vorüber. —

Die einzige größere Halbinsel, die Afrika hat, reckt sich aus seinem massigen Körper wie ein gewaltiger Arm hervor. Es ist, als wollte Afrika winken damit, aber es winkt nicht zu, es winkt ab. Das Wirtshauschild, das über der Tür des schwarzen Erdteils hängt, ist nicht einladend, sondern abschreckend. Wenn man Kap Guardafui bei Tage sieht, so gleicht es deutlich einem auf seine Tazen zusammengekauerten Löwen, und der Name, den dieses „Osthorn Afrikas“ trägt, paßt zu seiner Gestalt. Er klingt wie ein Warnruf derer, die vorübergefahren sind, an alle, die die gleiche Straße ziehen möchten. „Hüte dich, ich bin da gewesen!“

Von allen Küsten Afrikas schallt uns der gleiche Warnungsruf entgegen. Auf tausend Gesichtern, die die Spuren erduldeten Leiden tragen, steht sie deutlich geschrieben, und dennoch zieht ein unerklärliches Sehnen die Menschen immer wieder hinaus in den

dunkeln Erdteil mit seinen Rätseln. Afrika hat ein Füllhorn von Enttäuschungen vor sich ausgeschüttet und lockt doch die Glücksucher mit unwiderstehlicher Gewalt an sich. Sie ahnen, daß der zusammengekauerte Löwe Schätze bewacht. Wer kennt das Zauberwort, das ihn bannt? —

Wie wird das Rätsel Afrikas gelöst?

I. Rätsel.

1. Wüste.

Es war am 14. April 1904, etwa um die Mittagsstunde. Ich saß in der engen Kabine, in der uns der Dampfer „Feldmarschall“ nun schon seit 20 Tagen von Hamburg her über den Atlantischen Ozean der Kapstadt entgegentrug. Da schaute mein Reisegefährte zur Tür herein und sagte so recht trocken: „Wenn du Afrika sehen willst, mußt du nach oben gehen.“ Ich ging nicht, nein, ich flog, sollte ich doch zum ersten Male ein Stück des Landes erblicken, nach welchem auch ich die Sehnsucht schon jahrelang im Herzen trug. Und was sah ich? Rauschende Palmen, undurchdringliche Urwälder, oder was man sich sonst unter tropischer Vegetation vorzustellen pflegt? Nein, nur Wüste, nichts als Wüste! Ein gelbbrauner Streifen, der unten von der Sonne matt beschienen wurde und oben in Nebelwolken verschwand, zog sich am Horizont entlang. Die einzige Spur von Leben waren braune Blätter, die um das Schiff herumschwammen; aber sie waren nicht auf dem Lande gewachsen, sondern unten am Meeresgrund. Am Ufer sah das Auge nichts als Sand.

Und doch war's kein totes Bild. Graue, niedrige Häuser tauchten undeutlich in der Ferne auf. Zwei große Wörmann-Dampfer lagen auf der Reede und dicht bei ihnen, etwas näher am Lande ein kleines Kriegsschiff, der „Habicht“, weiß gestrichen, der einzige grelle Punkt in der gedämpften Landschaft. Die Soldaten, die auf unserem „Feldmarschall“ nach Südwestafrika hinaus zogen, um gegen die Herero zu kämpfen, gerieten in Bewegung, denn hier in Swakopmund sollten sie ja an Land gehen. Eilig packten sie ihre Koffer. Auch ich brannte, so sehr der erste Anblick mich enttäuschte, doch voller Erwartung darauf, den Boden Afrikas zu betreten. Wir zogen den gelben Khakianzug

an, dessen Farbe so gut zur Wüste paßt, und setzten den breitrandigen grauen Hut auf, um des willen wir später so oft für Buren gehalten wurden. Aber Afrikas erste Lektion hieß: Geduld! Erst am anderen Morgen durften wir für einige Stunden ans Land.

Ein Kohlenleichter, in dem wir dicht gedrängt mit einer Schar Soldaten stehen, bringt uns durch die Brandung; zwischen Ladekränen und Eisenbahnschienen landen wir. Alles ist mit Kohlenstaub bedeckt, doch nur wenige Schritte weiter, und wir haben den gelben Sand unter den Füßen. Wie wenig man hier mit dem Regen rechnet, ist daran zu erkennen, daß nicht einmal ein gedeckter Zollschuppen gebaut ist, sondern alle Güter unter freiem Himmel lagern. In Swakopmund soll es, so wurde uns wenigstens gesagt, durchschnittlich alle zwei Jahre einmal regnen; da ist es freilich kein Wunder, wenn hier nichts wächst. Wir suchen nach etwas Grünem. Platz für Gärten ist genug da. Von eigentlichen Straßen ist keine Rede; man geht quer über den Sand, wohin man will. Hier und da ist der Versuch gemacht, die Häuser in Reihen zu stellen, aber der Raum zwischen ihnen ist so weit, daß man den Namen „Straße“ kaum darauf anwenden kann. Wir kommen zum Bahnhof, einem verhältnismäßig stattlichen Gebäude, zu dem die engen Geleise und die kleinen Wagen der Schmalspurbahn in einem merkwürdigen Gegensatz stehen, und hier entdecken wir endlich, wonach wir bisher vergeblich gesucht haben, einen Garten.

Wir hatten hier und da zwischen den Häusern den Versuch bemerkt, etwas Grünes zu ziehen; an günstigen Stellen standen Büsche mit graugrünem Laub, auch eine vertrocknete Aloe hatten wir gesehen, und an einer Böschung wuchs die „Hottentottenfeige“, ein niedriges Kraut mit fleischigen, dreikantigen Blättern. Aber hier in diesem Garten sahen wir Blumenkohl, Kartoffeln, Kohlrabi und rote Rüben, Petersilie, Rettich und Sellerie, und dazwischen standen zum Schmuck blühende Pelargonien. Hochachtung vor diesem Garten, der Mühe genug verursachen mag! Eine schwarze Frau war damit beschäftigt, die Pflanzen zu begießen. Ein kleiner Springbrunnen warf sein Wasser in einem dünneren Strahl in die Höhe. So kann also selbst aus dieser Wüste etwas werden, wenn nur Wasser da ist. Das Innere des Landes muß doch nicht so dürre sein wie hier die Küstenland-

schaft, die, soweit wir sehen können, nur aus Sand und totem Gestein besteht.

Oben breit und unten spitz,
Durch und durch voll Sand und Hitze!

So hat der deutsche Volksmund in einem Scherzwort sein Urteil über Afrika abgegeben. Sand und Hitze! Das war auch der erste Eindruck, den ich von Afrika gehabt habe. Für weite Strecken des Landes trifft es zu. Die afrikanische Sahara ist zum Urbild der Wüste überhaupt geworden. Und wenn es sich auch nicht gerade überall um Sand handelt — Steppe, Einöde, Wüste gibt es genug in Afrika.

Aber es gibt auch Wasser in Hülle und Fülle. „Wo Afrika Wasser hat, da ist es auch fruchtbar,“ hat ein Kenner des Landes gesagt. Also vielleicht heißt „Wasser“ die Lösung des Rätsels von Afrika.

2. Wasser.

Unser Schiff rollte, denn wir hatten bewegte See. Wie unfreundlich sah die Wasserfläche aus, die neulich so still und friedlich dagelegen hatte. So weit die Augen reichten — schwarzgraue Wogen, mit weißem Schaum gekrönt. Woran erinnert mich dieses Bild? Gerade so hat mich die Ostsee, das Meer meiner Heimat, oft genug angeblickt, das gleiche Rauschen ist mir dort in die Ohren geklungen. Doch das Wasser, auf dem ich heute fahre, ist süß und nicht salzig, der Viktoria Njansa ist nur ein See, kein Meer, aber Afrikas größter See und wahrlich nicht weniger gewaltig, das zeigen seine Wellen. Wir bogen zwischen einige Inseln ein, zur rechten Zeit: denn uns wurde schon bange um unser Wohlbefinden. Nun konnten wir in Frieden die Fahrt genießen. In der Bucht von Jinja, am Nordufer des Sees, warf gegen Abend der „Winifred“ den Anker aus. Wir stiegen an Land und wanderten noch ein Stück am Ufer entlang. Die Bucht wird enger; das Wasser eilt schneller. Einige Felseninseln legen sich wie eine Schranke quer über den Seearm. Wasserstaub steigt hinter ihnen auf. Lautes Getöse dringt zu uns herüber. Wir schreiteten unwillkürlich schneller zu und stehen plötzlich still an der Stelle, wo der Viktoria Njansa sich mit donnerndem Gebrause über die Felsen hinwegstürzt, um als Nilstrom in unzähligen

Wirbeln und Strudeln zwischen grünen Ufern nach Norden zu eilen.

Welche Wassermassen fließen jede Sekunde durch die gewaltigen Wasseradern, die Afrika durchziehen, in die es umgebenden Ozeane! Aber auch der Wasserreichtum der großen Seen und Ströme löst das Rätsel Afrikas nicht. Ägypten ist zwar das „Geschenk des Nils“, aber im allgemeinen haben die afrikanischen Flüsse wenig Bedeutung für ihren Erdteil: sie sind, durch Stromschnellen unterbrochen, meist nur für kurze Strecken als Verkehrswege zu brauchen. Und sind nicht die ausgedehnten Flächen des Viktoria Nyanza und der anderen großen Seen gerade so eine Wüste wie die Sandebene der Sahara? Nur wenn das Wasser das Land durchdringt, macht es daraus den fruchtbaren Boden, der zu Garten und Feld werden kann.

Doch auch das habe ich gesehen, wie das Wasser das Land durchdringt. —

Wir waren frühe aufgebrochen und wanderten mit unserer Karawane schwarzer Lastträger durch die Steppe auf das Paregebirge (D.-O.-A.), zu, wohlgemut in der Kühle des Morgens. Da sah ich vor mir etwas leuchten wie einen goldenen Wald. So breitete sich dort eine unübersehbare Fläche gelbblühender Straucherbisen aus, die weit über Mannesgröße hoch werden. Im goldenen Walde zu wandern, das ist ja wie im Märchenlande; man träumt, man könne von jedem Ast die kostbaren Früchte brechen. Aber als wir näher kamen, da merkten wir, daß der goldene Wald leider im Sumpfe wuchs. Natürlich! Es hat sich schon mancher gewünscht, im goldenen Walde zu wandern und ist dabei in den Sumpf geraten. Zuerst versucht man noch, seine Füße rein zu halten. Hier und dort steht ein Grasbüschel, oder es findet sich irgendeine andere kleine Erhöhung auf die man springen kann, doch plötzlich gleitet der Fuß aus und verschwindet im Morast. Und hat man erst einen Schritt in den Schlamm getan, dann wird der zweite nicht mehr so schwer. Gleichgültig wadet man weiter und achtet des Schmutzes nicht mehr.

Da waren nun also Wasser und Land vermischt. Wir aber waren froh, als wir diese Mischung hinter uns hatten. Ist etwa der Sumpf die Lösung des afrikanischen Rätsels? Zu Sümpfen werden in der Regenzeit auch die weiten sonst so trockenen Steppen Afrikas. Nein! Nicht nur der Mangel, sondern auch der Über-

fluß an Wasser ist ein Schade, und wo Sümpfe sind, da brütet die heiße Sonne Millionen von Moskitos und anderem Ungeziefer aus. Diese kleinsten Tiere sind ja die gefährlichsten, die es in Afrika gibt, schlimmer als die Löwen, die in der Steppe wohnen, als die Krokodile, die in den Flüssen sich verbergen. Wo Afrika Wasser hat, ist es fruchtbar, aber — auch meistens ungesund. An der Mehrzahl der Todesfälle unter den Europäern in Afrika ist das Wasser schuld. Malaria heißt auf Deutsch: Sumpffieber. Auch das Wasser löst nicht ohne weiteres Afrikas Rätsel, sondern verdunkelt es nur zu oft.

Aber Afrika besteht nicht nur aus Sand und Sumpf. Gottes Herrlichkeit offenbart sich zwar auch in der Wüste, aber wer sie noch deutlicher schauen will, der muß emporsteigen zu den lichten Höhen der Berge.

3. Berge.

Wir waren nach mehrtägigem Marsche am Fuße des Usambaragebirges (Deutsch-Ostafrika) angekommen, dort, wo sein nördlicher Vorsprung wie eine Halbinsel hinausragt in die rings sich deh nende Steppe. 1700 m hoch steigt dieser Bergrücken über dem Meerespiegel auf, 800 m mag er über der Steppe liegen, und dort sollten wir hinauf auf einem Pfade, der an der steilen Felswand sich emporwand und auf dem man oft genug auf allen Vieren klettern mußte. Die Sonne brannte uns unbarmherzig auf den Rücken. Meine Jacke hat zwei Tage gebraucht, um wieder trocken zu werden; aber je höher wir kamen, desto kühler umwehte uns die Luft, und oben standen wir auf einem der schönsten Plätze der Erde. Tief unter uns breitete sich die Steppe aus. Wenn die dunkeln Flecke der Wolkenshatten darauf liegen, so vergleichen sie die Eingeborenen mit einem Pantherfell. Braun ist sie gebrannt, aber der vielgewundene grüne Streifen gibt an, daß dort das Wasser eines Flusses auch in der dürren Zeit Leben an seinen Ufern zu schaffen vermag. Die Steppe ist nicht ganz eben; wie Wellen im Meer sind die niedrigen Hügel und Berge anzusehen. Und drüben steigt trotzig das Massiv des Paregebirges empor, gerade so steil und fast so hoch wie Usambara. Doch ganz weit, weit hinten am Horizont leuchtet es zu uns herüber in silbernem Glanze, ein Anblick, voll Majestät und himmlischer Klarheit und Reinheit — am

frühen Morgen, wenn die Sonne aufgeht, kann man's am schönsten sehen — das schneeige Haupt des höchsten Berges von Afrika, des Kilimandjaro. Da falten sich unwillkürlich die Hände zum Gebet, und aus dem bewegten Herzen klingt es leise empor: Herr mein Gott, du bist sehr herrlich; Licht ist dein Kleid, das du anhaust!

Doch nun zur anderen Seite den Blick gewandt, oder noch besser den Bergstock aus Ebenholz genommen, oder den weißen Maskatesel des Missionars bestiegen und durch die Berge und Täler von Usambara gezogen! Wer kann den Urwald beschreiben! Auch er ist eines von den Rätseln, die uns auf Schritt und Tritt umgeben. Riesenbäume wachsen dort empor. In einer Höhe, wie bei uns die Bäume sie selten erreichen, breiten sich hier die untersten Äste aus; wunderbare Blüten prangen vielleicht in den schönsten Farben dort oben an den Zweigen. Man sieht sie nicht, die Bäume sind zu hoch. Regellos wie die Gedanken eines Fiebernden ziehen sich Schlinggewächse um die Bäume herum und hüllen ihre Laubkronen noch einmal in einen grünen Schleier ein. Unser deutscher Wald sieht anders aus! Da kann man von Eichen- und Buchen- und Tannenwald reden. Hier steht alles bunt durcheinander; kein Baum gleicht dem anderen, nur der Zedernwald von Shume ist in sich gleich geartet und hat mit unseren Tannenwäldern eine gewisse Ähnlichkeit. Der Wald aber lockt den Regen an. Sind auch in Usambara die Unterschiede der Regenzeiten deutlich zu merken, ganz ohne Regen sind diese Gebirgsländer für gewöhnlich doch nur für kurze Zeit. Darum sproßt und sprießt es hier an allen Ecken und Enden, und keine Felswand ist so steil, daß sie nackt dastehen müßte, ein zartes, grünes Gewand ist über sie gezogen.

Wo Gott das Wasser verteilt und Regen und fruchtbare Zeiten gibt, da treibt der Boden Afrikas mit unerschöpflicher Naturkraft eine Welt der wunderbarsten Gewächse hervor; da kann die Wildnis zum Garten Eden werden. Es gibt in Afrika große Gebiete — vor allem gehören die Bergländer im Innern dazu — deren Fruchtbarkeit und Klima hinter den berühmtesten Kornkammern der Erde nicht zurücksteht. Auch wir Deutschen haben in unseren Kolonien unser gutes Teil davon bekommen. Aber Afrikas Rätsel wird nirgends gelöst durch die Naturkraft, die in ihm lebt und wirkt. „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde“

und Gott sprach: „Seid fruchtbar und mehret euch und erfüllet die Erde und machet sie euch untertan.“ Auch Afrikas Rätsel wird nur gelöst durch den Menschen, durch die Arbeit.

4. Arbeit.

Ich habe manches Bild der Arbeit in Afrika gesehen. Welche Freude, wenn es gerade ein Bild deutschen Fleißes war. So saßen wir eines Tages in Transvaal in einem deutschen Bauernhause und schauten zum Fenster hinaus. Da sahen wir auf dem Wege von Pretoria her den deutschen Konsul angefahren kommen auf seinem mit vier Mauleseln bespannten Wagen. Einige junge Männer aus dem Dorfe Kroondal, in dem wir weilten, waren ihm entgegen geritten, um ihn einzuholen. Stolz wehte die schwarzweißrote Fahne in der Hand des ersten Reiters voran. Kroondal, das deutsche Dorf, wollte einen Festtag feiern. Eine Schule sollte eingeweiht werden. Eine Kirche hatte man natürlich schon lange, auch eine Elementarschule bestand, solange es deutsche Kinder gab; jetzt wollte man noch mehr haben. Eine höhere Schule sollte gegründet werden, die auch anderen deutschen Kindern im Lande dienen sollte. Heute sollte der Grundstein gelegt werden. Von der alten Schule aus setzte sich am Nachmittag der Festzug in Bewegung. Voran marschierten die Schulbuben und Mädlein, alle mit schwarzweißroten Schleifen geschmückt, und auch hier wehte wieder an der Spitze des Zuges die deutsche Fahne. Hinter dieser rotwangigen Schar blies der Posaunenchor seine festlichen Lieder. Ganz Kroondal, von seinem Pastor und dem Konsul geführt, zog mit all den Gästen, die gekommen waren, hinterher. Dicht neben dem Grundstein war eine kleine Kanzel gebaut und mit grünem Laubgewinde geschmückt. Der Hirte der Gemeinde sprach von ihr aus über den festen Grund, der gelegt ist, über den Eckstein, auf dem sich alles aufbauen muß, was ewigen Wert haben will. Auch die englischen und holländischen Gäste wurden in ihrer Sprache begrüßt. Die Hammerschläge folgten, und unter Posaunenklang scholl zum afrikanischen Himmel der deutsche Choral empor: Ein feste Burg ist unser Gott. Nicht weit davon war ein Zelt aufgeschlagen, in dem die Festgemeinde sich sammelte, um mit Tee und Kaffee und mit deutschem Bier die durstigen Kehlen zu nehen. Das war ein frohes Treiben

von jung und alt, bis die untergehende Sonne zum Heimweg mahnte.

Kroondal ist kein großes Dorf. Zwölf deutsche Familien haben sich dort angesiedelt; aber sie könnten trotz der Unterstützung, die sie gefunden, nicht daran denken, eine höhere Schule zu bauen, wenn sie nicht wohlhabende Leute wären. Den Grund zu dieser Wohlhabenheit hatten wir am Abend vorher kennen gelernt. Da hatten wir den alten Backeberg besucht. Er erzählte uns: Früher wohnten an diesem Platz vier Burenfamilien, aber sie konnten in der ziemlich öden Gegend mit ihrer Viehwirtschaft auf keinen grünen Zweig kommen. Da kauften Deutsche, meist Söhne Hermannsburger Missionare, das Land. Kroondal liegt auf einer Halbinsel, zwischen zwei Flüssen, die hier zusammenfließen. Herrevier und Sandrevier heißen sie. Man kann sich nach den Namen denken, daß sie nicht gerade durch ein Paradies fließen. Aber die deutschen Bauern haben sich daran gemacht und haben das Wasser abgeleitet. Nun rinnt es nicht mehr nutzlos im Flußbett hinab, sondern fließt durch viele Gräben ringsherum auf die Äcker. Zuerst läuft's dem Müller über sein Mühlrad, dann darf jeder vier Tage im Monat es für seine Saat benutzen. Das genügt, um sie zu tränken. Man konnte es sehen: während sonst überall in dieser Winterszeit — es war August — Transvaal mit dürrer Gras bedeckt war, war Kroondal von einem Kranze grüner Getreidefelder umgeben. Und wie hier, so hat noch an manchen Stellen in Südafrika deutscher Fleiß das Rätsel der Wüste gelöst, besonders in Natal sind es Deutsche gewesen, die dem Lande zu seiner Blüte verholfen haben. Schade nur, daß all dieser Fleiß fremden Kolonien und nicht deutschen zugute gekommen ist, aber Afrika hat auf alle Fälle den Segen davon gehabt.

Afrika ist verteilt unter die europäischen Völker. Sie alle haben ihre Aufgabe. Nicht alle erfüllen sie. Wenn nur wir Deutschen immer fester in dem Entschlusse werden, daß wir in unseren Kolonien nicht nur gewinnen, sondern arbeiten wollen! Nur dann werden wir wirklich gewinnen und die verborgenen Schätze heben, die nicht an der Oberfläche liegen, sondern herausgeholt werden müssen aus dem tiefen Schoß der afrikanischen Erde.

5. Diamanten.

Der Schimmel des Missionars hielt mit der zweirädrigen Karre vor der Thür. Wir setzten uns hinein und fuhren durch Kimberley zu der Diamantengrube, in die wir heute hinabsteigen wollten. Der gute Rock wurde aus- und eine alte zerrissene Jacke angezogen, dann nahm uns ein Fahrstuhl mit in die Erde hinab. Mit unheimlicher Geschwindigkeit versanken wir. Tiefe Dunkelheit umgab uns; nur hier und da schoß ein Licht an uns vorbei in die Höhe. Es waren die erleuchteten Seitenstollen, an deren Eingang wir vorüberfausten.

In wenigen Minuten sind wir auf etwa 600 Meter Tiefe angekommen. Ein geräumiger Gang, der durch elektrische Glühlampen erleuchtet ist, tut sich vor uns auf. Über uns wölbt sich der schwarze Fels, an dem hier und da die Feuchtigkeit schimmert. Menschenstimmen umschwirren uns. In langen Reihen stehen die Kaffern, große Männer, junge Burschen; sie haben ihre Schicht beendet und fahren wieder zur Sonne empor. Wir nehmen jeder ein Licht in die Hand. Als ein kleiner Sackelzug wandern wir hinter unserem Führer her, den Gang entlang. In einem anderen Fahrstuhl fahren wir noch einige Meter tiefer hinab. Und je tiefer wir kommen, desto schlechter und heißer wird die Luft. Unsere Füße waten im Schlamm. Wir kommen an die Stellen, wo der blaue Grund liegt, jene kostbare, dunkle Erde, in der die Diamanten sich verstecken. Hier wird mit Hacken der Grund losgeschlagen, in kleine Eisenbahnwagen geladen und durch alle Gänge auf Schienen zu einer Sammelstelle gebracht, wo der große Fördertrichter darauf wartet, den Schatz emporzuheben. Unwillkürlich greift man hinein in den dunklen Grund und denkt: Wenn ich doch jetzt einen Diamanten fände! Doch was würde es nützen? Ich dürfte ihn dann doch nicht behalten.

Droben in dem Gebäude, in dem die Edelfeine ausgewaschen werden, zeigte uns der Beamte den Ertrag der Minenarbeit eines Tages. In einer gewöhnlichen Blechbüchse lagen die Diamanten beieinander, die einen Wert von 1200000 Mark darstellten. Wir durften auch einen ziemlich großen Diamanten in die Hand nehmen; er fühlte sich fettig an, und da er ungeschliffen war, glänzte er kaum. Ist nicht der ganze Wert, den solche Steine haben, nur eine Einbildung? Andere Schätze sind drunten

in der Diamantmine verborgen, deren Wert wohl keiner der reichen Grubenbesitzer recht erkennt. Nur mit einer Hose oder mit einem Lendentuch bekleidet, schwingen die braunen Heiden dort unten ihre Hacke. Über den nackten Rücken rieselt der Schweiß hinab. Ihre muskulösen Glieder stehen im Dienste des weißen Mannes. Sie sind die eigentlichen Schatzgräber und die eigentlichen Schätze Afrikas. Die Diamantminen von Kimberley, die Mineralschätze von ganz Afrika werden sich erschöpfen. Der Acker wird bleiben, und um ihn zu bebauen, müssen die Neger von Afrika ihre Arme leihen. Sie sind es, die das Rätsel Afrikas lösen müssen, besonders da, wo der weiße Mann wohl mit seinem Verstande, aber nicht mit seiner Körperkraft arbeiten kann, weil er das Klima nicht verträgt. Sie sind zugleich das größte Rätsel Afrikas, und Afrikas wichtigste Frage ist die Eingeborenenfrage.

Wie die Frage heißt, und wie die Antwort lautet, das lernen wir am besten, wenn wir aus all den Völkern und Ländern zwei herausgreifen und einander gegenüberstellen, die einander benachbart und in fast allen Stücken von Natur gleichgeartet sind. Was Afrikas Völker sind und was aus ihnen werden kann, zeigt ein Blick auf Ruanda (Deutsch-Ostafrika) und Uganda (Britisch-Ostafrika).

II. Ruanda.

1. Afrikas Reichthum.

Ein Papyrusumpfs, dessen unzählige, mit grünen Büscheln gekrönte Halme leise rauschen, trennt uns von dem Wasserpiegel des Flusses, über den wir mit unserer Karawane übersetzen wollen. Wir stehen am Kagera, dem Quellfluß des Nils, der in den Gebirgen von Westruanda, nicht weit vom Ostufer des Tanganjika entspringt, Ruanda in weiten Windungen durchströmt und dann die Ostgrenze des Landes bildet, um schließlich bei Bukoba in den Viktoria Nyansa zu münden. Wir würden Mühe haben, über den Fluß zu kommen, wenn nicht der Oberhäuptling der Landschaft, durch die wir bisher gezogen sind, freundlich für uns geforgt hätte. Einbäume liegen schon bereit, und ist die Fahrt auch nicht ohne Gefahr, so kommen wir doch alle glücklich hinüber und schlagen zum ersten Male unsere Zelte auf Ruandas Boden auf.

Ruanda ist ein Märchenland. Nicht nur weil seit Jahrtausenden phantastische Sabeln von ihm umhergegangen sind, sondern weil es noch bis heute, von europäischer Kultur fast unberührt — 1894 ist Graf Göken als der erste Europäer hindurchgezogen — uns Bilder schauen läßt, die uns in ihrer afrikanischen Ursprünglichkeit merkwürdig anmuten. Ruanda heißt Grasland. Riesige Grasflächen dehnen sich an den Abhängen der langgestreckten Berge aus, und die Herden der langgehörnten Rinder, die hier ihre Weide suchen, zählen nach vielen Hunderten. Dazwischen legen die schachbrettartig sich aneinanderschließenden Felder mit Bohnen, Hirse, Erbsen und Süßkartoffeln in ihrem verschiedenartigen Grün von einer dichten Bevölkerung und von fleißigem Ackern der Eingeborenen Zeugnis ab. Ruanda ist eins der gesegnetsten Gebiete von Afrika, und Deutschland darf sich freuen, daß es zu unserer Kolonie Deutsch-Ostafrika gehört.

Aber was wäre das Land ohne seine Bewohner? Wir lernen sie, wenn wir weiter durch Ruanda hindurchwandern, kennen und merken bald, daß wir es mit drei Bevölkerungsschichten zu tun haben. Ob wir freilich von den Twa, den Zwergstämmen, Leute zu sehen bekommen, ist zweifelhaft. Sie sind scheu und verstecken sich gern im dichten Busch. Am meisten auffällig sind sie durch ihre Kleinheit. Der erwachsene Mann ist vielleicht 1,40 Meter groß. Wahrscheinlich stehen sie im engen Zusammenhang mit den Buschmännern der Kalahari. Ebenso wenig wie diese haben sie es zum Ackerbau oder zur Viehzucht gebracht. Sie leben von der Jagd und vom Diebstahl. Wegen ihrer giftigen Pfeile und wegen der Zauberkünste, die man ihnen zuschreibt, werden sie von den übrigen Ruandabewohnern gefürchtet und gemieden; und doch verstehen sie eine Kunst, die auch sie unentbehrlich macht: sie sind die Töpfer des Landes. In verschiedenen Formen und Größen fertigen sie Gefäße an und versehen sie mit allerlei Verzierungen. Drolliges wird uns über die Art erzählt, wie sie ihre Ware verhandeln. Am Buschrand liegt der Platz, der zum Markt dient, in stiller Einsamkeit. Da schleichen vorsichtig die Zwerge heran, und wenn sie sehen, daß niemand in der Nähe ist, stellen sie ihre Töpfe hin und verschwinden wieder. Ebenso vorsichtig kommen dann von der anderen Seite die Neger, die die Töpfe haben wollen, und legen zum Tausch hin, was sie mit ihrer Arbeit erzeugt haben. Sind sie fort, dann

kommen die kleinen Twa wieder und nehmen den Ertrag ihrer Ware an sich. So vollzieht sich das Geschäft, ohne daß ein Wort dabei gesprochen wird.

Doch wer sind nun die fleißigen Ackerbauer, deren Felder wir schon bewundert haben? Das sind die Hutu, richtige Neger aus der großen Völkerfamilie der Bantu, die in vielen hundert Volksstämmen ganz Süd- und Mittelafrrika besiedelt haben und den eigentlichen Kern der afrikanischen Bevölkerung bilden. Noch vor Sonnenaufgang zieht der schwarze Bauer mit seiner Frau hinaus aufs Feld. Die Kinder kommen mit. Das Kleinste hängt, in ein Fell gewickelt, der Mutter auf dem Rücken. Sind sie auf dem Acker angekommen, dann wird der Säugling an den Rand des Feldes gelegt und von seinen Geschwistern bewacht. Vater und Mutter schwingen die große Hacke, deren herzförmiges Blatt mit einem Dorn durch einen überarmlangen Stiel hindurchgetrieben ist. Erbsen und Bohnen sind die hauptsächlichste Nahrung der Ruandaleute. Haben es die schwarzen Bauern von Ruanda auch ebensowenig wie andere Neger zur Pflugkultur gebracht, so muß man ihnen doch zugeben, daß sie auch mit der Hacke Tüchtiges leisten. Sie haben an ihrem Teile Afrikas Rätsel gelöst; sie haben eine Kultur hervorgebracht, die, wenn sie auch nicht auf der Höhe der unseren steht, von uns nicht gering geschätzt werden darf. Auch in Deutschland hat es nicht zu allen Zeiten den Pflug gegeben, und wenn wir abends unser Selt aufgeschlagen haben, so wollen wir dankbar sein, wenn für uns und unsere Träger recht viel von den Nahrungsmitteln gebracht wird, die die Hutu auf ihrem Acker gebaut haben.

Wollen wir Nahrungsmittel haben, so tun wir freilich gut, uns an den Häuptling zu wenden. Wir erschrecken fast, wenn er uns gegenübertritt. Einen so langen Menschen haben wir sonst noch nicht gesehen. An seiner helleren Hautfarbe merken wir, daß wir es hier mit dem Vertreter des dritten Volksstammes zu tun haben, der in Ruanda ansässig ist. Die Tussi sind mit den Bewohnern des nördlichen Afrika verwandt, die man jetzt in der gelehrten Sprache im besonderen als Hamiten bezeichnet. Sie bilden in Ruanda nur den zwanzigsten Teil der Bevölkerung; aber sie sind die Regierenden. Vor etlichen hundert Jahren sind sie eingewandert, haben aber, wie das in solchen Fällen oft ist, die Sprache der Unterworfenen angenommen. Ihnen gehört

das ganze Land. Die schwarzen Bauern sind ihre Hörigen. In Ruanda herrscht eine Verfassung, die uns an das Lehnswesen des Mittelalters in Deutschland erinnert. Damals waren ja auch bei uns die Bauern leibeigen. Den Tussi gehören auch die großen Rinderherden. Sie selber arbeiten nicht, sondern haben für alles ihre Diener; aber ihr Regiment hat dem Lande einen guten Dienst geleistet. Wie andere schwarze Fürsten, so werden auch die Häuptlinge von Ruanda oft genug unschuldig Blut vergossen haben, aber eins hat sie ausgezeichnet: sie haben, wie es heißt, nicht in ihrem Lande, sondern immer nur an seinen Grenzen „Krieg geführt“. Eine einzige Sklavenkarawane der Araber hat einmal versucht in Ruanda einzudringen; hineingedrungen ist sie auch, aber herausgekommen ist sie nicht wieder. Die Tussi sind mit ihr fertig geworden. Darum ist Ruanda eines jener wenigen Gebiete in Mittelafrika, die nicht die Spuren des alles verwüstenden Sklavenhandels zeigen. Von allen Teilen Deutsch-Ostafrikas ist Ruanda mit den angrenzenden Bezirken am dichtesten bevölkert. Die Hälfte der ganzen Bewohnerschaft von Deutsch-Ostafrika wohnt in dieser Nordwestecke der Kolonie. Nicht um seiner Grasweiden, seiner langgehörnten Rinder und seines gesunden Klimas willen, sondern um seiner vielen tüchtigen Bewohner willen ist Ruanda ein reiches Land.

Doch der Schatz muß erst noch gehoben werden. Noch hat der Löwe seine Tazze darauf gelegt.

2. Afrikas Elend.

Auf einem Bergrücken, der durch eine Niederung von dem Königshügel mit der Hauptstadt Nyansa getrennt wird, haben wir unser Zelt aufgeschlagen. Der Abend bricht herein. Vom langen Marsche müde, strecken wir uns auf unser Zeltbett, aber der Schlaf flieht die Augen. Dem Schwazen unserer Träger haben wir durch einen kräftigen Befehl Einhalt getan. Auch sie haben sich ums Feuer gelagert und sind bald eingeschlummert; aber drüben von der Hauptstadt her ertönt lautes Gejohle und das dumpfe Dröhnen der Trommel zu uns herüber. Es ist nicht nur der Lärm selbst, der uns stört; uns bedrückt der Gedanke, daß dort Menschen bis an den Morgen sich einer wilden Lust hingeben, an der sie innerlich und äußerlich zugrunde gehen müssen.

So freundlich der Eindruck ist, den Ruanda zuerst auf den Besucher macht, so dürfen wir doch nicht vergessen, den Schleier ein wenig zu lüften, der über dem Elend Ruandas liegt, wenn wir die Wahrheit über Ruanda kennen lernen wollen. Dieselben Bilder, die Ruanda uns zeigt, kann man in wenig Veränderungen auch von den andern Völkern Afrikas malen. Es ist das Elend Afrikas, das uns in Ruanda entgegenschreit.

Als einer der Missionare der Bielefelder Mission, die seit dem Jahre 1907 in Ruanda tätig ist, bei seiner Missionsstation auch Bananen pflanzte, da lobten ihn die Ruandaleute als einen guten Hausvater, der dafür Sorge, daß seine Hausgenossen auch Bier bekämen. Sie waren erstaunt, daß keine einzige derselben zur Bierbereitung verwendet werden solle, denn sie selbst machen es anders. Von einem Gehöft zum andern ziehen sich die Bananen und beschatten die Pfade mit ihren breiten Blättern. Für uns wird der liebliche Anblick schmerzlich, wissen wir doch, daß die Bananen in Ruanda nicht als Nahrung dienen, sondern nur zur Bereitung des berausenden Getränkes, das in großen Mengen vom Volke genossen wird und dessen schädliche Wirkungen man überall spüren kann. Die Trunksucht ist ein weit verbreitetes Laster in Ruanda.

Die Tussi leben sogar, wie sie selbst sagen, nur von Milch und Bier und essen keine feste Speise. Wenn sie dies behaupten, so ist so viel richtig, daß sie allerdings viel Milch, und daß sie das Bier im Übermaß genießen, aber daß dies ihre einzige Nahrung sei, das ist, obwohl sie die stolze Rede führen: ein Tussi lügt nicht! doch eine Lüge. Damit sind wir auf einen andern großen Schaden im Leben dieses schwarzen Volkes gestoßen, die Lüge. Sie lügen nicht etwa nur in der Not, oder um einer Strafe zu entgehen, sondern weil ihnen die Lüge näher liegt als die Wahrheit. Der schwarze Bursche, der dem Missionar den Kaffee kocht und gerne des Morgens etwas später zu diesem Dienst erscheinen möchte, denkt sich eine ganze Geschichte aus. Er erzählt, wie er verlobt sei und heiraten wolle. Der Missionar gibt ihm Urlaub und allerlei Geschenke für die Braut mit. Nach acht Tagen kehrt er wieder zurück von dem Hochzeitsfest und bringt den Wunsch der jungen Frau vor, er möge doch des Morgens nicht so früh von Hause weggehen. Gerne gewährt sein weißer Herr die Bitte, bis er eines Tages erfährt, Kamari ist weder

verlobt noch verheiratet, sondern hat die Woche benutzt, um sich nach einem anderen Dienste umzusehen. Als er denselben nicht fand, hat er wenigstens versucht, etwas mehr Bequemlichkeit für sich herauszuschlagen. Wird der Lügner aber bei seiner Lüge er-
tappt, so schämt er sich nicht etwa, sondern lacht. Der Gedanke an eine Verantwortung für ihre Lügenhaftigkeit kommt den Ruandaleuten nicht.

Bei anderen afrikanischen Volksstämmen treten vielleicht andere Fehler mehr in den Vordergrund. Darum ist es auch nicht bei allen der Diebstahl, der so an der Tagesordnung ist wie in Ruanda, wo auf der Niederlassung des weißen Mannes alles sorgfältig unter Verschluss gehalten werden muß, und wo es dem Missionar begegnet, daß ihm ein Mann Werkzeuge zum Verkauf anbietet, die er kurz vorher bei ihm gestohlen hat.

Ein dunkler Schatten aber ruht auf ganz Afrika, der Fluch einer ungebändigten Sinnlichkeit, der Fluch der Vielweiberei. Kommt man in eine Negerhütte und sieht dort Kinder umher-
spielen, so darf man, auch von der Vielweiberei abgesehen, ohne weiteres nicht an ein Familienleben denken, wie wir es kennen. Wer weiß, wieviel Männer die Frau schon gehabt hat und wieviel Frauen der Mann, und aus welchen Verbindungen diese Kinder stammen! Wir ziehen gern den Schleier wieder zu über diesem häßlichen Fleck im Angesichte Afrikas.

Nicht alles Böse, dessen traurige Spuren wir in Afrika finden, ist afrikanisch. Der Sklavenhandel, durch den so weite Strecken entvölkert sind, ist besonders von den Arabern getrieben, und den Branntwein haben leider europäische Christen gebracht, und vieles, was wir an Afrika verabscheuen müssen, ist, wenn es auch nicht aus anderen Ländern stammt, so doch dort ebenso vorhanden wie in Afrika. Der Neger ist nicht grausamer als der Chinese. Die Greuel des Dreißigjährigen Krieges waren schlimmer als die des Hererosfeldzuges. Und wenn die afrikanischen Häuptlinge, welche größere Reiche zusammengehalten haben, ihre Herrschaft auf Blut gegründet haben, so war im tiefsten Grunde etwas anderes daran schuld als natürliche Grausamkeit. Wir wollen, weil aus Ruanda gerade ein bezeichnendes Beispiel fehlt, schon jetzt einen Blick hinüberwerfen nach dem Lande, mit dem wir uns gleich noch beschäftigen wollen, und das in seinen natürlichen Verhältnissen so große Ähnlichkeit mit Ruanda hat, nach

Uganda, wo einst dieselben finsternen Gestalten ihre Gewalt ausgeübt haben wie in Ruanda und überall in Afrika.

Als ich in der Hauptstadt von Uganda, in Mengo, weilte, da sah ich in der Ferne den Hügel Buddo liegen. Dort fand, wenn ein König gestorben war, die feierliche Einsetzung des Nachfolgers statt. Er „aß“ Uganda, indem er sich auf einem Stuhle niederließ und dadurch das Land in Besitz nahm. Wenn er dann heimging in seine Hauptstadt, so hatte er einen Speer in der Hand. Jeder, der ihm begegnete, der friedliche Landmann sowohl wie das unschuldige Kind, wurde niedergestochen. So weihte der König seine Herrschaft ein. Wenn der König von seinem verstorbenen Vater träumte, so ließ er am andern Morgen einige Hundert seiner Untertanen abschlachten, und wenn er zum Grabmal seines Vaters ging und den Zaun durchschritten hatte, der es umgab, so wurde, sobald etwa die Hälfte der den König begleitenden Leute durch das Tor hindurch war, auf einen Befehl des Königs das Tor geschlossen, und alle, die draußen waren, wurden niedergemacht. Beim Rückweg geschah das gleiche. Die besten Freunde des Königs waren sich ihres Lebens nicht sicher.

Nicht Grausamkeit, sondern Religion war der Grund zu solchen Schandtaten. Die Furcht und die Anbetung der Geister der Verstorbenen zwingt die Lebenden dazu. Wir blicken hinein in Afrikas tiefstes Elend, das Heidentum. Wenn die Neger es sind, durch die Afrikas Rätsel gelöst werden muß, so sind es doch nicht die heidnischen Neger, die das können. Solange sie im Banne der Geisterfurcht stehen, wird ihnen die wirkliche Kraft zur Erneuerung ihres Lebens fehlen. Ihre Religion hebt sie nicht, sondern drückt sie hinab; darum ist das Heidentum das eigentliche Rätsel Afrikas, der Löwe, unter dessen Krallen es verblutet.

3. Afrikas Sehnen.

Auf den Hof von Dsinga, der ersten evangelischen Missionsstation in Ruanda, kommt in höchster Angst ein Mann gelaufen. An seinen Armen trägt er die Striemen der Fesseln, denen er sich mit Mühe entrisen hat. Auf seinem Kopfe klappt eine frische Speerwunde. Er sucht Schutz bei den Missionaren. Ein schweres Verbrechen hat er begangen. Die Regenzeit ist ausgeblieben. Die längst beackerten Felder harren vergeblich der Bohnen- und Hirsesaat; wenn nicht bald die Wolken ihren Segen ausschütten

über das durstige Land, dann ist die Gefahr, daß eine Ernte verloren geht. Wer ist nun schuld daran, daß es nicht regnen will? Wer hat den Regen festgebunden? Dieser Mann war beschuldigt worden, und seine erregten Volksgenossen waren über ihn hergefallen und hatten gedroht, ihn zu töten. Zwar wohnt am Ufer des Kiwusees die Watege, die Regenzauberin. Sie hat eigentlich die Aufgabe, unter allen Umständen für Regen zu sorgen. Immer wieder schickt der König Boten an sie; Kinder werden ihr zum Geschenk dargebracht, aber auch die Drohung wird ausgesprochen: Wenn du nicht bald für Regen sorgst, so binden wir dir Hände und Füße und ertränken dich im See. Ja, sogar zu den weißen Männern kommen die Leute in ihrer Angst und flehen sie an: Gebt uns Regen. Wenn dann der Missionar sie hinweist auf den Geber alles Guten und wenn er sie auffordert, zu Gott zu beten, daß er Regen spende, dann lautet wohl die trostlose Antwort: Dich kennen wir, und den König Msinga kennen wir auch, aber Gott kennen wir nicht.

So sehr auch die religiöse Übung der heidnischen Ruandaleute sich auf die Geister der Verstorbenen richtet, so sprechen sie doch zuweilen von einem Wesen, das über den Geistern steht, von dem sie erzählen, daß es alles geschaffen habe, und von dessen Güte sie mancherlei zu berichten wissen. Imana nennen sie dies höchste Wesen. Von einem Suchen nach Gott finden wir, wenn wir dem ersten Anschein Glauben schenken, nichts in Ruanda, und doch lebt tief verborgen in der Seele des Volkes ein Sehnen nach ihm. Auch in Ruanda gilt, was ein anderes afrikanisches Negervolk in dem Liede ausgedrückt hat: „Wenn es einen Weg gäbe zu Gott, so würde ich ihn gehen.“ Die Gottesahnung in der Seele des Heiden, das ist die Stelle, wo das verborgene Fragen offenbart wird und wo die Antwort gegeben werden muß, wenn das Rätsel Afrikas gelöst werden soll.

Von Norden und Osten her dringt der Islam immer weiter in Afrika ein. Schon sind seine Boten auch in Ruanda an der Arbeit. Ein Wissen von Gott bringen auch sie, aber den Weg zu Gott zeigen sie nicht. Es ist im Grunde doch etwas anderes, was Afrika verlangt, als was der Islam bieten kann.

Eines Tages, so heißt es in einer der Überlieferungen von Ruanda, begegnete Imana einem Jüngling. Er fragt ihn: „Wie heißt du?“ „Ich heiße Utamabwo.“ „Wo bist du zu Hause?“

„Ich bin heimatlos.“ Imana sprach: „Komm, ich will dich beschenken.“ Er gab ihm viele Rinder. Als die Hutu von Kiniaga das hörten, wurden sie neidisch. Nach einigen Tagen kehrte Imana zurück. Die Hutu hörten es und sprachen: „Imana ist gekommen, kommt laßt uns ihn töten.“ Sie kamen zum Gehöft des Ntamabwo und sprachen zu dem Jüngling: „Wir wollen Imana töten.“ Ntamabwo antwortete: „Tut nicht so übel, daß ihr euch an Imana vergreift.“ Sie aber sprachen: „Wir töten ihn; er hat uns keine Rinder gegeben.“ Als Imana hörte, daß die Hutu ihn töten wollten, ging er hinaus und suchte die Hutu auf. Sie hatten Speer und Bogen. „Ihr wollt mich töten?“ fragte er. Sie riefen: „Ja, wir wollen dich töten!“ Sie schwenkten ihre Speere. Ein Hutu schleuderte seinen Speer auf ihn; ein anderer traf ihn mit dem Pfeil. Er stürzte hin. Ein dritter schlug mit dem Beil nach ihm. So töteten die Hutu Imana — Gott.

Auch wir kennen die Geschichte von einem, der vom Himmel auf die Erde kam, umherzog im Lande und Wohltat und seinen Mördern freiwillig entgegentrat und sie fragte: „Wen suchet ihr?“ Sollte Afrikas Sehnen vielleicht in ihm seine Befriedigung finden? Sollte er imstande sein, Afrikas Rätsel zu lösen?

Uganda mag darauf die Antwort geben.

III. Uganda.

Auf der stillen Bucht von Munjonjo träumten die Wasserrosen und überzogen die schweigende Fläche mit einem Netzwerk grüner Blätter und weißer, roter und blauer Blüten. Sie luden uns ein, mit ihnen am lauschigen Ufer die Zeit zu verbringen und auf die Pferde zu warten, die uns von Mengo, der Hauptstadt von Uganda, am Nachmittag entgegengesandt werden sollten. Aber wir wollten nicht träumen, sondern Gottes Wunder schauen, darum verweilten wir nicht, sondern mieteten uns Träger und wanderten mit rüstigen Schritten auf Mengo zu.

Eine breite Straße führte uns ins Land hinein. Wo es in Afrika statt der schmalen Negerpfade Straßen gibt, da ist das alte Afrika nicht mehr zu finden; je weiter wir kamen, desto deutlicher sahen wir, daß in Uganda eine neue Zeit angebrochen ist. Auch an dem Wege, auf dem wir gingen, fehlte es nicht an Wildnis. Aber wir waren erstaunt, wie sich an beiden Seiten

fast ununterbrochen Feld an Feld reihte. Hauptsächlich waren es Bananenhaine, denn Bananen sind in Uganda die Hauptspeise der Eingeborenen. Am Rande der Felder war vielfach Maniok gepflanzt, welcher die Höhe von kleinen Bäumchen erreicht, und dessen Wurzeln, ähnlich wie unsere Kartoffeln, als Speise benutzt werden.

Die neue Zeit machte sich uns auch eindrücklich bei den Gehöften, an denen wir vorüber kamen. Noch sahen wir manche runde Hütte von derselben Art, wie sie in Ruanda die Wohnung der Menschen bildet, wir kamen aber auch an einer ganzen Reihe von viereckigen Häusern vorüber. Aus dunkelbraunen Luftziegeln waren sie gebaut, hatten Fenster und Türen, und vor dem Hause pflegte eine Veranda, die auf gemauerten Pfeilern ruhte, Schatten zu spenden. Worüber wir aber am meisten staunten, das waren die Gärten, die wir vor den Häusern sahen, nicht Fruchtgärten, sondern Blumengärten. Rabatten von roter und gelber Canna waren von einem niedrigen roten Kraut eingefast, der sauber gepflegte Hof war von Zitronenbäumchen umgeben. Wenn in einem Negervolk die Freude an Blumen erwacht, dann hat es einen großen Schritt aus seinem alten Zustande herausgetan.

Nicht in allen Dingen scheint das Alte so schnell zu verschwinden. Die kleineren Kinder verschmähen auch in Uganda noch vielfach jegliche Kleidung. Die Frauen sehen wir nach alter Sitte in ein großes Tuch aus rotbraunem Rindenzeuge eingehüllt. Die Männer tragen — wie anderswo in Ostafrika — das Lendentuch, darüber den weißen, bis auf die Füße herabfallenden arabischen Talar und darüber vielleicht noch eine europäische Weste. Von den Vornehmeren tragen einige auch Stiefel. Später haben wir die Leute bei ihrer Arbeit auf den Feldern beobachtet. Früher waren es nur die Frauen, die in Uganda den Acker zu bestellen hatten. Mit der Hacke, wie sie auch in Ruanda gebräuchlich ist, bearbeiten sie das Land. Wie kommt es, daß seit wenigen Jahren auch die Männer auf dem Felde zu erblicken sind? Das macht der Baumwollbau. Durch die von der evangelischen Englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft eingerichtete Ugandakompagnie — eine christliche Handelsgesellschaft — ist der Baumwollbau in Uganda eingeführt. Die Versuche der Regierung mißlangen; der Mission ist es zu verdanken, daß schon zehn Jahre nach dem Beginn des Unternehmens die Ein-

geborenenbevölkerung von Uganda in einem Jahr etwa 40000 Zentner erstklassiger Baumwolle nach Europa ausgeführt hat.

Wir näherten uns der Hauptstadt. An einem Zaun wanderten wir entlang, der ein mächtiges Grundstück umgab. Aus dem goldgelben Rohr war er geflochten, das die zwischen den Hügeln von Uganda sich hinziehenden Sümpfe bedeckt. An dem Muster des Flechtwerkes und an der Höhe des Zaunes können wir erkennen, daß sich dahinter das Anwesen des Königs befindet. Mengo ist eine Hügelstadt, und gerade der Hügel Mengo hat der Hauptstadt den Namen gegeben, denn auf ihm wohnt der König. Wir denken an die Zeiten, wo er noch droben auf Rubaga thronte, dem Hügel, der jetzt der katholischen Mission gehört, und erinnern uns all der Greuel des afrikanischen Heidentums und der Ströme von Blut, die einst hier geflossen sind. Wenn wir jetzt den König in Mengo besuchen, so kommen wir durch eine Reihe wohlgepflegter Höfe und Gärten zu einem europäischen Hause. Wir hören, daß der König gerade mit einigen Knaben seines Alters — er war damals, als ich in Mengo weilte, etwa neun Jahre alt — auf dem Spielplatz Fußball spielt. Wir wollen ihn heute nicht weiter stören. Wir werfen noch einen Blick hinein in die Halle, in der die Versammlungen der Lukiko, des Reichsrates des Königs, stattfinden. Der Boden der Halle ist nach alter Gandasitte mit Gras bedeckt. Am Ende aber steht, in blau, rot und gold gehalten, der Thronstuhl des Königs, dem man es sofort anmerkt, daß er aus Europa stammt, auch ohne die Inschrift in englischer Sprache, die über seiner Lehne sich befindet: Recht und Freiheit. Also das ist der Grund, weshalb es in Uganda so anders aussieht als früher. In Uganda blühen jetzt Recht und Freiheit, weil das Gandavolk seine Freiheit verloren hat und unter der Herrschaft des englischen Volkes steht. Den Segen europäischer Kolonialherrschaft kann man gerade in Uganda deutlich erkennen; doch europäische Kolonialherrschaft erstreckt sich ja fast über ganz Afrika, und dennoch vermögen wir nicht, dieselben Früchte zu entdecken, wie sie in Uganda gezeitigt worden sind. Es muß doch wohl noch ein anderer Grund sein, der auf die Entwicklung des Landes eingewirkt hat.

Wir wandern vom Tore des Königs die große, breite Hauptstraße entlang und kommen an dem Gehöft des Katikiro, des schwarzen Reichskanzlers, vorüber. Auch dieses wird von einem

hohen Zaun eingeschlossen. Am Tor drängen sich Leute und lesen einen Anschlag, der dort ausgehängt ist. Er ist mit der Schreibmaschine in der Gandasprache auf Papier geschrieben. Wenn man in einer Stadt Anschläge macht, so setzt man doch voraus, daß die Bevölkerung lesen kann. In den meisten Ländern von Afrika wäre es vergebliche Mühe, zu versuchen, durch Anschläge den Negern etwas bekannt zu geben, aber die Ganda können lesen; denn über Uganda zieht sich ein Netz von Schulen, und Hunderte von schwarzen Lehrern verbreiten unter der Bevölkerung die Kunst des Lesens und Schreibens. Die Mission ist es gewesen, die diese Kunst ins Land gebracht hat. Und das Buch, in dem diese Kunst hauptsächlich geübt wird, ist die Bibel. Kommen wir auf den Marktplatz von Mengo, so sehen wir dort ein Haus, in dem nicht die Dinge feilgehalten werden, um deretwillen der Neger sonst so gern in den Kaufladen geht; es ist das Haus der britischen Bibelgesellschaft, und Bibeln, Schulbücher und andere gute Schriften werden hier angeboten und eifrig gekauft. Bezahlt wird vielfach noch mit dem alten Gelde der Ganda und anderer afrikanischer Völker, mit den Kaurimuscheln.

So bin ich manchmal durch Mengo gewandert und habe immer wieder neue Eindrücke aufgenommen von der wunderbaren Veränderung, die hier vor sich geht. Wie wird für das leibliche Elend dieses Volkes jetzt gesorgt! Eines Tages trat ich ein in ein großes, helles Gebäude. Ich ging durch weite Säle, in welchen auf sauberen Betten die Kranken lagen. Es war das Hospital, das die evangelische Mission eingerichtet hatte. Zwei tüchtige Ärzte stehen an der Spitze. Europäische Krankenschwestern, aber auch eingeborene Pfleger und Pflegerinnen helfen ihnen bei ihrer großen Arbeit. In der Poliklinik daneben sah ich eines Morgens wohl 200 Menschen sich um einen Arzt drängen. Hier wird gegen die furchtbare Schlafkrankheit gekämpft, hier ringt man mit den bösen Folgen heidnischer Unsittlichkeit, und doch weiß man, daß weder das Messer des Arztes noch eine Medizin imstande ist, den eigentlichen Grund so vieler Schäden zu beseitigen. Und darum läßt der Arzt es sich nicht nehmen, wenigstens an einem Nachmittage in der Woche an einem feinen Leuten nun schon bekannten Platze die Menschen um sich zu sammeln, um ihnen das zu bieten, was nach seiner Meinung

allein dem Elend Afrikas wehren und das Sehnen Afrikas stillen kann. Er predigt das Evangelium.

Wir wandern den Hügel hinauf, der den Namen Namirembe, d. h. Frieden, trägt. Wir sehen an der Seite des Weges allerlei Werkstätten. Da ist ein schwarzer Tischlermeister bei der Arbeit, und fertigt Geräte an, wie sie die Ganda früher nicht gekannt haben, nach denen aber jetzt das Bedürfnis je mehr und mehr erwacht. Er arbeitet nicht nur selbst, sondern er hat auch seine schwarzen Lehrlinge, die er anlernt. Drunten im Tal habe ich's ein andermal gesehen, wie ein schwarzer Ziegeleibesitzer seine Ziegelsteine formte. Wer sich jetzt in Mengo ein Haus bauen will, braucht nicht mehr — wie wir es in Ruanda tun müssen — seine Ziegel selbst herzustellen, der schwarze Ziegler liefert sie ihm, gebrannt oder ungebrannt, wie er sie haben will. Es ist eine Freude, in diese fleißige Tätigkeit hineinzublicken.

Aber noch schöner ist es, wenn am Sonntagmorgen die Werkstätten geschlossen sind, und doch so viele Menschen den Weg nach Namirembe hinaufpilgern. Von dem Gipfel des Hügels tönt dumpfer Trommelschlag an unser Ohr. Ladet dort etwa die Trommel — wie wir es sonst oft genug in Afrika hören — zum heidnischen Tanze ein? Doch die Leute, die da hinaufpilgerten, sahen nicht so aus, als ob sie tanzen wollten. Andächtig, in feierlicher Kleidung, zogen sie ihre Straße. Da nähert sich eine Schar ganz besonders stattlich gewachsener Männer. Ehrfurchtsvoll werden sie von der Menge begrüßt. Viele knien am Wege nieder und rufen: „Otianno, sebo!“ (= Sei begrüßt, o Herr.) Ihre Ehrfurcht gilt einem Knaben, der in der Mitte jenes Zuges den Berg heraufkommt. Aus braunem Rindenstoff trägt er einen wallenden Mantel, der oben breit mit Gold gestickt ist. Auf dem Haupte sitzt ihm die goldgestickte Kappe. Der Elfenbeinstab, den er trägt, hat einen goldenen Knopf. Es ist Daudi Tschwa, der König von Uganda, der mit seinem Gefolge nach Namirembe zieht, um in die Kirche zu gehen. Denn oben auf dem Hügel liegt die große evangelische Kathedrale der englischen Mission. Wir staunen, wenn wir das Gebäude erblicken. Ein riesiges Grasdach, nach alter Gandaart, nur viel, viel größer, als es früher je auf einem Gandahaus gelegen hat, deckt den dreischiffigen Dom, in Kreuzform gebaut, mit gotischen Fenstern in den Mauern. Das Dach wird getragen

von runden Säulen. Diese sind oben zwar nicht durch eingemauertes Gewölbe, wohl aber durch ein Balkenwerk verbunden, das den Eindruck macht, als seien es lauter Gewölberippen, und das in seinem Schmuck von goldgelbem Rohr und dunkelbraunem Bast den rechten Übergang bildet von dem europäischen Geschmack des gotischen Mauerwerks zu dem afrikanischen des Gaudadaches. Dreitausend Menschen haben in dieser Kirche Platz. Etwa tausend hatten sich wohl an diesem Sonntagmorgen dort versammelt. Sie saßen nicht auf Bänken, sondern kauerten auf Matten am Fußboden. Jeder hatte seine Bibel und sein Liturgienbuch bei sich. Im hohen Thor saßen der Bischof und die Missionare. Ihnen gegenüber hatte der König seinen Sitz. Als Zeichen seiner Würde war nach afrikanischer Sitte das Leopardenfell vor ihm ausgebreitet. Seine Häuptlinge umgaben ihn.

Unter dem feierlichen Vorspiel der Orgel zogen die Geistlichen, die heute im Gottesdienst tätig sein sollten, ein. Zwei von ihnen waren Schwarze, und auf die Kanzel zur Predigt stieg auch nicht ein Weißer, sondern ein schwarzer Pastor. Er erinnerte an die alte Zeit, aus der die wunderbare Veränderung in Uganda geboren ist. Er führte uns im Geist an die Stätten, die für die Geschichte von Uganda heilig sind. Ich bin später zu ihnen hinausgepilgert. Zwei einsame Plätze waren es, an denen ich mit tiefer Ehrfurcht stand. Das eine war der verwachsene Garten Alexander Mackays, des Missionars und Bahnbrechers in Uganda. Noch sah man die Fundamente des ersten Hauses, in dem er gewohnt, Siegel von dem Kirchlein, in dem zuerst in der Gandasprache Gottesdienst gehalten worden ist. Der andere Platz ist ein stiller Hügel am Rande eines Sumpfes. Er wölbt sich über den Gebeinen der drei Knaben, die hier lebendig verbrannt wurden, weil sie Christen werden wollten.

Der Heldenmut eines Mackay, die Bekenntertreue der Märtyrer von Uganda, das sind die Kräfte, die Uganda so umgestaltet haben, daß der Bann gebrochen ist, der einst auch über diesem Lande lag. Aus dem Evangelium stammen diese Kräfte. Darum ist das Evangelium, und nur das Evangelium die Lösung des Rätsels von Afrika. Wer das gesehen und erlebt hat, der kehrt nicht enttäuscht aus Afrika heim, sondern er ruft allen, die etwa auch als Glücksucher nach dem dunkeln Erdteil ziehen, mit dankbarem Herzen zu: „Freue dich, ich bin dagewesen!“



Verlag der Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg 26.

Aus Gottes Werkstatt

Skizzen und Bilder aus Natur- und Geisteswelt.

Herausgegeben von D. Martin Hennig.

312 Seiten gr. 8°. Mit Original-Buchschmuck von A. Biedermann.
Brosch. M. 3.—, einfach gebunden M. 3.50, Geschenkband M. 4.50

Der Titel eines trefflichen Buches „Aus Gottes Werkstatt“ erweckt große Erwartungen und diese werden — um es gleich hervorzuheben — nicht nur in hervorragender Weise befriedigt, sondern weit übertroffen. Es sind Skizzen und Bilder aus der Natur- und Geisteswelt, die uns bedeutsame Ergebnisse der Forschung, wie sie unsere moderne hochentwickelte Naturwissenschaft theoretisch und praktisch erzielt hat, darbieten. Sie können jedem Gebildeten jeden Standes selne Kenntnisse in ausgezeichneter Weise vertiefen helfen. Ich kenne augenblicklich kein Buch, das so geeignet wäre für die Primaner der höheren Schulen, da gerade nach meiner Erfahrung die jungen Leute in dieser Entwicklungszeit diesen sogenannten brennenden Fragen ein außerordentliches Interesse entgegenbringen. Wohl! Hier kann es befriedigt werden. Jeder Lehrer, ob er in den Naturwissenschaften, im Deutschen oder in der Religion unterrichtet, fördert die ihm anvertraute Jugend, wenn er dieses Buch empfiehlt.

(Lehrgänge: Dr. P. Ebeling.)

Welch eine Wendung!

Bilder von Gottes Walten in der Geschichte der Völker.

Herausgegeben von D. Martin Hennig.

328 Seiten 8° illustriert. Brosch. M. 3.—, einfach geb. M. 3.50,
eleg. geb. M. 4.50

Nur zwei Prejurteile:

Das ist ein zeitgemäßes, wirksames Buch. Es möchte gerne, daß unserem durch mancherlei Zweifel angefressenen Geschlechte auch auf diesem Wege der Glaube an das Walten des Lebendigen Gottes gestärkt würde. Ein prächtiges Buch für die reifere Jugend ist es; denn es ist besonders geeignet, Begeisterung für Volk und Vaterland zu wecken; aber es ist auch ein Buch für die deutsche Familie und vor allem für jeden, der in der Vereinsarbeit oder Lehrtätigkeit steht, da die Einteilung in abgerundete, formvollendete und unterhaltend geschriebene Geschichtsbilder reiches Material zum Vorlesen und für Vorträge darbietet.

(Der Lehrerbote.)

Es ist ein vortrefflicher Gedanke des bekannten Herausgebers, diese Zeugnisse von Gottes Führungen in der Geschichte zu einem eindrucksvollen Gesamtbild zusammenzufassen. Auch für den, der die hier geschilderten epochemachenden Ereignisse kennt, gewinnen sie durch die frischen und lebendigen Schilderungen eines Beyer, Armin Stein, Dose u. a. neuen Reiz. Ich wenigstens konnte mich von der Lektüre nicht trennen, und meine Jünglinge haben leuchtenden Auges der Vorlesung gelauscht. Gerade für unsere Jugend, wüßte ich keine anregendere Lektüre, die zugleich so geeignet ist, die christliche Weltanschauung bei ihr zu befestigen und zu vertiefen. Dafür sei dem Unternehmer und seinen Mitarbeitern warmer Dank gesagt.

(Mon.-Bl. für Innere Mission.)

Verlag der Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg 26.

Taten Jesu in unseren Tagen

Skizzen und Bilder aus der Arbeit
der Inneren und Äußerer Mission,

gezeichnet von einer Reihe ihrer deutschen Vertreter
und herausgegeben von Direktor D. M. Hennig.

360 Seiten, Gr. 8°, brosch. M. 3.—, Volksausgabe in Halblwd.
geb. M. 3.50, Geschenkausgabe eleg. geb. M. 4.50.

„Medlenb. Kirchen- und Zeitblatt“: Das ist ein köstliches Buch! In Bildern, die aus dem Leben genommen sind, wird der Leser durch das weite Gebiet der christlichen Liebestätigkeit geführt, die die unwiderlegliche Apologie des christlichen Glaubens ist . . .

„Westf. Pfarrerblatt“ . . . Es existiert wohl kein Buch, welches in so trefflicher, konkreter Weise das praktische Christentum zeigt. Missions-sinn zu wecken und zu pflegen, dazu ist das Buch wirklich wie geschaffen. Mir hats bei den Besprechungen mit den Konfirmanden wertvolle Dienste geleistet; zu solchem und ähnlichem Gebrauch, sowie um einen Überblick über die schier unübersehbaren Missionsgebiete daheim und draußen an der Hand von abgerundeten Bildern zu bekommen, sei es hier empfohlen.

Wie der Meister uns in den Weinberg rief

Zeugnisse von Jesu Taten an seinen Jüngern,

dargestellt von bekannten Vertretern der Reichgottesarbeit
und herausgegeben von Direktor D. M. Hennig.

385 Seiten, Gr. 8°, brosch. M. 3.—, Volksausgabe, geb. M. 3.50,
Geschenkausgabe, eleg. geb. M. 4.50.

„Die christliche Kleinkinderpflege“: Ich las und las — Mitternacht war längst vorüber. Es ist aber auch ein Buch, das einen die Zeit vergessen macht. Mag sein, daß ich eine besondere Vorliebe für Biographien hege. Aber dieses Werk kann ich Ihnen allen mit gutem Gewissen empfehlen.

„Die Reformation“: Das Buch ist ein Spiegel der Gnade Gottes und ein Zeugnis von der Wirksamkeit des lebendigen Jesus in unseren Tagen.

„Leicht und Leben“: Dieses neu erschienene Buch ist ein würdiges Seitenstück zu den „Taten Jesu in unseren Tagen“. Wir gestehen, daß wir selten ein anziehenderes Buch gelesen haben. Wenn auch die Beiträge nicht alle auf gleicher Höhe stehen, so hat es doch etwas ungemein Anziehendes, in das Werden und Wachsen bekannter Männer Gottes hineinzuschauen und zu beobachten, wie mannigfaltig der Herr in seinen Wegen ist, die Seinen sich zuzubereiten zu seinem Dienst.

Verlag der Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg 26.

Des Glaubens Bedeutung im Kampf ums Dasein

Ein Apell von C. Skovgaard-Petersen.

16.—20. Auflage. Billige M. 1.80, 10 Expl. à M. 1.60, 20 Expl.
à M. 1.50. Elegant gebunden M. 3.—

Das Buch ist ein wahrer Schatz für jugendliche „Stürmer und Dränger.“ Wenn ein im Glauben unterwiesener Christ das Buch lesen kann, ohne zu wissen, wie er besser fährt mit dem Glauben und seinem Heiland oder ohne Ihn und ferne von Ihm, dem ist dann wirklich nicht zu helfen. Ich behalte mir vor, es fleißig zu vergeben. (Reichsbote.)

Es enthält eine Fülle von tatsächlichem Material und bildet eine überzeugende Apologie für die Herrlichkeit des Glaubens. Das Buch gehört in unsere Bibliotheken, in Jünglings- und Jungfrauenvereine und muß von uns warm empfohlen werden als eine vorzügliche Waffe gegen den Unglauben. (Westfälisches Pfarrerblatt.)

Natur und Bibel

in der Harmonie ihrer Offenbarungen

Ein Handbuch moderner Forschung, herausgegeben unter Mitwirkung
von Professor D. Hamann und D. Hauser von D. Johs. Riem.

Ca. 400 Seiten mit 17 Tafeln. Brosch. M. 4.50, geb. M. 5.—

Inhalt: I. Die Kosmogonie. Von D. Johs. Riem. 1. Die Schöpfung der anorganischen Welt. a) Die Materie. b) Die Himmelskörper. 2. Die Himmelskörper und ihre Bewohnbarkeit. 3. Die Sintflut. a) Die wichtigsten Sagen. b) Der Vorgang selber, seine Wirkung und seine Folgen. c) Der biblische Bericht etc. II. Lebensforschung und Lebenserkenntnis. Von D. Karl Hauser. 1. Organisches und Anorganisches. Begriff und Ursprung des Lebens. 3. Zweckmäßigkeit in der Schöpfung. 4. Entwicklungslehre. III. Herkunft des Menschen. Von Prof. D. Hamann. 1. Die Stellung des Menschen und die moderne Entwicklungslehre. 2. Der Körperbau des Menschen. 3. Das erste Auftreten des Menschen. 4. Der Mensch der Quartärzeit. 5. Die modernen Hypothesen über die Abstammung des Menschen. 6. Der Mensch in körperlicher und geistiger Beziehung.

„Drei namhafte Naturforscher haben sich hier zusammengetan, um ein in seiner Art vortreffliches apologetisches Handbuch zu schreiben. Vortrefflich ist es vor allem durch die Fülle, Genauigkeit und Zuverlässigkeit, sowie die übersichtliche Gliederung des Stoffes, Alle Fragen der Naturwissenschaft, die für die Weltanschauung Bedeutung haben, werden eingehend behandelt. Sehr wertvoll sind die Nachweise, daß die Gegner häufig noch auf einem wissenschaftlich längst überwundenen Standpunkt stehen...“

(Geisteskampf der Gegenwart.)

Klassiker der religiösen Weltanschauung

Herausgegeben von Professor D. E. Dennert.

2 Bände à ca. 30 Bogen, elegant gebunden je M. 4.50

- Band I: { Prof. D. Weis: Immanuel Kant, A. Bärthold: Sören
Kierkegaard, D. G. Samtleben: Charles Kingsley.
Band II: { Lic. D. v. Langsdorff: Johs. Tauler, Prof. D. Witte:
August Tholuck, Lic. A. Brudner: Geiler v. Kaysersberg.

Dieses gediegen ausgestattete, inhaltlich wertvolle, zeitgemäße Unternehmen möchte dem Suchen und Sehnen unserer Zeit in religiösen Fragen mit Antworten aus den Werken tiefgegründeter Männer entgegenkommen. (Die einzelnen Abschnitte sind in der unter dem Titel „Ewigkeitsfragen im Lichte großer Denker“ erschienenen Sammlung zum Preise von M. 1.90 pro Band auch gesondert zu haben.)

Ein Presseurteil:

Ein neues und zwar zeitgemäßes Unternehmen! Der Evolutionismus hat nicht gehalten, was er versprach. Der Materialismus hat abgewirtschaftet und befriedigt die Menschen nicht mehr. Aus allen Lagern heraus erklingen Fragen nach der unsichtbaren Welt, nach dem Woher und Wohin des Menschen, und allenthalben werden religiöse Probleme erörtert. Als Antwort auf alle diese Fragen bietet diese Sammlung die Gedanken der tiefsten Denker über die ewigen Dinge. Auf den Inhalt der einzelnen Bände näher einzugehen, halten wir für überflüssig, da die Werke der genannten Männer bekannt sind und ihre bleibende Bedeutung über jeden Zweifel erhaben ist. („Bausteine.“)

Serner erschien von demselben Verfasser:

Das Weltbild im Wandel der Zeit

5 Bogen kl. 4°. Elegant kart. M. 1.—, 10 Expl. 9.—

Diese neue glänzende Schrift des bekannten Naturforschers bringt in einer höchst fesselnden Wanderung durch die Jahrtausende die mühsame Arbeit des Menschengewisses an den Rätseln der Welt rings um uns her zu meisterhafter, klarer Darstellung; sie offenbart den Einfluß des Weltbildes auf den Charakter der Völker und umgekehrt; sie zeigt endlich, was wir Kinder einer neuen Zeit aus dem modernen Weltbilde lernen können.

Früher erschienen:

„Es werde!“ Ein Bild der Schöpfung. Von Prof. D. E. Dennert-Godesberg. 11.—13. Tausend. Elegant kartoniert M. 1.—

Das Geheimnis des Lebens. Von Prof. D. E. Dennert-Godesberg. 4.—6. Tausend. Mit zahlreichen Tafeln. Elegant kartoniert M. 1.—

Naturgesetz, Zufall, Vorsehung. Von Prof. D. E. Dennert-Godesberg. 6.—8. Tausend. Elegant kartoniert M. 1.—

Es ist eine Lust, diese Büchlein zu lesen und es wäre ein Verdienst, wenn sie allen denen in die Hand gegeben würden, die das Christentum für eine veraltete und abgetane Sache halten.

24768